

Diskussion

Im Sinne eines Nachrufs: Die Geschichte Jugoslawiens von Holm Sundhaussen (* 17.4.1942 – † 21.2.2015) als Vermächtnis

„Zurück blieb die kleine Schar der Jugoslawien-Forscher, die den geistigen Scherbenhaufen wieder zusammensetzen versuchen.“

Holm Sundhaussen: Das „Schweigen der Lämmer“ und andere Ver(w)irrungen in den 1990er Jahren, in: Südosteuropa 60 (2012), H. 4, S. 555–567, S. 567.

HOLM SUNDHAUSSEN: Jugoslawien und seine Nachfolgestaaten 1943–2011. Eine ungewöhnliche Geschichte des Gewöhnlichen. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2012. 567 S. ISBN: 978-3-205-78831-7.

Am 21. Februar 2015 verstarb Holm Sundhaussen, Doyen der deutschsprachigen Südosteuropa-Forschung, im Alter von 72 Jahren in Regensburg, völlig unerwartet und viel zu früh.¹ Auf traurige und unvermittelte Weise wurde die Besprechung seines 2012 erschienenen Buches *Jugoslawien und seine Nachfolgestaaten 1943–2011. Eine ungewöhnliche Geschichte des Gewöhnlichen* zu einem Nachruf, das Buch selbst zu seinem vielleicht wichtigsten historiographischen Vermächtnis.

Sundhaussens Geschichte Jugoslawiens seit 1943 und der Nachfolgestaaten bis 2011 trägt einen Untertitel, der auf jedes Buch passen würde, das von Staatsgründung und Staatsbildung, von Krieg, Zerfall, wiederum Staatsgründung und -bildung sowie von radikalen gesellschaftlichen Transformationen handelt. Der Untertitel ist hier allerdings Programm: wider jene geschichts- und sozialwissenschaftlichen Betrachtungsweisen, die in auffällig unreflektierter Weise entlang der in den 1990er Jahren rasch und unheilvoll wiederbelebten Pulverfass- und Balkanisierungsmetaphern, Zuschreibungen historisch nicht belegbarer kollektiver negativer Eigenschaften sowie a priori angenommener kultureller und zivilisatorischer Rückständigkeit argumentieren. Jugoslawien war sicherlich eine ungewöhnliche Geschichte, „eines der spannendsten und kontroversesten Staatsbildungsexperimente des 20. Jahrhunderts“ (*jednog od najzanimljivijih i najkontroverznijih državotvornih eksperimenata u XX veku*), wie es 2012/2013 im Ausstellungskatalog *Jugoslawien: vom Anfang bis zum Ende* des Museums für die Geschichte Jugoslawiens in Belgrad hieß.² Aber es war

1 Vgl. die Nachrufe von ULF BRUNNBAUER, in: H-Soz-Kult (23.03.2015): <<http://www.hsoz-kult.de/news/id/nachrichten-2649>> (14.05.2015); Jürgen Kocka Zum Tode des Serbien-Historikers Holm Sundhaussen. Aufklärerische Kritik am Nationalismus, in: Der Tagesspiegel (25.02.2015), <<http://www.tagesspiegel.de/wissen/zum-tode-des-serbien-historikers-holm-sundhaussen-aufklaererische-kritik-am-nationalismus/11422394.html>> (18.05.2015); ĐORĐE TOMIĆ / MARIJA VULESICA, in: Südosteuropäische Hefte 4 (2015), H. 1: <<http://suedosteuropaeische-hefte.org/>>, sowie HANNES GRANDITS, ebd., mit Verweisen auf weitere Nachrufe (14.05.2015).

mitnichten eine Geschichte, die nicht anderswo in ähnlicher Komplexität und Intensität auch geschehen wäre und geschieht. Insofern war sie „gewöhnlich“ und ist vergleichbar.

Auf 567 Seiten erschließt Sundhaussen den interessierten Leserinnen und Lesern die Geschichte Jugoslawiens seit seiner erneuten Gründung im Zuge der zweiten Sitzung des *Antifaschistischen Rates der Volksbefreiung Jugoslawiens* (AVNOJ) im bosnischen Jajce im November 1943. Das zweite, sozialistische Jugoslawien entstand aus dem Volksbefreiungskampf der kommunistisch geführten Partisanenbewegung gegen die nationalsozialistische und faschistische Besatzung. Seine Gründung schloss massive Gewalt, Willkür und Repression gegen als Feinde wahrgenommene Teile der jugoslawischen Gesellschaft ein. Ein halbes Jahrzehnt nach der Etablierung des Staates begann mit dem Ausschluss aus der Kominform durch Stalin 1948 die Geschichte Jugoslawiens zwischen den Blöcken des Kalten Krieges. Das wirtschaftliche Experiment der betrieblichen Selbstverwaltung avancierte im darauffolgenden Jahrzehnt zu einem sozialistischen Vorzeigeprojekt, das nicht zuletzt in der westeuropäischen Linken beträchtliches Interesse (und beträchtliche Hoffnungen) weckte. 1968 und die Ölkrise von 1973 markierten auch für Jugoslawien eine Zeit sozialer Proteste und die endgültige Offenbarwerdung wirtschaftlicher Probleme. Nicht zuletzt bestimmten nationale Konflikte fortan die politische Agenda. Titos Tod im Mai 1980 und Gorbatschows Perestrojka-Politik seit 1985 raubten Jugoslawien schließlich zuerst sein letztes inneres Kohäsionssymbol und dann auch seinen äußeren ideologischen Gegner im Osten. Kombiniert mit dem Scheitern der Wirtschaftspolitik und den innerjugoslawischen Verteilungskämpfen mündete dies nicht nur, wie im Rest Europas, in die ultimative Legitimationskrise des staatssozialistischen Modells, sondern generierte kriegерische Auseinandersetzungen und Massengewalt sowie sieben neue Staatsgründungen – Slowenien, Kroatien, Bosnien-Herzegowina, Serbien, Montenegro, Mazedonien, Kosovo – von denen mindestens die Hälfte bis heute alles andere als konsolidiert ist. Sundhaussen hegte diesen Staaten gegenüber eine große Skepsis. Sie seien aus „hastig anberaumten Volksbefragungen“ hervorgegangen (S. 15) und, von Slowenien abgesehen, kaum geeignet, die Herausforderungen des 21. Jahrhunderts zu meistern (S. 531). In Bosnien-Herzegowina beispielsweise setzten Politiker den Krieg mit anderen Mitteln fort. Sundhaussen zitiert immer wieder Quellen, die den baldigen Zerfall prophezeien.

Die Geschichte Jugoslawiens ist „ungewöhnlich“, ja, und so kompliziert, dass der kombinierte Effekt von rasch hervorgezauberten „Erklärungen“ angesichts des Desasters der 1990er Jahre und von beschleunigten, nicht immer nachhaltigen Konfliktlösungs-, Demokratisierungs-, Multiethnisierungs- und Staatsbildungsbemühungen internationaler wie auch nationaler Akteure ein Narrativ des Scheitern-*Müssens* hervorgebracht hat. „Viele Politik- und Sozialwissenschaftler haben [...] versucht, das Ende Jugoslawiens mit verschiedenen Theorien zu erklären. Gelungen ist ihnen das nicht. Keiner dieser Versuche war völlig überzeugend oder konsensfähig [...]“ (S. 11) Die Sozialwissenschaften im Gewand der „Transformationsforschung“ sekundierten das historisch-empirisch nicht belegbare Narrativ des von Anbeginn an zum Scheitern verurteilten Staates, das blind war für das „Ungewöhnliche“, ja Verwegene und teilweise Richtungsweisende des jugo-

2 Jugoslavija: od početka do kraja. Muzej istorije Jugoslavije. Beograd, 01.12.2012–03.03.2013: <<http://mij.rs/poseta/izlozbe/66/jugoslavija-od-pocetka-do-kraja.html>> (14.05.2015).

slawischen Staatsexperimentes. Sundhaussens gelegentliche Anspielungen und Vergleiche zwischen dem Bundesstaat Jugoslawien der 80er Jahre und der damaligen EG bzw. heutigen EU machen zwar evident, dass Jugoslawien deutlich mehr als die heutige EU gewesen ist, dass aber die Parallelen – Proporz, Verfassungsbürokratie, Partikularinteressen – frappierend sind.

Das historiographische Ex-post-Narrativ des Scheitern-Müssens beweist bereits an sich eindrücklich, dass Jugoslawien nicht nur am antidemokratischen Primat der kommunistischen Partei scheiterte („Nicht die vorhandenen Probleme waren das Problem, sondern die Nichtakzeptanz jeder Form von politischem Pluralismus.“ S. 27), sondern dass es auch dem streng nationalstaatlich ausgerichteten europäischen Zeitgeist entgegenlief, der nicht von ungefähr in den Nachfolgestaaten eine rigorose, geradezu verzweifelpathologische Ausprägung erfahren hat. Ein zu großer Anteil der jüngsten Historiographie in den Nachfolgestaaten (und nicht nur dort) geht in analoger Weise teleologisch, verengt und auch ideologisiert vor, wie es die titoistische Geschichtsschreibung zuvor tat – nur unter anderen, oft sogar unreflektierteren Vorzeichen. Das muss sich ändern, so der Grundtenor von Sundhaussens Buch, dem die Rezensentin nur zustimmen kann.

Die Historisierung der jüngsten Vergangenheit und der systemischen Veränderungen von 1989/90 hat erst begonnen. Unter keinen Umständen sollte die Zeitgeschichte des südöstlichen Europas seit 1945 als ein Schiffswrack-Narrativ betrieben werden, das – implizit oder explizit – annimmt, dass die Nationalisierungs-, Modernisierungs- und Staatsbildungsprojekte des 20. Jahrhunderts in der Region a priori zum Scheitern verurteilt waren.³ Die Annahme einer Art normativen Messlatte (der „Westen“), an der alles Andere zu messen sei, und die für das Gefühl der Rückständigkeit oder Verspätung verantwortlich ist, ist kein Alleinstellungsmerkmal der Geschichtsschreibung zum südöstlichen Europa, daran sei erinnert. Jahrzehntlang waren deutsche Selbstbilder von Vorstellungen einer verspäteten Nationswerdung, eines „Sonderwegs“, geprägt, bevor man begann, die eigenen Grundannahmen zu differenzieren.⁴

Die Geschichte Jugoslawiens gehörte seit dem Staatszerfall zu denjenigen Narrativen, in welchen *ex post facto*-Interpretationen besonders evident waren, konditioniert durch die dringlichste aller Fragen: Warum generierte der Zerfallsprozess so massive Gewalt? Die Vermutung, der multinationale Staat sei von Anfang an – von 1918 an – zum Scheitern

- 3 Vgl. ALEXANDER KIOSSEV Self-Colonizing Metaphor, in: Zbynek Baladrán / Vit Havránek (eds.): Atlas of Transformation. Prag, Zürich 2010: <<http://monumenttotransformation.org/atlas-of-transformation/html/s/self-colonization/the-self-colonizing-metaphor-alexander-kiossev.html>> (14.05.2015), zur diesbezüglichen Selbststilisierung in den Ländern des südöstlichen Europas; sowie MARIA TODOROVA The Process of Remembering Communism, in: Maria Todorova (Hg.): Remembering Communism. Genres of Representation. New York 2010, S. 9–34, für eine allgemeine Bestandsaufnahme zum Stand der (vergleichenden) Geschichte zu den Staatssozialismen.
- 4 Vgl. REINHART KOSELLECK Deutschland – eine verspätete Nation, in: Reinhard Koselleck: Zeitschichten. Studien zur Historik. Frankfurt/M. 2000, S. 359–380; THOMAS WELSKOPP Identität ex negativo. Der „deutsche Sonderweg“ als Metaerzählung in der bundesdeutschen Geschichtswissenschaft der siebziger und achtziger Jahre, in: Konrad H. Jarausch / Martin Sabrow (Hg.): Die historische Meistererzählung. Deutungslinien der deutschen Nationalgeschichte nach 1945. Göttingen 2002, S. 109–139.

verurteilt gewesen, erwies sich als verlockend. Allerdings bediente man sich auf diese Weise einmal mehr eines festgelegten analytischen Rasters. Wenn die Unfähigkeit, nachhaltige Legitimität zu erlangen, im Rückblick als ein zentrales Moment jugoslawischer Staatlichkeit seit 1918 erscheint, so zäumt der Schluss, Jugoslawien sei deshalb seit seinen Anfängen zum Scheitern verurteilt gewesen, das Pferd von hinten auf und ignoriert Generationen von Staatsmännern, die ganz gewiss nicht das Scheitern ihres Projektes im Sinn hatten.⁵

Zum Zeitpunkt des Ausbruchs der Jugoslawienkriege Anfang der 1990er Jahre und sehr wahrscheinlich, ohne spezifisch an die möglichen historiographischen Folgen des staatssozialistischen Niedergangs oder gar der Kriege zu denken, erteilte der britische Historiker John Breuilly jeder Art teleologischer Geschichtsschreibung eine Absage: „Historians seek to understand change over time. They cannot wipe from their minds their knowledge of how more recent history relates to more distant history. Nor should they, even if they could, because it would involve tossing away the one advantage the historian enjoys over the historical actors – that is, knowing what comes next. What, of course, is objectionable is the assumption that what comes next had to come next or to analyse earlier situations in terms of the forces ‚promoting‘ or ‚hindering‘ the later events.“⁶

Holm Sundhaussen hat vorgemacht, wie das geht. Seine umfassende Synthese des Forschungsstandes bis 2011 liefert nichts weniger als eine Grundlage für eine – entpathologisierte – Erneuerung der Geschichtsschreibung zu Jugoslawien und für die beginnende Historisierung der Jahre seit 1990.⁷ Im die Zerfallskriege betreffenden Teil hielt er sich rigoros und umfassend an den Kenntnisstand zum Zeitpunkt des Schreibens (2011), was nicht zuletzt den kontinuierlichen Informations- und Wissensgewinn der Jahre danach deutlich werden lässt, etwa angesichts der Arbeit von Instanzen wie dem Internationalen Strafgerichtshof für das ehemalige Jugoslawien (ICTY). Im Abschnitt über das Haager Kriegsverbrechertribunal (S. 419–433) sticht die Bedeutung der Courage einzelner Personen für die schlussendlich erfolgreiche Arbeit des Gerichts hervor. Mit Blick auf den Völkermord von Srebrenica bezieht Sundhaussen nicht Position bezüglich der Verantwortlichkeiten und versucht nicht, die im Narrativ (S. 356–358) vorhandenen Brüche zu erklären. Wer das Buch im Jahr 2015 liest, mag bedauerlich finden, dass es keine aufschlussreicheren Informationen zu den Hintergründen etwa der seit 2013 teilweise er-

5 Eine der bekanntesten und detailliertesten Analysen, die auf diesem analytischen Fehlschluss beruht, ist SABRINA P. RAMET *The Three Yugoslavias: State-Building and Legitimation, 1918–2005*, Washington/DC 2005. Dadurch, dass sie den titoistischen Staat als a priori illegitim begreift, setzt sie sich nicht damit auseinander, ob die politisch maßgeblichen Akteure nach Legitimität strebten und/oder diese (zumindest zeitweise) erlangten. Gleichzeitig beharrt sie auf der Existenz einer Krise eben derselben Legitimität.

6 JOHN BREUILLY *Conclusion: National Peculiarities?*, in: John Breuilly: *Labour and Liberalism in Nineteenth Century Europe. Essays in Comparative History*. Manchester 1992, S. 273–295, S. 278–279.

7 Vgl. SVJETLAN LACKO VIDULIĆ / BORIS PREVIŠIĆ (Hg.): *Traumata der Transition. Erfahrung und Reflexion des jugoslawischen Zerfalls*. Tübingen [u. a.] 2015. = *Kultur – Herrschaft – Differenz*, 19.

folgreichen Klagen von Hinterbliebenen der Opfer des Massakers gegen die Niederlande enthält.

Analog gibt es weitere Aspekte, die sich angesichts der jüngsten Entwicklungen bereits anachronistisch oder fehlgeleitet lesen, etwa das Bild von Slowenien als einem „erstaunlichen Erfolg“, der „eine eigene Untersuchung“ wert wäre (S. 404). Eine solche Untersuchung würde inzwischen wohl auch fragen, wie sich das Land so unglaublich rasch vom „Musterschüler“ zum krisengeschüttelten Korruptionsland hat wandeln können, für das nicht selten das Wort vom „zweiten Griechenland“ bemüht wird.⁸ Die Referenz auf den niederländischen Anthropologen Mart Bax (S. 339, Anm. 675), würde man heute wohl nicht mehr so stehen lassen, da Bax 2013 des wissenschaftlichen Betrugs überführt wurde.⁹ Bei anderen Themenbereichen bleibt wichtige Literatur vernachlässigt, etwa die Arbeiten von Pamela Ballinger im Abschnitt zur Triest-Frage (S. 116–118). Manchmal hätte man sich eine Graphik gewünscht, etwa bei der Beschreibung des Wandels der politischen Institutionen und ihrer Funktionen rund um die Verfassung von 1974 (S. 200–204), die in ihrer Dichte schwer verständlich ist. Bisweilen wirkt sich der dünne Forschungsstand dahingehend aus, dass die Akteure blass bleiben (müssen), so in der Darstellung des Selbstverwaltungssozialismus, die synthetisch ausfällt, ohne wirklich zu erklären, und sich hauptsächlich auf im Open Society Archive in Budapest befindliche, online zugängliche Dokumente beruft, z. B. in der Beschreibung der Krise der 1980er Jahre (S. 208–213).

Kurz: Wenn Sundhaussen keine Belege hatte, hielt er sich zurück, und diese Haltung zeichnete ihn aus. Gleichwohl ist seine Darstellung so komplex wie angesichts des Forschungsstandes möglich, was hier und da, und insbesondere im – sehr detailreichen – Teil über die Zeit seit 1990, einen Stückwerkeindruck hervorruft, hervorrufen musste (und vielleicht sollte).¹⁰ In seiner 2007 erschienenen *Geschichte Serbiens* hat Sundhaussen sein Selbstverständnis formuliert: „Ich sehe mich weder in der Rolle eines Verteidigers noch eines Anklägers, geschweige denn eines Richters. Um im Bild zu bleiben, verstehe ich mich eher als Gutachter oder Ermittler, als jemand, der Spuren sichert, Befunde zusammenträgt, prüft und abwägt und mit dem Mut zur Lücke leben muss.“¹¹

Latinka Perović erkannte Anfang 2009 in einer der ersten Reaktionen auf die serbische Übersetzung von Sundhaussens *Geschichte Serbiens*¹² in der Belgrader Tageszeitung

8 Vgl. Slowenien wird zum neuen Sorgenkind der EU, in: Handelsblatt (28.6.2011) <<http://www.handelsblatt.com/politik/international/eurokrise-slowenien-wird-zum-neuen-sorgenkind-der-eu/4331692.html>> (14.05.2015).

9 ROBERT JOLIĆ Fabrications on Medjugorje: on Mart Bax' Research, in: *Studia ethnologica Croatica* 25 (2013), S. 309–328.

10 Vgl. die Kritik zweier früherer Rezensenten, die sich uneinig sind, ob Sundhaussen die Verantwortlichkeiten der Serben am Krieg zu wenig oder zu viel betont: LUDWIG STEINDORFF in: *H-Soz-Kult*, 10.9.2013, <<http://www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-20298>> (14.05.2015); und MARIE-JANINE CALIC Ohnmächtig ist der böse Mann allein!, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, (01.12.2012).

11 HOLM SUNDHAUSSEN *Geschichte Serbiens*. 19.–21. Jahrhundert. Wien, Köln, Weimar 2007, S. 24.

12 HOLM ZUNDHAUSEN *Istorija Srbije. Od 19. do 21. veka*. Beograd 2008. Zur heftigen Debatte, die die serbische Übersetzung des Buches hervorrief vgl. NENAD STEFANOV Jargon der ei-

Politika die Verbundenheit des Forschers mit seinen Themen: „[...] der Historiker beschäftigt sich nicht mit jenem, das ihn nicht beunruhigt bzw. nicht bewegt, das ihn nicht auf die eine oder andere Weise anzieht, und das er nicht verstehen oder erklären möchte.“¹³ In der Tat. Während Sundhaussen die Kapitel seines Buches weitgehend chronologisch angeordnet hat, finden sich im Teil über die Zerfallskriege der 1990er Jahre zwei Exkurse, *Über die Vollstrecker von Massengewalt* (S. 381–396) und *Über die mentale Seite der Kriege: ‚Orientalismus‘, ‚Balkanismus‘ und ‚Okzidentalismus‘* (S. 397–401). Die psychosoziale Seite der Geschichte, die Frage nach dem Entstehen von kollektiver Gewalt, trieb ihn um, und die beiden Exkurse lesen sich wie zwei Seiten einer Medaille – eine ortsunabhängige und eine vor Ort verankerte. Die Kombination aus beidem bedeutete in Jugoslawien das Ingangsetzen der Gewaltspirale: „Es sind häufig diese zunächst kleinen Gruppen, die eine Gewalt inszenieren, die – einmal in die Welt gesetzt – bald ihre Eigendynamik entfaltet. Dabei handelt es sich nicht um spontane Reaktionen von marginalisierten Randgruppen, sondern um organisierte – von Führern organisierte – und um kalkulierte bzw. vorbereitete Gewalt, ähnlich dem Terrorismus.“ (S. 394)

Sundhaussen verweist im gesamten Buch immer wieder auf seiner Ansicht nach falsche Weichenstellungen und zeigte mögliche Alternativen auf – die Verantwortung für die Entwicklungen in Richtung Gewalt und Krieg sieht er bei den Akteuren selbst. Das Spannungsfeld zwischen den verantwortlichen Akteuren und der Eigendynamik der Gewaltspirale lotet er mit vielen klugen Gedankengängen aus – aufgelöst wird die Spannung nicht. Am Ende führten alle nur einen Verteidigungskrieg und erlagen einem Exkulpierungsmechanismus: „Massengewalt wie im ehemaligen Jugoslawien, in Ruanda, im Libanon oder im nationalsozialistischen Deutschland bricht nicht einfach aus, sie ‚ereignet sich‘ nicht. Ebenso wenig wie sich das ‚Volk ereignet‘. Massengewalt fällt nicht vom Himmel. Sie wird *vorbereitet* (nicht nur organisatorisch, sondern auch und vor allem *diskursiv*), und sie wird *inszeniert*. Ist sie einmal in Gang gesetzt, gewinnt sie dank ihrer polarisierenden Wirkung eine enorme Eigendynamik und reißt viele Menschen mit, die zu Tätern, Opfern oder zu beidem werden. Dass sich alle nur ‚verteidigen‘, dass sie nur tun, was angesichts der Bedrohung getan werden muss, versteht sich von selbst. Entscheidend ist daher immer, wer die Gewaltspirale *in Gang gesetzt* und wer das *kulturelle Umfeld dafür geschaffen* hat. Auch dieses kulturelle Umfeld entsteht nie von allein und spontan, sondern wird gemacht. Herauszufinden, wer das macht, gehört zu den Aufgaben der Wissenschaftler.“¹⁴

gentlichen Geschichte: Vom Nichtverstehen und dem Fremden. Zur Diskussion um Holm Sundhaussens Geschichte Serbiens in der serbischen Öffentlichkeit, in: Südosteuropa 58 (2010), H. 2, S. 220–249.

13 LATINKA PEROVIĆ Prošlost nije isto što i istorija, in: *Politika* (20.2.2009), unter <<http://www.politika.rs/rubrike/Kultura/Proshlost-nije-isto-shto-i-istorija.sr.html>> (14.05.2015).

14 HOLM SUNDHAUSSEN „Wenn ein Deutscher eine serbische Geschichte schreibt ...“. Ein Beitrag zum (Miss)Verstehen des Anderen, in: *Zeitgeschichte-online* (März 2011), <<http://www.zeitgeschichte-online.de/kommentar/wenn-ein-deutscher-eine-serbische-geschichte-schreibt>> (14.05.2015).

Robert Traba hat jüngst mit Blick auf nationalsozialistische Verbrechen darauf hingewiesen, wie schwierig es ist, mit dem Begriff der „kollektiven Gewalt“ angemessen umzugehen. Er darf eben nicht exkulpierend eingesetzt werden, indem das Kollektiv immer „die Anderen“ sind („die Nazis“, „die Serben“ usw.), und er darf nicht eine ganze Nation kollektiv verurteilen: „Auch gewöhnliche Deutsche haben Verbrechen begangen, doch aufgrund eines Moralverlustes, wie er vom universellen Mechanismus des Kriegs bedingt wird. [...] Es geht nicht darum, ein einfaches Bild kollektiver Schuld einer ganzen Nation weiterzugeben, sondern darum, eine Erinnerung zu bewahren, die nötig ist, um kein falsches Bild von der Geschichte entstehen zu lassen und sich nicht allzu leicht der Verantwortung zu entziehen.“¹⁵

Wer weiß, wie sehr diese Spannung, die der von Sundhaussen untersuchten entspricht, 70 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, zwischen Polen und Deutschen ein Thema ist, kann sich auch ohne spezifische Kenntnisse bewusst machen, wie schwer sich die ehemals jugoslawischen Kriegsgegner 20 Jahre nach dem Vertrag von Dayton und 16 Jahre nach dem Abkommen von Kumanovo mit ihrer jeweiligen Verantwortung tun. Der Umgang mit der Vergangenheit, wie er im Tito-Jugoslawien betrieben wurde, tut das seine, um die Situation zu verkomplizieren: „Die Logik der Kommunisten von damals war die gleiche wie die Logik der Antikommunisten von heute: Wir haben einen gerechten Krieg, einen Befreiungs- und Verteidigungskrieg geführt. Diejenigen, die einen gerechten Krieg führen, können – gleichsam per definitionem – keine Verbrechen begehen. Alle, die an einem gerechten Krieg – in welcher Form immer – beteiligt waren, sind damit automatisch exkulpiert. So argumentieren nicht nur Partisanen, sondern auch ihre Gegner. Hätten sich die Ustasche an der Macht halten können oder hätten sich die Tschetniks im Bürgerkrieg durchgesetzt, wäre es nach Kriegsende zu ähnlichen Massakern mit ähnlicher Begründung gekommen wie bei den Kommunisten (nur mit anderen Vorzeichen).“ (S. 61).

Es sei „möglich, dass eine Vergangenheit gar nicht vergangen ist“, schreibt Sundhaussen und meint den Zweiten Weltkrieg. „Denn irgendwann holt die verdrängte, ‚vergessene‘ Vergangenheit die Gegenwart in höchst gefährlicher Weise wieder ein. Mitunter erst nach langer Zeit und unerwartet. Das ehemalige Jugoslawien und sein Umgang mit dem Zweiten Weltkrieg liefern dafür überaus beeindruckendes und bedrückendes Anschauungsmaterial.“¹⁶ Nicht zuletzt aus der Existenz derart verflochtener, psychosozial zu erklärender Erinnerungsversatzstücke ergibt sich die Verantwortung des Historikers und eines jeden, die oder der über Geschichte schreibt oder diese der jüngeren Generation vermittelt: Das Wissen über die Vergangenheit ist elementar für die Gestaltung von Gegenwart und Zukunft, für die Entwicklung einer gesellschaftlichen Konfliktkultur, die Raum für die Aushandlung von Meinungsunterschieden und die Artikulation von Ver-

15 ROBERT TRABA Warum Besatzung? Reflexionen über die deutsch-polnische Geschichte, in: *Historie. Jahrbuch des Zentrums für Historische Forschung Berlin der Polnischen Akademie der Wissenschaften* 7 (2013/2014): Besatzung, S. 7–26, S. 21.

16 Sundhaussen „Wenn ein Deutscher eine serbische Geschichte schreibt ...“. Vgl. HOLM SUNDHAUSSEN Metakriege, Kriegserfahrung und Kriegsbewältigung im ehemaligen Jugoslawien, in: Joachim von Puttkamer / Gabriella Schubert (Hg.): *Kulturelle Orientierungen und gesellschaftliche Ordnungsstrukturen in Südosteuropa*. Wiesbaden 2010, S. 161–200.

letzlichkeiten bereithält. „Alle [Nachfolgestaaten] leiden noch unter den direkten oder indirekten Folgen der Kriege sowie ihren sozialen und psychischen Verwerfungen. Die Gründung der postjugoslawischen Staaten war ebenso mit Blut befleckt wie die Gründung des zweiten Jugoslawiens. Und auch die Gründungslogik war die gleiche. Die Rolle der internationalen Gemeinschaft vor, während und nach dem Staatszerfall und den Kriegen war beschämend. Keiner der neuen Staaten wird – auf sich gestellt – die Herausforderungen des 21. Jahrhunderts bewältigen können. Und keiner wird je die Bedeutung erlangen, die Jugoslawien einst hatte. Ein großes Zerstörungswerk wurde erfolgreich vollendet. Der Aufbau des Neuen dauert noch an. Und in vieler Hinsicht wird das Neue wieder das Alte sein (nur mit veränderten Etiketten).“ (S. 517)

So endet Sundhaussens Buch. Obwohl das jugoslawische Kriegsjahrzehnt den Krieg zurück nach Europa brachte, obwohl es Völkermord, mehr als 100.000 Tote und Hunderttausende Vertriebene und Flüchtlinge bedeutete – wirkt es heute, angesichts von Eurokrise, Ukraine Krise, neuerlichem „Kaltm Krieg“, IS-Terror, Syrienkrieg, terroristischen Attacken, absichtlich zum Absturz gebrachten Passagierflugzeugen, dem massenhaften Tod von Flüchtlingen im Mittelmeer und massiv gewachsener globaler Verunsicherung und Furcht, wie eine lange vergangene europäische Episode.¹⁷ Europa hat heute viel größere Probleme als die, die es in den 1990er Jahren angesichts des Krieges „vor der Haustür“ nicht zu meistern gewusst hat.

Einen durch den Zweiten Weltkrieg in Gang gekommenen Prozess haben die Jugoslawienkriege allerdings beschleunigt und konsolidiert: „Die Gewichtung der Menschenrechte hatte sich in Konkurrenz zu anderen Völkerrechtsgütern (wie Souveränität und Integrität von Staaten, Nichtinterventionsgebot usw.) in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg allmählich zugunsten der Ersteren verschoben. [...] die Entwicklung erwies sich als unumkehrbar. Die Rechte von Staaten traten hinter den Rechten von Menschen zurück. Und die Wahrnehmung der postjugoslawischen Kriege leistete zu diesem Umwertungsprozess einen wesentlichen Beitrag.“ (S. 341) Das negative Gegenstück hierzu ist eben jener inzwischen fast allgegenwärtige globale Terror, der sich ebenfalls individualisiert hat und damit immer unberechenbarer wird. So wie „ethnischer Hass [...] nicht Ursache, sondern Begleiterscheinung und Folge der Kriege“ war (S. 342), so besetzen religiöser Fanatismus oder politische Präpotenz heute das Feld des Irrationalen. Immer liegen die tatsächlichen Ursachen für die Gewalt woanders. Über solche Aspekte „langer Dauer“ der jugoslawischen Kriege lohnte es sich weiterzuforschen:¹⁸ Nicht von ungefähr rechtfertigte Putin die Annexion der Krim mit dem Verweis auf Kosovo;¹⁹

17 KLAUS-DIETER FRANKENBERGER Wie wird die Welt 2015? In der Ära der Krisen und Konflikte, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung (01.01.2015): <<http://www.faz.net/aktuell/politik/wie-wird-die-welt-2015-in-der-aea-der-krisen-und-konflikte-13348598.html>> (14.05.2015).

18 Vgl. XAVIER BOUGAREL / HANNES GRANDITS / NENAD STEFANOV (Hg.): Did the Wars in Yugoslavia Change the Perception of Societal Conflicts? Debates in France and Germany, in: Themenheft Südosteuropa 61 (2013), H. 4.

19 Völkerrechtler widersprechen Putin. Warum die Krim nicht Kosovo ist, in: Neue Zürcher Zeitung (18.11.2014): <<http://www.nzz.ch/international/warum-die-krim-nicht-kosovo-ist-1.18427309>> (14.05.2015).

nicht von ungefähr tauchen die Schatten der jugoslawischen Ereignisse immer wieder in Analysen des „Arabischen Frühlings“ auf, und nicht von ungefähr beriefen sich dessen Akteure auf die serbische Otpor-Bewegung.²⁰

Die ungewöhnliche Geschichte des jugoslawischen Staates möchte um viele Facetten ergänzt werden. Es „ist fast alles noch im Fluss, einschließlich der Frage, wie man die Geschichte dieser Staaten seit dem Untergang Jugoslawiens schreiben soll.“ (S. 9) Wer also auf der Suche nach einer spannenden Forschungsfrage ist, beginne mit diesem Buch bzw. mit seinen Ambivalenzen und offenen Flanken: „[...] nie zuvor hatte die Jugoslawien-Forschung einen so umfangreichen Zugriff auf einschlägige Dokumente wie heute. Die Erschließung dieses Materials bleibt eine Jahrhundertaufgabe.“ (S. 33)

Holm Sundhaussen hat signifikanten Anteil daran, dass dieser Aufgabe Tür und Tor offen stehen: Mit diesem Buch ist (fast) das gesamte historische Wissen über Jugoslawien seit dem Zweiten Weltkrieg sowie über seine Nachfolgestaaten bis 2011 in kongenialer Weise synthetisiert, inklusive der Benennung offener „Fragen“ (S. 24–28) sowie, nicht minder wichtig, richtungsweisender methodischer Überlegungen. Vor allem aber birgt die Weiterentwicklung dieses Forschungsfeldes das Potential, unsere Kenntnisse über weiterreichende, universelle Themenkomplexe menschlichen Zusammenlebens im 20. Jahrhundert (und darüber hinaus) zu erweitern – Staatlichkeit, Legitimität, Loyalität, Zerfall, Gewalt, Krieg, Menschenrechte. Gerade weil die Menschen in Jugoslawien ganz „gewöhnlich“ handelten.

Sabine Rutar, Regensburg

20 Vgl. z. B. A Tunisian-Egyptian Link That Shook Arab History, in: New York Times (13.02.2011), <http://www.nytimes.com/2011/02/14/world/middleeast/14egypt-tunisia-protests.html?_r=2&hp> (14.05.2015); STEPHEN R. GRAND Understanding Tahrir Square. What Transitions Elsewhere Can Teach Us About the Prospects for Arab Democracy. Washington 2014; und CHRISTOPHER K. LAMONT / JAN VAN DER HARST / FRANK GAENSSMANTEL (Hg.): Non-Western Encounters with Democratization. Imagining Democracy after the Arab Spring. Farnham, Burlington 2015.

Rezensionen

Rezensionsschwerpunkt

| Ukraine

ANDREAS KAPPELER: *Russland und die Ukraine. Verflochtene Biographien und Geschichten*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau, 2012. 395 S., Abb. ISBN: 978-3-205-78775-4.

Andreas Kappeler's besondere Sensibilität für die ethnische Diversität des russländischen Imperiums ist der historiographischen Fachwelt ebenso wie einem breiteren Lesepublikum seit Langem bekannt, seine herausragende Expertise zur Ukraine ebenfalls. Angesichts dieser Disposition des bisherigen wissenschaftlichen Œuvres war ein Werk aus Kappeler's Feder, das sich mit Russland und der Ukraine bzw. mit den Wechselbeziehungen zwischen diesen beiden Kulturräumen innerhalb des Russischen Reiches befasst, unschwer zu erwarten. *Russland und die Ukraine* behandelt „verflochtene Biographien und Geschichten“ des „langen“ 19. Jahrhunderts am Beispiel des bemerkenswerten, in mehrfachen Dimensionen ukrainisch-russischen Wissenschaftlerhepaares Jefymenko. (Der Rezensent folgt in der Schreibweise von Namen und Orten konsequent dem besprochenen Buch, in der russischen – im untersuchten Zeitraum offiziell gültigen Variante – hieße der Name „Efimenko“.) Kappeler nimmt mit dieser mikrologischen Konzeption nicht die ‚klassischen‘, soziopolitisch ausgerichteten Themen ukrainisch-russischer Verhältnisse zum Ausgangspunkt, nicht die ukrainische Nationalbewegung und die russisch-zentralstaatliche Unterdrückung derselben, sondern nähert sich den schwierigen und spannenden Wechselwirkungen im Großen aus der originellen Perspektive persönlicher Lebensgeschichte im Kleinen. Dabei wirkt der Ansatz allenfalls im ersten Moment kleinräumig – öffnet doch die personenorientierte Studie zum Ehepaar Jefymenko den Blick auf zentrale Probleme russisch-ukrainischer Geschichte, insbesondere zwischen den „Großen Reformen“ und der Revolution von 1917.

Kappeler's methodisches Anliegen besteht in einer transnational operierenden „Verflechtungsgeschichte“, die „ihre Aufmerksamkeit auf Wechselwirkungen, Kommunikationen und Über-

schneidungen, Kreuzungen und Verschränkungen“ richtet und dabei „einerseits Staaten, Nationen, Gesellschaften und Kulturen, andererseits Sichtweisen, Denktraditionen, Historiographien, Erinnerungen und Geschichtskulturen und nicht zuletzt auch historische Akteure, einzelne Menschen“ im Blick hat (S. 16). Die Themen des Buches – die Lebensgeschichten eines bi-ethnischen Ehepaars zwischen Russlands hohem Norden und der Ukraine, das ethnologische und historiographische Schaffen des Paares und dessen wissenschaftliche wie kulturell-politische Rahmenbedingungen – scheinen prädestiniert für diesen Ansatz einer „verschränkten Geschichte“.

Und tatsächlich kann Kappeler „Verflechtungen“ auf mehreren Ebenen für unser Verständnis von russisch-ukrainischer Geschichte fruchtbar machen: Die erste, die „Mikroebene“ bildet das Leben von Aleksandra (1848–1918) und Petro (1835–1908) Jefymenko, die sich beide „eindeutigen ethnischen Zuordnungen entziehen“ (S. 30), obgleich die jeweilige biographische Ausgangslage klar definierbar ist: Aleksandra Stavrovskaja, Tochter eines niederen Beamten, stammte aus dem Gouvernement Archangel'sk; Petro Jefymenko, ein Bauernsohn, dagegen aus dem Südosten der (heutigen) Ukraine, unweit des Azovschen Meeres. Seine Verbannung in Russlands Norden wegen Beteiligung an „studentischem Aufruhr“ im Jahr 1860 ermöglichte das Sich-Kennenlernen des ungleichen Paares. Drei Jahre nach der Heirat 1870 konnten die Jefymenkos vom hohen Norden nach Voronež am Don umsiedeln, 1876 durften sie sich ihren Wohnsitz frei wählen und zogen in die Ukraine, zuerst nach Černigov, dann nach Char'kov. 1907 ging es wieder nach Russland, in die Hauptstadt St. Petersburg, wo Aleksandra zur Hochschullehrerin bei den „Höheren Frauenkursen“ berufen worden war und Petro ein Jahr später starb. In den Wirren der Revolution übersiedelte Aleksandra schließlich – für den Historiker ein geradezu symbolischer Umstand – ins Grenzgebiet zwischen Russland und der Ukraine; 1918 fand sie dort unter ungeklärten Umständen einen gewaltsamen

Tod.

Die zweite Verflechtungsebene zwischen „russisch“ und „ukrainisch“ stellt für Kappeler das Russländische Imperium des 19. Jahrhunderts dar, der territoriale, politische und kulturelle Rahmen für Leben und Wirken des Ehepaars. Dabei interessieren den Autor, den Haltungen und biographischen Prägungen der Jefymenkos entsprechend, vor allem nationale und politische, d.h. hier vor allem populistische Entwicklungsprozesse unter den kritisch positionierten Intellektuellen, unter denen Russen wie Ukrainer zu finden waren. Das wissenschaftliche Werk Petros und Aleksandras bildet die dritte Verflechtungsebene. Nicht nur, dass der Ukrainer und die Russin gemeinsam ihre ethnographisch-historischen Forschungen betrieben – die Gegenstände ihrer Studien lassen ebenfalls Verschränkungen hervortreten, da es dabei einerseits, in einer ersten Phase, um die Bauern des russischen Nordens ging, andererseits, nachdem man sich in „Kleinrussland“ niedergelassen hatte, vor allem um die Geschichte der ukrainischen Länder. Die vierte Fragestellungsebene definiert Kappeler in der Wissenschaftsgeschichte jener Zeit, in die sich das Oeuvre des Ehepaars einordnet. Das nationale Erwachen förderte auch in russischen wie in ukrainischen Kulturkreisen die Entstehung national zugespitzter Geschichtsbilder; die Frage, wie sich die thematisch verflochtenen Studien des bi-ethnischen Paares in den auseinanderdriftenden Wissenschaftsdiskursen, seien sie national-ukrainisch, -russisch oder übergreifend imperial ausgerichtet, positionierten, steht hier im Mittelpunkt. Der fünfte Schritt besteht schließlich in der Betrachtung der „Makroebene der russisch-ukrainischen *histoire croisée* vom Mittelalter bis ins späte 19. Jahrhundert“ (S. 32), die Kappeler über die Analyse von Aleksandra Jefymenkos *Opus magnum*, der „Geschichte des ukrainischen Volkes“ (1906) betritt.

Allein die knappe Erläuterung von Kappelers Untersuchungsebenen macht deutlich, wie vielschichtig diese Studie das russisch-ukrainische Mit- und Gegeneinander im „langen“ 19. Jahrhundert aufgreift, ausgehend von den beiden Protagonisten sowie ihren Lebens- und Schaffenskontexten, aber stets um die Verallgemeinerung auf breiter Ebene bemüht. Es gehört große

fachliche Souveränität und darstellerische Erfahrung dazu, um so sicher und selbstverständlich, wie der Autor es tut, die Brücken zu schlagen vom Besonderen zum Allgemeinen und wieder zurück. Kappeler erzählt nicht nur neue, unbekannte und schon für sich genommen spannende Geschichten von russisch-ukrainischen Intellektuellen mit untypischen, durchwachsenen Karrieremustern, ihren privaten Lebensumständen, professionellen Betätigungen und politischen Haltungen, sondern er gestaltet aus diesen Beispielen heraus eine Geschichte der ukrainischen Problemfelder im russländischen Staatsverband schlechthin, die darüber hinaus von gender- oder wissenschaftsgeschichtlichen Erkenntnisperspektiven ergänzt werden. Dass der Verfasser sich den terminologischen und semantischen Schwierigkeiten, die das Schreiben über die – im 19. Jahrhundert meist nicht so bezeichnete – Ukraine mit sich bringt, sicher und souverän stellt, bedarf kaum der Betonung.

Die verflochtenen Biographien werden stets eingeordnet in die übergreifenden Zusammenhänge ihrer Zeit, wobei zahlreiche kurz gefasste Erweiterungsexkurse zu angesprochenen Personen oder Gegebenheiten auch für Nichtexperten verständliche historische Bilder entstehen lassen. Man kann das Buch jenseits seines fachlichen Anspruches und seiner pragmatischen methodischen Innovativität auch jedem empfehlen, der an einer substantiellen, immer anschaulich-konkreten Einführung in die kleinrussisch-ukrainischen Problemkomplexe des 19. und frühen 20. Jahrhunderts interessiert ist. Vielleicht ist dieses offensichtliche Ansinnen, neben Historikern und der Fachwelt auch breitere interessierte Kreise anzusprechen, die großen Strukturen immer wieder in Erinnerung zu rufen und nichts unerklärt zu lassen, für manche Wiederholung und Redundanz verantwortlich: Etliche Argumentationen, Voraussetzungen und Schlussfolgerungen liest man nicht nur einmal. Auch lassen Kappelers außerordentliche Sensibilität für die Fallstricke autobiographischer oder wertender Quellen sowie seine gewissenhafte Bemühung um permanente Quellenkritik den Duktus bisweilen etwas mühsam werden. Doch schmälern weder diese Umstände noch die unverkennbare, von Kappeler auch ehrlich eingestandene Sympathie mit Idealisierungs-

tendenz insbesondere für die Protagonistin in keiner Weise die Verdienste dieser ambitionierten Studie, die stringente biographische Partien ebenso aufweist wie klare strukturelle Analysen.

Es dürfte bereits klar geworden sein, dass das Buch so multiperspektivisch argumentiert, dass eine Zusammenfassung seiner vielfältigen Erträge schwer möglich erscheint. Es fehlt hier der Raum, um auf die gerade in ihren Ambivalenzen spannenden Details von Biographie und gesellschaftlichem Umfeld einzugehen, auf die durchaus bedeutenden wissenschaftlichen Leistungen des Paares, auf die Thesen Aleksandras zur ukrainischen Geschichte, auf die unterschiedlichen Akkulturations-, Assimilierungs- und Abgrenzungsstrategien von „Kleinrussen“ im Imperium, auf die *en passant* sichtbar werdenden Erkenntnisse zu „ostukrainischen“ Lebenswelten oder die

Einblicke in gendergeschichtliche Fragen der akademischen Sphäre des späten Zarenreiches. Allein aber die Überzeugungskraft, mit der Kappele die „mehrfachen, wechselnden und situationsgebundenen Identifikationen“ (S. 329) unter Russlands Intelligenz, die „Transnationalität und Hybridität“ (S. 331) der Protagonisten, die Verschränkung von „ukrainisch/russisch/all-russischen ethno-nationalen Identifikation[en]“ und einem „Regionalbewusstsein“ (S. 333), aber auch die Herausforderungen „einer multiplen, hybriden, situativen Identifikation“ (S. 337) durch die Eigendynamiken konstruierter nationaler Einheitlichkeit herausstellt, machen das Werk zu einem echten Meilenstein bei der Verfolgung transnationaler Ansätze zur Geschichte des Russländischen Imperiums und darüber hinaus.

Matthias Stadelmann, Erlangen-Nürnberg

Galizien. Peripherie der Moderne – Moderne der Peripherie? Hrsg. von Elisabeth Haid / Stephanie Weisman / Burkhard Wöller. Marburg/Lahn: Herder-Institut, 2013. VIII, 216 S., Tab., Abb. = Tagungen zur Ostmitteleuropaforschung, 31. ISBN: 978-3-87969-379-5.

Das rezensierte Buch versammelt die Ergebnisse eines Workshops zum Thema *Galizien. Peripherie der Moderne – Moderne der Peripherie?*, die im November 2011 an der Wiener Universität im Rahmen des Doktoratskollegs *Das österreichische Galizien und sein multikulturelles Erbe* stattfand.

Die Autoren des Sammelbandes, zum größten Teil junge Historiker, stammen aus verschiedenen Staaten (darunter auch aus der Ukraine und aus Österreich) und haben verschiedene Forschungsinteressen, die mit ihren laufenden Dissertationsvorhaben im Zusammenhang stehen. Der Leser hat es mit einem interdisziplinären Werk zu tun, das historische Forschungen (z.B. aus der Wirtschaftsgeschichte, der Militärgeschichte, der jüdischen Geschichte und Kultur, der Historiographie) und andere Forschungsgebiete wie Literaturgeschichte und Kulturwissenschaften integriert. Bei aller thematischen und methodischen Vielfalt verbindet sie die Frage, ob Galizien als Provinz und später als Kronland Österreichs (seit 1867 Österreich-Ungarn) im 19. Jahrhundert von

deren Modernisierungsprozessen abgeschnitten war oder als periphere Provinz der Habsburgermonarchie zu gelten hat.

Der Band besteht aus einem Vorwort, zwei Einführungsartikeln und zwölf Aufsätzen, die auf vier Kapitel verteilt sind. ALOIS WOLDAN schildert im Vorwort die Entstehungsgeschichte des Buches. In der von den drei Herausgebern verfassten Einführung wird die Fragestellung des Buches dargelegt, eine kurze Charakteristik der einzelnen Artikel im vor dem Hintergrund unseres Wissens zu Thema Galizien geboten und in die Quellen- und Forschungslage eingeführt. Darauf folgen noch „Einführende Überlegungen“ von MORITZ CSÁKY unter dem Titel *Moderne-Peripherie-Mehrdeutigkeiten*. Dieser Artikel legt den Diskurs über Begriffe wie Fortschritt und Rückständigkeit, Zentrum und Peripherie von der globalen Ebene auf diejenige Mittel- und Osteuropas und weiter auf die der Habsburger-Monarchie und schließlich Galiziens um.

Das erste Kapitel des Hauptteils unter dem Titel *Galizien in Diskursen über die Moderne* umfasst vier Texte über einen vielfältigen Themenkreis. NADJA WECK stellte die These auf, dass der neue Bahnhof in Lemberg ein Symbol für die Bedeutung der Eisenbahnlinien für die Entwicklung der modernen Stadt im 19. Jahrhundert war. In ihrem Text behandelt sie die Geschichte des Baus der

Eisenbahnlinie nach Lemberg, der Errichtung des ersten, nicht mehr bestehenden Lemberger Bahnhofs und der Entstehung des zeitgenössischen Bahnhofs, der 1904 feierlich geöffnet wurde. Die Autorin richtet ihr Augenmerk auf die Eröffnungsfeier des neuen Bahnhofs und die Presseberichterstattung darüber, leider aber beschränkt auf nur auf eine Zeitung, den *Kurier Lwowski*. Tatsächlich hat über diese Festlichkeit die ganze galizische Presse geschrieben. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren Bau und Modernisierung von Bahnhöfen in den galizischen Städten ein wesentlicher Teil der Modernisierung der Infrastruktur. Neue Bahnhöfe, die bis heute im Betrieb sind, entstanden auch in Bochnia (1906–1908) und in Tarnów (1906–1919). Zugleich wurden andere Bahnhöfe umgebaut und modernisiert, z.B. in Krakau (1869–1871, 1892–1894, 1920), in Przemyśl (1895) und in Rzeszów (1908). Im Galizien des 19. Jahrhundert drehte sich die Debatte über Fortschritt und die Rückständigkeit nicht nur um aktuelle Fragen, sondern auch um die Vergangenheit. An diesem Diskurs beteiligte sich auch die Geschichtsforschung, z.B. in Form von Kontroversen über das mittelalterliche galizisch-wolhynische Fürstentum (Fürstentum Halyč-Volyn'). BURKHARD WÖLLER hebt hervor, dass die polnische Forschung die Entwicklung des Territoriums des Fürstentums Halyč-Volyn' mit der Annektierung durch Polen im 15. Jahrhundert in Zusammenhang brachte. Auf der anderen Seite haben ukrainische Historiker diese These vehement zurückgewiesen und den hohen Entwicklungsstand des Fürstentums vor der polnischen Annexion hervorgehoben. Bis 1914 Jahre wurde Galizien teils zutreffend, teilweise klischeehaft, als rückständiges Land, als „Halb-Asien“ und nicht als Teil Westeuropas angesehen. Die ‚Aufhellung‘ des Bildes Galiziens begann während des Ersten Weltkriegs. Darauf weist ELISABETH HAID in ihrem Artikel unter dem signifikanten Titel *Galizien: ‚Östliche Peripherie‘ oder ‚Bollwerk des Westens‘? Mediale Darstellungen von ‚Rückständigkeit‘ und ‚Modernität‘ im Ersten Weltkrieg* hin. In den Jahren 1914–1918 wurde Galizien in der österreichischen Presse, in der Publizistik und in den Erinnerungen als Entwicklungsland angesehen, das zur westlichen Zivilisation gehörte und durch die russische Invasion gefähr-

det war. Man schrieb über die Bewahrung, den Nachkriegswiederaufbau und sogar über die Modernisierung Galiziens. Der letzte Artikel des ersten Teiles ist der Vision der Modernisierung der Peripherien von Leopold Sacher-Masoch gewidmet. Die Autorin, STEPHANIE WEISMANN, unternimmt eine Neuinterpretation der Stellung der ukrainischen Bauern aus Ostgalizien im literarischen Werk und in der Gedankenwelt von Sacher-Masoch. Frau Weismann stellt die wichtigsten Thesen des Autors der *Venus im Pelz* heraus. Die Bauern als die starke Gemeinschaft können sich dem Individualismus des Westens entgegenstellen. Die Bauern als die vitale Gemeinschaft können die anachronistische und vom polnischen Adel repräsentierte Vergangenheit ersetzen. Die Bauern können die Stütze der Monarchie in der Zukunft werden.

Das zweite Kapitel konzentriert sich auf das Thema *Galizien im Zeichen der Modernisierung*. LESYA IVASYK formuliert die These vom „Modernisierungspotenzial“ der Revolution von 1846 für die polnischen Gebiete (Krakauer Aufstand, Bauernrevolte gegen den polnischen Adel in Galizien). Weiter behandelt die Autorin den Einfluss der Revolution von 1846 auf die Veränderungen in der österreichischen Monarchie (z.B. die Modernisierung der Polizei) und auf die Neuausrichtung des Programms der polnischen Revolutionäre (Vorbereitung der Bauern auf den Volksaufstand gegen Russland, Österreich und Preußen). SERHIJ CHOLIJ untersucht den Zusammenhang zwischen den Armeeformen in Österreich-Ungarn in den Jahren 1867–1914 und den Karrierechancen der galizischen Rekruten (z.B. Hebung des Bildungsstandes, Militär-Karriere, Karriere in der Zivilverwaltung oder im Bildungswesen nach Beendigung der Wehrdienstzeit). Choliy hat eine gediegene Arbeit vorgelegt, aber er wechselt Krzysztof Baczkowski mit (richtig) Michał Baczkowski als Autor der Monographie *Pod czarno-żółtymi sztandarami. Galicja i jej mieszkańcy wobec austro-węgierskiej struktur militarnych 1868–1914* (S. 109, Anm. 2). BOERRIES KUZMANY präsentiert ein Projekt für eine Wahlordnung in Galizien aus den Jahren 1913–1914 als Versuch der Modernisierung des Wahlsystems und des polnisch-ukrainischen Ausgleichs. Kuzmany behandelt den politischen Hintergrund dieser Reform

und und deren wichtigste gesellschaftliche und nationale Ziele: die Erhöhung der Zahl der Wahlberechtigten und eine Verstärkung der ukrainischen Vertretung im galizischen Landtag.

Das dritte Kapitel mit dem Titel *Galizien, Kaleidoskop moderner Ideologien und Identitätskrisen* besteht aus drei Artikeln, die den Diskurs über Modernisierung und Fortschritt behandeln, der in Galizien im 19. Jahrhundert geführt wurde. LYUBOMYR BORAKOWSKYY behandelt die Vorstellungen der ukrainischen Schriftsteller Ivan Franko und Osep Makovey von der Rolle der griechisch-katholischen Geistlichkeit für den Modernisierungsprozess in Galizien. KATHARINA KRČAL diskutiert das Motiv der Zerrissenheit des galizischen Judentums zwischen Tradition und Moderne in den Werken des jüdisch-deutschen Schriftstellers Moritz Rappaport, besonders in seinem Gedicht *Bajazzo*. Und ANNA KRACHKOV-

SKA beleuchtet das Bild der Juden in der Vorstellungswelt von ostgalizischen Bauern und Intellektuellen.

Das letzte Kapitel, *Galizien als postmoderner Erinnerungsraum*, bilden zwei Artikel über den Rückblick auf Galizien durch spätere Generationen. MARIANNE WINDSPERGER behandelt das Bild des Shtetls und der Emigration der Juden aus Galizien in die USA im literarischen Werk von Dary Horn und Rebecca Goldstein. ANNA SUSAK untersucht die Stellung Galiziens in der zeitgenössischen polnischen und ukrainischen Presse (behandelte Probleme, Niveau des Interesses anhand der Anzahl der Artikel). Beide Texte sind nicht als Beiträge zur Geschichte, sondern zu Literaturgeschichte, zur historischen Anthropologie und zur Presseforschung zu klassifizieren.

Tomasz Kargol, Kraków

ISABEL RÖSKAU-RYDEL: Niemiecko-austriackie rodziny urzędnicze w Galicji 1772–1918. Kariery zawodowe – środowisko – akulturacja i asymilacja. Kraków: Wydawn. Naukowe Uniwersytetu Pedagogicznego, 2011. 440 S., Tab. = Uniwersytet Pedagogiczny im. Komisji Edukacji Narodowej. Prace Monograficzne, 588. ISBN: 978-83-7271-665-1.

Das Aufzeigen von Akkulturations- und Assimilationsprozessen im Detail kann für das Aufbrechen verfestigter historischer und historiographischer Vorstellungen ein fruchtbarer Weg sein. Die umfassende Studie über deutsch-österreichische Beamtenfamilien in Galizien im 19. Jahrhundert (1772–1918), die Isabel Röskau-Rydel vorgelegt hat, bestätigt dies. Sie untersucht Beamte und ihre Familien unter Berücksichtigung der kulturhistorischen Kategorie „Generation“ und auf Basis umfangreicher Archivstudien und publizierter einschlägiger Quellen (Schematismen, Genealogien, Periodika, Erinnerungen, Reiseberichte, Korrespondenzen) auf Konstanten und Wandlungsprozesse in ihren kulturellen und nationalen Einstellungen.

Kapitel 1 führt umfassend in Forschungsstand und Quellenlage, in die methodischen Fragen vor allem rund um die Begriffsnester der

Akkulturation, der Assimilation, sowie des kulturellen und nationalen Selbstverständnisses und in deren Anwendung auf die verwendete Klassifikation für die untersuchten Beamten(familien) Galiziens (Deutscher, Österreicher, Deutsch-österreicher) ein. Kapitel 2 skizziert entlang ereignisgeschichtlicher Etappen, begrenzt durch die Jahre 1830, 1848 und 1869, die Geschichte der Verwaltung Galiziens im Rahmen der Habsburgermonarchie unter besonderer Berücksichtigung der Bildungsinstitutionen und schafft somit einen Hintergrund für die Biographien und Genealogien; als wesentliche Zäsur wird naheliegenderweise 1848 angesetzt. Grundlegend, gründlich und entsprechend kritisch gegenüber den statistischen Angaben der untersuchten Zeit werden die ethnischen und konfessionellen Verhältnisse diskutiert; darüber hinaus wird das Verhältnis der bei der habsburgischen Machtübernahme 1772 bereits im Land befindlichen und in den ersten Jahren danach zugewanderten deutschsprachigen Bevölkerung zur gesamten Bevölkerung in Beziehung gesetzt. Kapitel 3 ergänzt diese Ausführungen durch die Einblendung von Selbstwahrnehmungen deutschösterreichischer Beamter wie auch von Fremdwahrnehmungen durch die anderen Ethnien Galiziens und schließlich vertiefend durch den exemplarisch herausgearbeiteten

Feuilletonisten Jan Lam. Dabei fällt zunächst vor allem die unvoreilhaftige Charakterisierung durch polnische Intellektuelle auf – ein Bild, das sich erst mit der Polonisierung der Beamten im Rahmen der sogenannten galizischen Autonomie seit den 1860-er Jahren änderte.

Als Kern der Arbeit kann Kapitel 4 (S. 159–337) bezeichnet werden. Hier werden zehn deutschösterreichische Beamten- und Professorenfamilien (Baum, Seeling, Zoll, Dietl, Mehoffer, Ostermann, Reitzenheim, Pol(l), Strasser, Wachholz), im Wesentlichen chronologisch nach Dienstantritt in Galizien geordnet, hinsichtlich ihrer Akkulturation und Assimilation an die polnische, seltener an die ruthenische Gesellschaft charakterisiert. Wert gelegt wurde von der Autorin bei der Auswahl dieser Fallbeispiele auf eine Quellenlage, welche die Entwicklung während des gesamten Zeitraums und teilweise darüber hinaus bis 1945 spiegelt. Die Untersuchten werden dabei – wenig überraschend, aber profund belegt – als nach Galizien importierte Elite charakterisiert; darüber hinaus wird ihre Kompetenz im Umgang mit mehrsprachigen Milieus hervorgehoben, welche die meisten der untersuchten Beamtenfamilien aus anderen Teilen der Habsburgermonarchie mitbrachten. Es wird klar, dass auch die Beamten(familien), die keinen Bezug zu slawischsprachigen Lebenswelten hatten, Zugang zur multiethnischen Gesellschaft Galiziens und vor allem Lembergs fanden. Darüber hinaus wird aber nun auch ganz konkret die Dimension „Generation“ eingeblendet, werden ausdrücklich die Wirkungen der Gesellschafts- und Institutionen-Landschaft Galiziens auf die Beamten/Professoren und ihre Familien, sowie Kulturkontakte und Sozialisation in der zweiten und dritten Generation untersucht. Bei der Identitätsorientierung spielten auch politische Faktoren eine Rolle; vor allem seit 1830 setzt eine Reflexion der eigenen Identität in der zweiten Generation ein – tatsächlich wirkte vor allem der Novemberaufstand häufig als Auslöser einer Identitätskrise bei Studierenden und jungen Beamten aus deutsch-österreichischem Milieu; einige nahmen am Kampf gegen die russische Herrschaft im Königreich Polen teil. Akkulturationsprozesse werden in qualitativer und quantitativer Hinsicht dif-

ferenziert, bei manchen Familien gingen sie bis zur Assimilation an das polnische Umfeld. Die Verfasserin macht klar, dass dieser Wechsel nur vor dem Hintergrund einer in Administration und Bildungsinstitutionen aufrechterhaltenen Bedeutung der polnischen Sprache möglich war. Auch außerinstitutionell-lebensweltliche Faktoren der Akkulturation (Ammen, Schulkameraden) sind in den Fallbeispielen gut nachweisbar; nicht selten ging die Bruchlinie zwischen Verharren im Deutschsprachigen und Akkulturation/Assimilation an das Polnische dabei mitten durch Familien. So wird zum einen das Bild einer ethno-kulturell abgehobenen deutschsprachigen Beamten-schicht in Galizien dekonstruiert, zum anderen wird aber auch der in der polnischen Historiographie häufig zu findende Befund der gleichsam selbstverständlichen Polonisierung der galizischen Beamten hinterfragt.

Kapitel 5 schließlich fasst die Erkenntnisse kurz und bündig zusammen. Zentrale Kategorien dieser abschließenden Analyse sind politische Veränderungen und Akkulturation in der ersten, zweiten und dritten Generation anhand unterschiedlicher Faktoren (persönliche und dienstliche Kontakte, Heirat, Religion, Erziehung und Bildung, Namensgebung), wobei ab der zweiten Generation die Kapazität hin zur Assimilation gesehen wird. Als ausdrückliche Bremse für die Polonisierung wird der Heeresdienst hervorgehoben. Genealogien der untersuchten Familien und tabellarische Aufstellungen grundlegender demographischer Daten zu Galizien runden den Band ab.

Die Autorin verfügt über die Kenntnisse zu einer methodisch breit vernetzten, polnisch-, deutsch- und englischsprachige Anregungen verarbeitenden Diskussion zu Akkulturation, Assimilation, sowie zu kulturellem/nationalem Selbstverständnis. Auf dieser Grundlage wurden umfassende Archivbestände in Österreich (Wien), Polen (Krakau, Breslau, Warschau, Wieliczka), der Ukraine (Lemberg) und Frankreich (Paris) akribisch beforstet und ausgewertet. Modernes, internationales Forschungsinstrumentarium an die Quellen heranzutragen und unverkrampt auf sie anzuwenden ist dann wohl die gar nicht hoch genug einzuschätzende Qualität dieser Arbeit.

Erschwerend für die Erkenntnis ist gelegentlich die im Hauptteil vorgenommene Anordnung der Beamten ausschließlich nach biographisch-genealogischen Kriterien. Der systematische Zugang zu Mustern und Kategorien von Akkulturation, Assimilation und Identität wird dadurch verstellt und dem eigentlich analytischen, aber knappen (S. 339–358) Abschnitt vorbehalten.

Dies tut aber dem Umstand keinen Abbruch,

dass mit der vorliegenden Monographie ein grundlegender Baustein zur Überwindung noch immer persistenter nationaler und national befangener historiographischer Narrative vorliegt. Das Laboratorium Galizien hat sich als Themengeber diesbezüglich einmal mehr als produktiv erwiesen – und wird dies auch weiterhin sein.

Christoph Augustynowicz, Wien

FRANK GOLCZEWSKI: *Deutsche und Ukrainer 1914–1939*. Paderborn: Schöningh, 2010. 1085 S. ISBN: 978-3-506-76373-0.

„Die Geschichte der Kontakte zwischen Deutschen und Ukrainern zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg ist vielschichtig“, schreibt Frank Golczewski, Professor an der Universität Hamburg, im Vorwort seines neuen Buches. Der Autor ist ein führender deutscher Osteuropahistoriker, dessen wissenschaftliches Interesse neben anderem auch den deutsch-ukrainischen Beziehungen gilt. Auf über eintausend Seiten werden die Besonderheiten im Handeln verschiedener politischer Kräfte und militärischer Einheiten dargestellt, gibt der Autor anschaulich das ganze Spektrum der Ereignisse wieder und beleuchtet, auch anhand der Schicksale von Ukrainern, die in den Strudel der Ereignisse gerissen wurden, die deutsch-ukrainischen Beziehungen. Ein wichtiger Aspekt der Analyse sind „menschliche Kontakte“, die „auf vielen Ebenen ohne sichtbare staatliche Einmischung“ blieben (S. 9).

Das vorliegende Buch ist eine fundamentale Arbeit, die die Fülle der vorhandenen Literatur und Quellen zusammenfasst. Im Grunde genommen eröffnet es dem europäischen Leser eine ihm unbekannte Ukraine der Zeit zwischen 1914 und 1939 und lässt nicht nur für Ukrainer, sondern auch für Deutsche und das ganze übrige Europa eine komplette historische Epoche lebendig werden. Für die Ukrainer war es eine Zeit, als sie sich auf verschiedenen Seiten der Fronten des Ersten Weltkrieges befanden, als Nationalstaaten und eine Reihe von den Bolševiki beeinflusster sowjetischer Marionettenrepubliken entstanden. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Ukraine zum Schauplatz eines Bürgerkrieges, der bewaff-

neten Konfrontation von Bolševiki, weißgardistischen und polnischen Armeen sowie des Expeditionskorps der Entente. Internationale Isolation, der Widerstand verschiedener gesellschaftlicher Kräfte im Inneren und die mangelnde Reife der ukrainischen Nation führten dazu, dass die Ukrainer im Kampf für ihre Unabhängigkeit unterlagen und vier Staaten, die Sowjetunion, Polen, die Tschechoslowakei und Rumänien, sich Teile der Ukraine einverleibten. In der Folge sahen sich die Ukrainer sozialökonomischen und politischen ‚Experimenten‘ dieser Staaten mit den entsprechenden negativen Folgen ausgesetzt.

Ukrainische Historiker haben diesen Abschnitt der Geschichte ihres Landes hinreichend weit ausgeleuchtet. Der Wert des vorliegenden Werkes besteht darin, dass hier ein Blick ‚von außen‘ auf die für die Ukraine schicksalsträchtigen Ereignisse und die Rolle, die die deutsche Seite dabei spielte, geworfen wird. Frank Golczewski stellt sein enzyklopädisches Wissen unter Beweis und präsentiert dem Leser eine beachtliche Fülle an Faktenmaterial. stets unter dem Blickwinkel der politischen Vorgänge, was anderen Autoren Raum für die Untersuchung der soziokulturellen Aspekte in den wechselseitigen Beziehungen beider Nationen lässt.

Die Studie beruht auf einer umfangreichen Quellenbasis. Der Autor arbeitete in 13 Archiven in fünf Ländern: in Deutschland (Bonn, Berlin, Koblenz, Freiburg und München), Kanada (Ottawa), Polen (Warschau, Krakau und Lublin), in den USA (Washington) und in der Ukraine (L'viv). Allerdings sei darauf verwiesen, dass wichtige Dokumente zum Gegenstand der Untersuchung, wie die Aktenbestände der deutschen Besatzungsmission aus dem Jahre 1918, im Zentralen Staatsarchiv für oberste Staats- und Verwal-

tungsorgane in Kiev aufbewahrt werden. Gleichzeitig aber kann das Buch durch die Nutzung der recht soliden Historiografie zu Recht als Quintessenz der europäischen Forschung zum Thema bezeichnet werden. Darüber hinaus stützt sich Frank Golczewski auf neun eigene Arbeiten, ein Beleg dafür, dass das vorliegende Werk die Bilanz eines ganzen Abschnittes seiner wissenschaftlichen Wirkens darstellt.

Die Monografie besteht aus zwölf Kapiteln, die wiederum in Paragraphen untergliedert sind. Im Vorwort geht der Autor auf die besondere geografische Lage der Ukraine ein, die einen großen Einfluss auf deren Geschichte hatte. Des Weiteren erörtert der Autor die polnische, deutsche und ukrainische Historiografie, die benutzten Quellen und benennt schließlich seine zentralen Fragestellungen. Im ersten Kapitel *Diskurse über die Ukraine bis 1914* stellt Frank Golczewski dem Leser die Ukraine vor, geht in diesem Kontext näher auf die Entwicklung der Nationalbewegung zu Beginn des Ersten Weltkrieges sowie auf die Interessen Deutschlands und Österreich-Ungarns ein und analysiert auch die Literatur jener Zeit über als die schwierig empfundene ukrainische Frage.

In den folgenden Kapiteln stellt der Historiker die Folgen des wachsenden Interesses Deutschlands an der Ukraine während des Ersten Weltkrieges der revolutionären Ereignisse dar. Am 9. Februar 1918 unterzeichneten Delegationen der Ukrainischen Volksrepublik und der Mittelmächte in Brest den ersten Friedensvertrag des Ersten Weltkrieges. Frank Golczewski zufolge wurde der Vertrag von den Zeitgenossen als etwas Neues verstanden (S. 317). Er wurde auch „Brotfrieden“ genannt, bekam doch die hungerrnde Bevölkerung der Mittelmächte als Gegenleistung für die auf der Truppenpräsenz der Mittelmächte basierende Unabhängigkeit Getreide aus der Ukraine. Der Ukraine bot dieser Vertrag Schutz ihres Staatswesens, allerdings um den Preis eingeschränkter Souveränität. Die Truppen der Bolševiki zogen sich aus der Ukraine zurück, gleichzeitig wurden die ukrainischen Gouvernements in zwei Einflussphären, eine deutsche und eine österreichisch-ungarische, aufgeteilt (S. 244). Am 29. April 1918 trat der von Hetman Pavel Skoropads'kyj geführte Ukrainische Staat, der

durch seine paradoxe Entstehung in vielerlei Hinsicht der deutschen Besatzungsmacht verpflichtet war, auf die Bühne der Geschichte (S. 298). Gerade in den Bereichen, in die sich die deutsch-österreichische Besatzungsmacht nicht einmischte, hatte der Staat beachtliche Erfolge aufzuweisen: Ukrainische Bildungseinrichtungen wurden eröffnet, es gab kulturelle Entwicklung und man nahm sich der sozialen Probleme der Opfer des Ersten Weltkrieges an.

Einen gesonderten Platz räumt der Autor dem Wirken ukrainischer Emigranten ein, die in europäischen Ländern Zuflucht suchen mussten. Das Kapitel „Konsolidierung der ukrainischen Emigration“ widmet sich den Schwierigkeiten, die die Ukrainer hatten, um sich an das europäische Umfeld und das Lavieren zwischen allen diplomatischen Fronten zu gewöhnen. Von den Personen, die sich nicht der Ideologie der Bolševiki unterwarfen und daher die Ukraine verließen, nennt Frank Golczewski u. a. Pavel Skoropads'kyj, Simon Petljura, Jevhen Konovalec, Dmytro Doncov und V'jačeslav Lypynskij. Im Buch erscheinen sie als Ideologen verschiedener politischer Strömungen zwischen promonarchistisch und nationalistisch. Dabei räumt der Autor der Analyse des ukrainischen Nationalismus, dessen Quellen und Erscheinungsformen sowie den wichtigsten Organisationen wie der Organisation ukrainischer Nationalisten (OUN), viel Platz ein (S. 547–678).

Die deutsch-ukrainischen Beziehungen in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre analysiert Frank Golczewski unter dem Aspekt der deutsch-sowjetischen Zusammenarbeit und der später unterzeichneten Verträge. Natürlich war die Ukraine im Bestand der Sowjetunion kein selbstständiger Akteur und für Deutschland daher auch nicht mehr von großem Interesse. Interessanterweise widmet der Autor dem Ausbruch des Kampfes der Ukrainer für ihre Unabhängigkeit im Jahre 1939, als im März die Karpatenukraine ausgerufen wurde, ein ganzes Kapitel (S. 809–921). Leider nahm die politische Annäherung zwischen der Sowjetunion und Deutschland den Ukrainern jede Hoffnung, dass Deutschland die Wünsche der Anhänger einer politischen Unabhängigkeit noch unterstützen würde (S. 858).

Für ein Buch mit 1085 (!) Seiten ist die Er-

schließung über ein Personenregister und ein Abkürzungsverzeichnis für Fachbegriffe sehr wichtig. Das Foto auf dem Bucheinband zeigt Hetman Pavel Skoropads'kyj als ukrainisches Staatsoberhaupt zusammen mit Vertretern der deutschen Generalität. Dazu sei angemerkt, dass Skoropads'kyj, als er bereits in Deutschland in der Emigration war, seine „Hetman-Bewegung“ gründete, die für die Bildung eines unabhängigen ukrainischen Staates eintrat.

Ohne Übertreibung kann man das Erscheinen des Buchs von Frank Golczewski als Ereignis für die Forschung zur osteuropäischen Geschichte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bezeichnen. Die deutsch-ukrainischen Beziehungen in jener Zeit waren auf der einen Seite geprägt vom Streben nach wirtschaftlichen Vorteilen, und auf

der anderen von der Suche nach einem zuverlässigen Partner im Kampf für ein eigenes Staatswesen. Daher kann man die Beziehungen weder gleichberechtigt noch konstruktiv nennen. Als Positivum bleibt, dass Deutschland ukrainischen Emigranten Zuflucht bot.

Dieses tiefeschürfende Werk bringt dem europäischen Leser die Geschichte der Ukraine in einer ihrer tragischsten Perioden näher. Die Folgen dieses Abschnitts der ukrainischen Geschichte finden in den derzeitigen Ereignissen im Osten der Ukraine ihren negativen Widerhall. In die Lösung dieser von außen ins Land getragenen Krise sind abermals europäische Länder, darunter auch Deutschland, mit einbezogen.

Ljubov' Žvanko, Charkiv

JAN-HINNERK ANTONS: *Ukrainische Displaced Persons in der britischen Zone. Lagerleben zwischen nationaler Fixierung und pragmatischen Zukunftsentwürfen*. Essen: Klartext, 2014. 523 S., 16 Abb. ISBN: 978-3-8375-1187-1.

Im letzten Absatz (S. 484) seiner 2013 als Dissertation in Hamburg eingereichten und 2014 veröffentlichten Studie über ukrainische *Displaced Persons* (DP) nimmt Jan-Hinnerk Antons Bezug auf die im Winter 2013/14 stattgefundenen Proteste auf dem Majdan und macht darauf aufmerksam, dass daran Kräfte beteiligt gewesen seien, die bereits in den DP-Lagern im Westdeutschland der Nachkriegszeit „den Ton angab[en]“. Der dort gepflegte „kompromisslose [...] Politikstil“ habe zu einer „fatalen Polarisierung der Gesellschaft“ geführt; seine „Analyse der nationalistischen Dominierung der DP-Gemeinschaften“ zeige, „welche Folgen das für den Alltag und die Gesellschaft haben kann.“ Zum Zeitpunkt der Niederschrift dieser Zeilen konnte Antons allerdings noch nicht wissen, dass er an dieser Stelle irrte. Leider sind die Folgen der gesellschaftlichen Polarisierung im gegenwärtigen Ukraine-Konflikt wesentlich härter als dies der Fall in den DP-Lagern war. Jedoch ist dieser Irrtum der einzige, den der Autor begeht, und die Entwicklung auf der Krim oder dem Donbass war Anfang 2014 noch nicht vorhersehbar. Um es vorwegzuneh-

men: Antons' Studie ist ein wertvoller Beitrag in mehrerlei Hinsicht. Zum einen ergänzt sie die DP-Historiographie um einen wichtigen Aspekt, der die Geschichte aus der nationalen Sicht der Ukrainer unter Berücksichtigung von Alltagsgeschichte schildert. Angesichts der aktuellen Situation ist das Werk aber auch ein Beitrag zur Geschichte des noch nicht abgeschlossenen ukrainischen *Nationbuilding*.

Antons stellt seine Untersuchung auf eine breite Quellenbasis und bezieht sowohl Dokumente der internationalen Akteure und Akten aus lokalen Archiven als auch Zeitungsartikel mit ein; zudem bedient er sich mittels Zeitzeugenbefragung der Methode der *Oral history* und lässt schriftliche Erinnerungen einfließen. Die in der Einleitung angekündigte Ergänzung der ereignisgeschichtlichen Perspektive um eine alltagsgeschichtliche Sicht gelingt. So zeichnet der Autor das Bild einer Miniaturgesellschaft nach, die nur für wenige Jahre in den Lagern bestand und den Raum für Diskurse schuf, wie sie zu dieser Zeit nur in der Emigration geführt werden konnten. Bisher ist die Gruppe der Ukrainer nur wenig beachtet worden. Jedoch spielte sie aufgrund ihrer Herkunft aus zwei Staaten (Polen und Sowjetunion) in der von den Alliierten nach dem Staatsangehörigkeitsprinzip organisierten DP-Betreuung eine Sonderrolle. Zwar wurde ein Großteil der Ukrainer gemäß dem Abkommen von Jalta repa-

triiert, doch vermochte der in Deutschland verbliebene Teil (etwa 200.000 Personen) sich entgegen der alliierten Politik als eine Nationengruppe zu formieren. Dabei war nicht nur der Grund des Aufenthalts in den westlichen Besatzungszonen (neben ehemaligen Zwangsarbeitern befanden sich auch Wehrmachts- und SS-Kollaborateure unter den ukrainischen DP's) heterogen, sondern auch die religiöse und sprachliche Identität als West- und Ostukrainer, wie die Beispiele der exemplarisch untersuchten Lager Lysenko in Hannover und Heidenau zeigen. Dieser innerukrainische Antagonismus fand Niederschlag in der ausführlich geschilderten „Lysenko-Krise“ (S. 234 ff.). Im diesem größten Ukrainer-Lager kam es vordergründig aus Gründen des Gegensatzes von West- zu Ostukrainern, von denen dort letztere eine Mehrheit von drei zu eins hatten, zu einem Konflikt, der fast zu getrennter Unterbringung beider Gruppen geführt hätte. Tatsächlich war der machtpolitische Anspruch der radikalsten Gruppe unter den Ukrainern, der Organisation Ukrainischer Nationalisten – Bandera (OUN-B), für den Konflikt verantwortlich. Gewohnt, unter den mehrheitlich aus Galizien stammenden Ukrainern in der britischen Besatzungszone die Meinungsführerschaft innezuhaben, suchte die OUN-B dort, wo diese in Gefahr war, sie mit allen Mitteln zu verteidigen. Vor dem Hintergrund, dass nicht nur an der Lysenko-Krise zahlreiche Gruppierungen und Fraktionen beteiligt waren, ist es durchaus sinnvoll gewesen, eingangs umfangreich auf den ukrainischen Nationalismus der Vorkriegszeit einzugehen. Jedoch verliert man aufgrund der großen Zahl der Gruppen schnell den Überblick, sodass es hilfreich gewesen wäre, das Abkürzungsverzeichnis zu einem Glossar zu erweitern.

Neben der wegen ihrer Aktualität höchst interessanten Fragen rund um diese Auseinander-

setzungen untersucht Antons auch den Alltag abseits der Politik. So werden Kultur, Religion, Bildung wie auch den Medien einzelne Abschnitte gewidmet. Auch fließen Analysen der sozialen und Geschlechterbeziehungen untereinander sowie der selteneren Kontakte zu anderen Gruppen (Deutschen oder Briten) ebenso in die Studie mit ein wie die allgegenwärtige Angst vor der Sowjetunion. Dass die das Leben der DP's bestimmenden Fragen in Bezug auf die eigene Zukunft abschließend nur kurz erwähnt werden, bedeutet aber nicht, dass Repatriierung in die Heimat, Resettlement nach Übersee oder für den *Hard core* der Verbleib in Deutschland an anderer Stelle keine Berücksichtigung fanden. Bei der Schilderung des Alltags werden immer wieder Eindrücke von DP's vermittelt, für die ein Verbleib in Deutschland ebenso wenig eine Option war wie die Rückkehr in die sowjetische Heimat. Ihre Lebensplanung war bereits frühzeitig auf die Emigration in die angelsächsischen Länder gerichtet – zumindest sobald ihre Hoffnung auf einen Krieg zwischen den Westalliierten und der Sowjetunion im voranschreitenden Kalten Krieg zerstob.

Antons hat mit dem besprochenen Werk eine solide Arbeit vorgelegt. Sie liest sich vor allem an den Stellen spannend, an denen die ukrainischen Spezifika hervorgehoben werden. Dies ist in erster Linie dort der Fall, wo politische Auseinandersetzungen Raum nehmen. Der DP-Alltag von Ukrainern unterschied sich dagegen nur wenig von dem anderer Nationen. Bei der britischen Verwaltung der DP's erfährt man über die grundlegende, noch immer gültige Studie von Jacobmeyer (1985) hinaus weitere Details. Die vorliegende Studie ermuntert zur Untersuchung weiterer, in der Forschung bisher vernachlässigter Nationengruppen.

Tillmann Tegeler, Regensburg

FELIX SCHNELL: Räume des Schreckens. Gewalt und Gruppenmilitanz in der Ukraine 1905–1933. Hamburg: Hamburger edition, 2012. 575 S., Ktn., Abb., Tab., Graph. = Studien zur Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts. ISBN: 978-3-86854-244-8.

Forschungen zu Phänomenen der Gewalt in Russland bzw. der Sowjetunion liegen seit vielen Jahren vor. Revolution, Bürgerkrieg und die Kollektivierung der Landwirtschaft nahmen dabei stets eine Schlüsselrolle ein. Schnells Studie reiht sich in diese Untersuchungen ein, versucht aber noch etwas anderes. Sein Anliegen ist es, den

„Gewaltraum“ Ukraine in drei Perioden zu untersuchen, um daran die konzeptionellen und strukturierenden Überlegungen der Gewalttheorie und -soziologie zu überprüfen. Seine Untersuchungszeiträume sind die Revolution 1905, der Bürgerkrieg und die Kollektivierung. Als roter Faden zieht sich die Kontinuität der Gewalt durch das Buch, die auch während der Neuen Ökonomischen Politik nicht innehielt. Die Untersuchung versucht dabei zweierlei: Zum einen das historische Problem des Gewaltkontinuums in der Ukraine zu beschreiben, zum anderen einen systematischen Beitrag zur Gewaltforschung zu liefern.

Die Studie kreist um zwei Leitbegriffe: Gewaltraum und Gruppenmilitanz. Gewalträume definiert der Verfasser als „soziale Räume, die den Gebrauch von Gewalt begünstigen oder wahrscheinlich machen, weil sie Chancen bieten, eigene Interessen oder Bedürfnisse gewaltsam durchzusetzen“ (S. 20), Gruppenmilitanz ist das gewaltsame Handeln in einer „(m)ilitante(n) Vergemeinschaftung“ (S. 22). Mit diesen Begriffen und einer Diskussion ausgewählter Werke der Gewaltforschung ausgestattet, durchstreift der Verfasser seine Untersuchungsfälle. Dabei kommt es ihm darauf an, der herkömmlichen Gewaltforschung, die laut Verfasser auf Ursachen und Durchsetzung politischer Ziele abhebt, die Eigenständigkeit akteursbezogener und habituell ausgeprägter Gewaltbeschreibungen entgegen zu stellen.

Die Revolution von 1905 in der Ukraine beschreibt Schnell als ein „Laboratorium der Gewalt“, in dem sich sehr unterschiedliche Gewaltakteure tummelten; „Staatsferne“ bildete einen entscheidenden Kontext. In diesem ersten Fall zeigt sich bereits das Vorgehen des Verfassers. Er greift ausführlich auf Sekundärliteratur zurück, um die Entwicklungen in der Ukraine im Kontext der Revolution darzustellen, um dann an einem besonders prägnanten Beispiel die Theoreme der Gewaltforschung empirisch zu überprüfen. Auf diese Weise kann er von den sozialen Beziehungen unter Gewalttätern berichten, ihr Handeln im Zusammenhang der Gruppenbildung beschreiben, die Verständigungsmodi über Gewalt und durch Gewalt herausarbeiten und auch die aus dem „Spiel“ der Gewalt entste-

henden Handlungskonsequenzen nachzeichnen.

Einmal in den „Räumen des Schreckens“ gefangen, konnten sich viele Akteure (nicht dieselben) dem Sog der Gewalt weder im Ersten Weltkrieg und schon gar nicht im Bürgerkrieg entziehen. Der Bürgerkrieg wird als staatsferner Gewaltraum beschrieben und die Auflösung der Ordnung als Hintergrund für Gewalthandeln zahlreicher Akteure gesehen. Die Ukraine sei, so der Verfasser, infolge der politischen, sozialen und militärischen Verhältnisse für Gewalt prädestiniert gewesen. Die Fallstudie bezieht sich hier auf das Treiben der zeitweilig bis auf Armeestärke angeschwollenen Freischärler unter Führung Nestor Machnos. Mit Hilfe von Archivmaterial kann der Verfasser Einzelheiten der Verlaufsformen von Gewalt, der Gruppendynamik, der Hierarchisierung und des Charismas Machnos, das Phänomen der *Atamanščina* sowie die Beteiligung von Frauen beschreiben.

Die dritte Untersuchungsperiode, die Kollektivierung der Landwirtschaft, wiederum vor dem Hintergrund eines ausgiebigen Rückgriffs auf die Sekundärliteratur beschrieben, zeichnet sich – wie in den vorangegangenen Fällen nicht überraschend – durch Massengewalt aus. Der Unterschied jedoch zu den beiden anderen Perioden besteht laut Verfasser besonders darin, dass nun der Staat als Akteur zentrales Gewicht erhielt. So wird auch hier mit Archivalien sehr detailliert die Gruppenbildung und -dynamik des Gewalthandelns in der Ukraine ausgeleuchtet. Stalins Rolle als Stichwortgeber und politischer Antrieber ist unübersehbar, und wenn auch „der Staat“ stärker involviert ist, so bildeten sich doch „Kleinreiche des Terrors“ heraus.

Durch die Zerteilung der Aufgabenstellung – historische Analyse und systematische Gewaltforschung – ergibt sich ein zwiespältiger Leseindruck. Als Historiker lernt man kaum Neues, denn dass die Revolutionen 1905, 1917, der Bürgerkrieg und die Kollektivierung namentlich in der Ukraine (aber nicht nur dort) blutige Ereignisse waren, dass sich Gewalt im Bürgerkrieg nicht auf die politischen Farben „Rot“, „Weiß“ und „Grün“ beschränkte und dass die Gewaltfronten nicht zwischen „staatlich“ und „nicht-staatlich“ verliefen, ist hinlänglich aufgearbeitet. Daher auch der fortwährende Rekurs auf Sekun-

därliteratur. So muss der Leser die langen Passagen über die gewaltsamen Verhältnisse als einführnden Kontext verstehen.

Die Beschreibungen der Fallbeispiele sind aufschlussreicher. Sie werden nach einer präzisen Deskription unter den beiden anfangs genannten Leitbegriffen interpretiert. Durch die Methode der „dichten Beschreibung“ – die für Historiker jedoch von der Dichte des vorgefundenen Materials abhängt – werden die filigranen Verhältnisse für die Entstehung, Durchführung und gruppendynamischen Folgen des Gewalthandelns deutlich. Welch unterschiedliche Akteure dabei in den Umkreis des Gewalthandelns geraten können, wird auf diese Weise verständlich. Der Verfasser bestätigt dabei schon bekannte Merkmale der allgegenwärtigen Gewalt, hier besonders am Beispiel Machnos, wonach die Lust an der Gewalt auch eine Frage der (jungen) Generation und Gewalt eine Form der Kommunikation ist. Insgesamt erweist sich, dass „Gruppendynamik“ der analytisch nützlichere der beiden o. g. Zentralbegriffe ist, mit dem sich arbeiten lässt.

Der „Gewalttraum“ bleibt analytisch und methodisch verschwommen, denn es offenbart sich die Tautologie der Definition: Gewaltträume werden durch Gewalt konstituiert; wo Gewalt nur „latent“ ist (was immer das heißt), gibt es keinen Gewalttraum. Fußballstadion, Schulhof und bürgerliche Kleinfamilie sind „Gewaltträume“ nur dann, wenn sich Gewalt abspielt, ansonsten sind sie trotz „Latenz“ Orte des Vergnügens, der Erholung und der Geborgenheit. Bei der Ukraine

ist es prinzipiell nicht anders. Insofern ist nicht ganz von der Hand zu weisen, dass die gesamte Perspektive tautologisch ist, denn wer Gewalträume analytisch konstituiert, sucht nicht nach den „Friedensräumen“. Unzutreffend ist es, vom Bürgerkrieg als dem „Hobbesianischen Raum“ zu sprechen. Abgesehen von dem Wortungetüm, das nichts anderes meint als den Naturzustand bei Hobbes, den man daher auch so nennen darf, so besteht doch der Clou bei Hobbes' Leviathan gerade darin, durch vertragliche Bindungen die Gewalt zu bannen. Der „Hobbesianische Raum“ wäre – richtig verstanden – eben nicht der Naturzustand. Vielleicht ist dieses Missverständnis dafür verantwortlich, dass dem Verfasser die eigentlich innovative Perspektive entgangen ist, die sein Vorgehen anbietet, nämlich die Entstehung politischer und gesellschaftlicher Verhältnisse und sozialer Beziehungen handlungstheoretisch grundsätzlich als auf Gewalt gegründet zu begreifen und damit auch die Herrschaft der „Bolschewiki“ auf diese Weise zu analysieren. Wir sprechen immer vom Bolschewismus und Stalinismus, wir brauchen aber eine Geschichte der Bolschewisten und Stalinisten.

Schnell hat die Problematik seines Vorgehens selbst beschrieben. Man muss ihm aber in seiner strengen Selbstkritik nicht folgen, wenn er sagt, seine Untersuchung könne „weder der Forschung noch den Gegenständen Gerechtigkeit widerfahren“ lassen (S. 25).

Stefan Plaggenborg, Bochum

Ukrainskie nacionalističeskie organizacii v gody Vtoroj mirovoj vojny. Dokumenty. V dvuch tomach [Ukrainische nationalistische Organisationen während des Zweiten Weltkriegs. Dokumente. In zwei Bänden].

Tom 1: 1939–1943. Sostaviteli: T. V. Carevskaja-Djakina (otv. sost.) / N. N. Vojakina / L. N. Dobrochotov i dr. Moskva: Rosspeň, 2012. 878 S., Abb. ISBN: 978-5-8243-1676-6.

Tom 2: 1944–1945. Sostaviteli: T. V. Carevskaja-Djakina (otv. sost.) / N. N. Vojakina / L. N. Do-

brochotov i dr. Moskva: Rosspeň, 2012. 1167 S., Abb. ISBN: 978-5-8243-1677-3.

„Für Feinde der nationalistischen Ukrainer waren diese nur Schergen und Kollaborateure des deutschen Nationalsozialismus, für deren Anhänger nur Unabhängigkeitskämpfer, Zwangsarbeiter und NS-Verfolgte. Zuzugeben, dass beides zeitnah bis gleichzeitig möglich war, widerstrebt häufig einem bipolare Ordnungen bevorzugenden interpretativen Denken“, gibt Frank Golczewski im ersten Band von *Deutsche und Ukrainer 1914–1939* aus dem Jahr 2010 zu bedenken. In der öffentlichkeitswirksamen Debatte über die Rolle

der Organisation der Ukrainischen Nationalisten (OUN) und ihres bewaffnetes Arms (Ukrainische Aufstandsarmee – UPA) zwischen Verrat am Vaterland und heroischem Unabhängigkeitskampf für ein postimperiales Nationalbewusstsein der Ukrainer hielt sich die russische Geschichtspolitik bisher betont zurück. Angeführt von Andrej Artisov, dem Leiter der russischen Archivverwaltung, hat nun ein Kollektiv von Autoren beträchtlichen Aufwand betrieben, um für ein „vollständigeres und objektiveres Bild der Ereignisse“ (S. 5) deutsche, polnische, sowjetische und ukrainische Dokumente zu edieren.

Nach Angaben der Herausgeber werden 400 der 505 Dokumente aus 15 russischen, ukrainischen, polnischen und deutschen Hauptstadtsarchiven erstmals publiziert (S. 26). Es handelt sich dabei um Unterlagen ziviler deutscher und polnischer Behörden, Quellen von verschiedenen Kommandoebenen der polnischen Armee und des Geheimdienstes, der Wehrmacht, des Reichssicherheitshauptamtes, des NKWD, der OUN und UPA, des ukrainischen Partisanenstabes sowie aus zentralen und regionalen Parteistellen der NSDAP und des ZK der KP der UdSSR. Die Dokumente sind strikt chronologisch, in drei Zeitperioden (1939 – 22. Juni 1941, 23. Juni 1941 – 1943, 1944–1945) unterteilt angeordnet. Die ukrainischen, polnischen und deutschen Dokumente wurden allesamt ins Russische übersetzt. Zeitgenössische Fotodokumente illustrieren positive Reaktionen der ukrainischen Bevölkerung auf den Einmarsch von Roter Armee und Wehrmacht 1939 bzw. 1941. Daneben lockern anti-sowjetische Flugblätter der OUN-UPA, Bilder von ukrainischen Freiwilligen der SS-Division *Galizien*, Schaubilder der OUN-Struktur aus der Hand staatlicher sowjetischer Sicherheitsorgane sowie Porträts ukrainischer Nationalistenführer die mehr als 2000 Druckseiten auf. Ein Personen- und geographischer Index erleichtert die Nutzung. Das ansonsten nützliche Verzeichnis am Ende beider Bände kommt ohne eine Datierung der Dokumente aus. Die Endnoten erschweren die Lektüre nicht unerheblich. Ohne klare Auswahlkriterien (neben anderen fehlt etwa auch Hans Koch, nachmals Direktor des Osteuropa-Instituts München, der als Offizier der Abwehr deutsche Besatzungsbehörden ukrai-

politisch beriet; siehe Bd. 1, S. 368) ist der Nutzen des biographischen Anhangs am Ende von Band 2 – zumal ohne Rückverweise auf die diese Personen betreffenden Dokumente – eingeschränkt. Nichtsdestoweniger wird eine in ihrer Quantität präzedenzlose Kompilation zur Geschichte des ukrainischen Nationalismus im Zweiten Weltkrieg vorgelegt. Wer sich jedoch die überaus ehrgeizige Aufgabe stellt, verschiedene Quellenarten und dazu unterschiedlicher Provenienz für die Geschichte des ukrainischen Nationalismus im Zweiten Weltkrieg sprechen zu lassen, steht vor nicht banalen redaktionellen, editorischen, konzeptionellen, methodischen und inhaltlichen Herausforderungen. Vor dem Hintergrund, dass der Verlag Rosspon in der jüngeren Vergangenheit nicht zuletzt Ergebnisse deutsch-russischer Historikerkommissionen zur Geschichte des Stalinismus verdienstvoll auflegte (etwa zur Geschichte der SMAD unter Beteiligung von Tat'jana Viktorovna Carevskaja-Djakina, der verantwortlichen Redakteurin auch dieser Bände), ist der redaktionelle Zustand des vorliegenden Bandes erstaunlich. Das betrifft sowohl das Lektorat, etwa bei der fehlerhaften Bezeichnung deutscher Archive oder polnischer Armeeeinheiten (Bd. 1, S. 854), als auch unvollständige oder inkorrekte Geburtsdaten historischer Persönlichkeiten im biographischen Anhang (z.B. Reichskommissar Erich Koch, Bd. 2, S. 1041). Fragwürdig ist zudem, warum aus dem Kopf mancher Dokumente zwar der Geheimhaltungsgrad übernommen wurde, die Tagebuchnummern aber vereinzelt fehlen. Zwar verweisen die Autoren auf ukrainischsprachige Paralleleditionen, ein Überblick über die zahllosen internationalen Publikationen zum Thema wird dadurch aber natürlich nicht obsolet. So drängt sich der Eindruck einer inkonsistenten Dokumentensammlung auch inhaltlich auf.

Das beginnt bereits mit dem Titel: *Ukrainische Nationalistische Organisationen im Zweiten Weltkrieg*. Es entspricht nicht dem Forschungsstand, eine weltanschauliche und in ihren Methoden inkohärente Nationalbewegung mit einer monolithischen Organisation antisowjetischer Ausrichtung zu identifizieren. Schnell wird so deutlich, dass es den Verfassern allein um die OUN und deren bewaffneten Arm, die UPA, geht. Deren

Taktik vor allem im Hinblick auf ihre Partnerschaft mit den Nationalsozialisten, die Beteiligung der Nationalisten an bewaffneten Formationen und ihr bewaffneter Kampf gegen die Rote Armee sollen – so die Verfasser – belegt werden (S. 5). Nach eingeübtem Muster wird eine „Bewegung ukrainischer Nationalisten“ aus ehemaligen Kadern der ukrainischen Armeen des Ersten Weltkriegs als ein Juniorpartner deutscher Weltmachtspläne im Krieg gegen die Sowjetunion skizziert. Die reine Masse an Quellen verschiedener Provenienz soll zwar Multiperspektivität auf die Rolle der ukrainischen Bewegung suggerieren, doch ohne eine Zeittafel, ein Glossar, einen systematischen Dokumentenindex oder ein Register der Einheiten, Institutionen oder Organisationen verliert der Leser schlicht die Orientierung, zumal diffizile Quellentypen wie Verhörprotokolle, Propagandadokumente, Kriegsphotografien, Erinnerungsberichte, Beutedokumente (statt einer Neuübersetzung deutscher Originale wurde, sofern in den Akten vorhanden, auf Übersetzungen sowjetischer Behörden zurückgegriffen) oder Unterlagen aus dem politischen Untergrund (etwa der polnischen Heimarmee) ohne einen Ansatz von Quellenkritik dargeboten werden. Um den Rahmen dieser Rezension nicht zu sprengen, nur ein einziges Beispiel: Ab Seite 396 des ersten Bandes folgt auf einen Bericht der Politischen Abteilung 31 des Schützenkorpus Nr. 32 über die Aktivität der Banden ukrainischer Nationalisten im Gebiet von Volodarsk-Volynsk, adressiert u.a. an den Leiter der Obersten Politischen Verwaltung der Roten Armee, die „Ereignismeldung UdSSR Nr. 44“ an den Kommandeur der Sicherheitspolizei und des SD zu – so die Titulierung – den Kontakten zwischen der OUN und Generalgouverneur Hans Frank. Quellen unterschiedlicher Provenienz werden hier scheinbar zufällig aneinandergereiht. Für den Leser ist dieses Prinzip nicht durchschaubar, zumal Berichte von lokalen Kommandostäben auf sowjetischer Seite unvergleichbar besser erhalten sind als die weitgehend zerstörten Berichte der Gruppenstäbe und der Einsatzkommandos. Während also die „Ereignismeldungen“ das Produkt einer Redaktion verschiedener Berichte aus dem Gebiet nach Berlin sind, letztlich also die Perspektive des Gestapo-

Chefs Heinrich Müller und Heinrich Himmlers abbilden, sind Quellen aus sowjetischen Archiven von wesentlich unmittelbarer Qualität. Schließlich sind Primärquellen für die OUN und die UPA wegen der eingeschränkten Schriftlichkeit einer Untergrundorganisation schon ihrer Anzahl nach sehr limitiert. Wenn die Herausgeber trotz dieser divergenten Überlieferungstraditionen Täterdokumente deutscher, sowjetischer und ukrainischer Provenienz parallel anordnen, dann erzeugen sie eine Kausalität, in der die Exzesse der OUN und UPA unwillkürlich auf eine Stufe mit den staatlichen Massenverbrechen der SS und des NKWD gestellt werden.

Es ist dennoch kein Widerspruch zu behaupten, dass diese Edition zwischen den Zeilen auch als Schwarzbuch sowjetischer Repressionen gegen die westukrainische Gesellschaft im und nach dem Zweiten Weltkrieg gelesen werden kann. Elena Jur'evna Borisenok kommt in der Einleitung nicht umhin, auf die Gründung der Hauptverwaltung für den Kampf gegen das Bandidentum beim NKWD im Dezember 1944 zu verweisen. Da der Zugang zu zahlreichen Staatsarchiven der Russischen Föderation für die öffentliche Forschung nicht unkompliziert ist und die Wissenschaft bisher auf einen Teil der sowjetischen Dokumente zum ukrainischen Nationalismus im Zweiten Weltkrieg verzichten musste, sind unter diesem Aspekt deklassifizierte Unterlagen aus dem Archiv des Sicherheitsdienstes, dem Archiv der Inneren Aufklärung sowie dem Präsidentenarchiv die Kleinode dieser Ausgabe. Darunter befinden sich regelmäßige Berichte Chruschtschows als Sekretär des Zentralkomitees der KP in der Ukraine an Stalin über die „Liquidierung der OUN-UPA-Formationen in den westlichen *oblasti*“ (Dok. 3.188). Diese von der sowjetischen Führungsebene verfassten Rapporte sind eine wertvolle Ergänzung der Bilas-Edition von 1994 zur Wiederaufnahme der 1939 bis 1941 begonnenen sowjetischen Umgestaltung der gesamten westukrainischen Gesellschaft (u.a. durch Massenansiedlung von Parteiaktivisten aus östlichen *oblasti*) und bestätigen Bilas' Diagnose über die Fortführung der Liquidierung sämtlicher Strukturen der OUN-UPA, nachdem bereits von April bis Juni 1941 rund 20.000 sogenannte Sympathisanten der OUN deportiert und einige tau-

send OUN-Anhänger in NKWD-Gefängnissen ermordet worden waren. So wurden laut diesen Quellen in den Jahren 1944 bis 1953 rund 150.000 ihrer Anhänger getötet sowie rund 200.000 von in Sippenhaft genommenen Familienmitgliedern aus Galizien und Wollhynien deportiert. Trotz dieser Schlüsseldokumente bleibt eine Analyse der lokalen Verfolgung des national-ukrainischen Untergrundes auf der Grundlage der Hinterlassenschaften kommunistischer Gebiets- und Kreisorganisationen ein Desiderat der Forschung. In ehemaligen Parteiarchiven in Ternopil', Rivne, Ivano-Frankivs'k oder L'viv sind solche Dokumente in großer Anzahl ebenfalls vorhanden und für interessierte Forscher mutmaßlich leichter zugänglich als in Moskau. NKWD-Skizzen von Unterschleichen der OUN-Kämpfer im Anhang von Band 1 erinnern stark an die Aufmachung von Fotografien jüdischer Verstecke im Katzmann-Bericht zur *Lösung der Judenfrage im Distrikt Galizien*. Begrüßenswert ist, dass OUN-Historiker anhand von Berichten aus sowjetischer Sicht u.a. die Situation in der Region Chelm im Frühjahr 1944 (Dok. 3.52) oder polnisch-ukrainische Verhandlungen im November 1944 (Dok. 3.110) neu bewerten können. Die Aktionen der UPA – so die Autoren – seien mit unerbittlicher Härte durchgeführt worden, so dass es als Reaktion darauf zu 522 Fällen von Rechtsüberschreitungen seitens sowjetischer Beamter gekommen sein (S. 23). Bei solcher Argumentation klingt es exkulpierend, wenn die – von Geoffrey Burds als besonders brutal beschriebene – Sowjetisierung der ehemaligen polnischen Ostgebiete im Hinblick auf die Verfolgung der ukrainischen Nationalbewegung als eine „Reihe erfolgreicher Operationen gegen Einheiten der ukrainischen Nationalisten“ (S. 24) beschrieben wird. Es ist außerdem methodisch höchst fragwürdig, wenn zur „Beleuchtung von diesen oder jenen Ereignissen“ drei thematische Blöcke ausgewählt werden (S. 27), die rund zwei Prozent der hier vorliegenden Quellen ausmachen und allesamt ausgerechnet die Zusammenarbeit von OUN und UPA mit Wehrmacht und SS in den Jahren 1941 bzw. 1944 belegen sollen. Die dieser Zusammenarbeit zugrundeliegenden Verhand-

lungen sind im Übrigen seit vielen Jahren im Zentralen Staatsarchiv der Obersten Machtorgane der Ukraine in Kiew nachzulesen. Mordaktionen der OUN und der UPA folgten auf diese militärische Kooperation während des deutschen Vor- und Rückmarsches nach und aus Ostpolen. Diese Gewaltexzesse gegen die jüdische und polnische Zivilbevölkerung Ostgaliziens und Wollhyniens subsumieren die Autoren noch im 74. Jahr nach Beginn des Zweiten Weltkriegs als „Repression gegen die friedliche Bevölkerung“ (Einleitung, S. 5).

Nicht nur im Hinblick auf die genannten editorischen Ungereimtheiten liegt ein Sammelsurium historisch hochsensibler Quellen für eine russischsprachige Öffentlichkeit vor, das bestenfalls als Fundgrube für zukünftige Forschungen in russischen Staatsarchiven zur sowjetischen Kriegführung an der westukrainischen Front taugt. Alternativ zu dem besprochenen Zweibänder, der im Juni 2012 in Moskau erschien, sei deshalb der Rückgriff auf die von Bilas (*Represywno-karateľna systema v Ukraïni 1917–1953*. Kyjiv 1994), Danylenko und Kokin (*Radjans'ki Orhany Deržavnoi Bezpeki u 1939 – červni 1941 g. Dokumenty GDA SB Ukraïny*. Kyjiv 2009) sowie Mallmann, Angrick, Mattäus und Cüppers („Ereignismeldungen UdSSR“ 1941. Dokumente der Einsatzgruppen in der Sowjetunion. Darmstadt 2011) herausgegebenen Quelleneditionen empfohlen. Diese relativieren die vorgelegte Anzahl angeblich „neu publizierter“ Dokumente ganz erheblich – so stellt das im hier rezensierten Werk abgedruckte Dokument 2.160 eine Quelle dar, die, ohne dass darauf verwiesen wird, bereits von Bilas publiziert wurde. Gleichzeitig lässt jedoch eine brauchbare Dokumentensammlung zur OUN und UPA im Zweiten Weltkrieg weiterhin auf sich warten. „Honi soit qui mal y pense“, wenn die anfangs zitierten Pole dieser Publikation die Schergen und Kollaborateure des deutschen Nationalsozialismus einerseits und die sowjetischen Sicherheitsorgane in ihrem Kampf gegen die „deutsch-faschistischen ukrainischen Nationalisten“ andererseits sind.

Frank Grelka, Frankfurt/Oder

JENNY ALWART: Mit Taras Ševčenko Staat machen. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik in der Ukraine vor und nach 1991. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2012. 220 S., 47 Abb. = Visuelle Geschichtskultur, 8. ISBN: 978-3-412-20769-4.

Der ukrainische Schriftsteller und Maler Taras Ševčenko (1814–1861) ist in seiner Bedeutung für die Entwicklung der ukrainischen Literatur und Schriftsprache wenigstens mit der seines Zeitgenossen Alexander Puškin im russischen Kontext zu vergleichen. Doch anders als jener, welcher auch außerhalb der russischsprachigen Welt ein Begriff ist und dessen Werk immer wieder übersetzt wird, ist Ševčenko außerhalb Osteuropas nur wenigen Eingeweihten überhaupt bekannt. So kommt es, dass die Bewohner des deutschsprachigen Raums auf die Frage nach den ihnen geläufigen Ukrainern vermutlich die boxenden Gebrüder Klyčko nennen würden oder aber den Namensvetter des Künstlers, nämlich den 1976 geborenen Fußballer Andrij Ševčenko. Und obgleich die ukrainische Literatur sich seit einiger Zeit erfreulicherweise auch bei uns eines immerhin gewissen Interesses erfreut und die Werke Jurij Andruchovyčs, Andrij Kurkovs oder Serhij Žadans regelmäßig ins Deutsche übersetzt werden, gibt es seit Jahrzehnten keine Neuübersetzungen der Werke des ukrainischen Dichtertitanen. Ganz anders stellt sich seine Bedeutung in der Ukraine dar: keine Stadt ohne ein Ševčenko-Denkmal, eine Gedenktafel oder einen nach ihm benannten Platz. Das Konterfei des Dichters ist wohl jedem Ukrainer, jeder Ukrainerin bekannt, und zumindest das Gedicht *Zapovit* (*Das Vermächtnis*) – „Wenn ich tot bin, begrabe mich in meiner geliebten Ukraine“ – werden die meisten von ihnen zumindest auszugsweise zitieren können. Für die Leipziger Slavistin Jenny Alwart ist Ševčenko dann auch nichts weniger als ein bedeutender ukrainischer Erinnerungsort. Ševčenko sei die „am stärksten verbindende Figur der Ukraine [...], die Ukraine definiert und reflektiert“ sich über sie (S. 25), so ihre zentrale These. In der Tat scheint der Dichter in dem erinnerungskulturell so stark fragmentierten Land ein konsensueller Kristallisationspunkt zu sein; anders als der 1959 von sowjetischen Agenten in München ermordete Nationalist Stepan Bandera,

der Große Vaterländische Krieg oder der Kosaken-Hetman Ivan Mazepa scheint er geeignet, im eher nationalistischen Westen und im grundsätzlich eher prorussischen (und russophonen) Osten gleichermaßen positiv erinnert zu werden. Fast verwundert es also, dass sich trotz des nun schon fast zwei Jahrzehnte währenden *memory boom* in den Kulturwissenschaften vor Alwart noch niemand systematisch mit diesem gleichermaßen interessanten wie aktuellen Thema beschäftigt hat.

Alwart entwickelt ihre These auf der Grundlage der einschlägigen, wohlbekannten Referenzen (Halbwachs, Aleida und Jan Assmann, aber auch Astrid Erl), unterscheidet nachvollziehbar zwischen offizieller Geschichtspolitik und einer „künstlerisch-medialen Gemachtheit des Erinnerungsortes“ Ševčenko (S. 25). Letztere untersucht sie u.a. an dem auch im Westen bekannten Essay von Andruchovyč *Ševčenko ist ok* oder Kurkovs Roman *Petrowitsch* (im russischen Original *Dobryj angel smerti*, 2000). Darin kommt dem mit dem „nationalen Geist“ Ševčenkos getränkten Wüstensand eine zentrale Rolle für den Fortgang der Geschichte (und des ukrainischen Staates) zu. Die Verfasserin bezieht zudem Exponate der bildenden Kunst mit ein, wie die Photographien Natal'ja Bloks, welche augenfällig die Bedeutung Ševčenkos im ukrainischen nationalen Bewusstsein unterstreichen. Sie zeigen zugleich den mittlerweile glücklicherweise möglichen spielerischen, ja ironischen Umgang mit diesem Heroen. Bloks Bilder sind Teil des gemeinsam mit Maks Afanas'jev geschaffenen Werkes *Henoličyl'nik* (*Genzähler*), bei dem sich „ganz normale“ ukrainische Menschen mit dem so typischen Ševčenko-Schnauzbart und einer Perücke mit Haarkranz und Glatze haben ablichten lassen; sie scheinen ausdrücken zu wollen, dass ein bisschen Ševčenko in jedem Ukrainer steckt. Überhaupt werden visuelle Deutungen durch einen kurzen, aber ansprechenden Bildteil illustriert; allerdings sind bei der Nummerierung einige Ungenauigkeiten zu vermerken. Gerade in den Kapiteln, in denen Alwart die Verarbeitungen des Sujets in Pop- und Avantgardekultur nachzeichnet, ist die Arbeit sehr überzeugend. Diesen Kapiteln vorgeschaltet ist die Betrachtung des offiziellen Ševčenko-Diskurses in der Sowjetunion zwischen 1960 – als

Beginn der zahlreichen Feierlichkeiten anlässlich des 100. Todestages bzw. des 150. Geburtstages – und dem Ende der UdSSR. Es ist wenig erstaunlich, dass der Dichter in diesen Diskursen primär als „revolutionärer Demokrat“ bezeichnet wurde, welcher zudem den propagandistischen Vorteil hatte, von Nikolaus I. nach Zentralasien verbannt worden zu sein. Weil er als Leibeigener geboren und von einflussreichen russischen Künstlern wie dem Maler Karl Brjullof freigekauft worden war, wurde er für die sowjetische Kulturpolitik auch sozial interessant. Ševčenko, der einen übrigens nicht unerheblichen Teil seines Werkes in russischer Sprache verfasst hat, mutierte zudem nicht ohne gewisse Plausibilität zum Exponenten russisch-ukrainischer Freundschaft. Als Vorkämpfer für die ukrainische Unabhängigkeit von Russland konnte er hingegen in sowjetischer Zeit entschieden nicht gefeiert und erinnert werden. Auch ukrainische Intellektuelle der sechziger bis achtziger Jahre stellten diese Einschreibung nicht grundsätzlich in Frage, wie Alwart zumindest am Beispiel des systemkritischen Schriftstellers und prominenten Vertreters der sog. *Šistdesjatyky* („Sechziger“), Ivan Džuba, zeigt. Erst Ende der achtziger Jahre und nach dem Entstehen einer machtvollen Unabhängigkeitsbewegung in der Ukrainischen Sowjetrepublik betonte der spätere Kulturminister den „patriotischen“ Gehalt im Werk Ševčenkos. Die Pluralitäten und Gleichförmigkeiten der Ševčenko-Deutungen seit der Unabhängigkeit werden in einem weiteren Schritt auch für die Phase nach 1991 nachgezeichnet: Die Genese hin zum offiziellen Paten eines ukrainischen Nationalismus, die Instrumentalisierungen durch die Politik – besonders bei den Präsidenten Kravčuk, Juščenko und Janukovyč – werden ebenfalls behandelt.

Alwarts Arbeit ist in dem, was sie schreibt, sehr überzeugend. Man liest dieses Buch gern – und bleibt dennoch, zumindest, wenn man sich wie die Rezensentin schon etwas eingehender mit der Ukraine und auch ihren Erinnerungskulturen befasst hat, etwas unbefriedigt zurück. Dies liegt ausdrücklich nicht daran, was Alwart darlegt, sondern an dem, was sie nicht behandelt. Und das ist nicht wenig: Auch um die ewige Debatte über die notwendige Wechselseitigkeit zwischen

Diskursen, kulturellen Einschreibungen, Praktiken und „realen Geschehnissen“ nicht weiter zu befeuern, wäre eine deutlich eingehendere Beschäftigung mit dem ‚realen‘ Ševčenko wünschenswert und notwendig gewesen. Zwar wird in der Einleitung ein wenig über die „reale Figur“ des Dichters reflektiert, letztlich kommt dieser ganz simple biographische Aspekt aber zu kurz. Dies gilt gleichermaßen für dessen schriftstellerisches Werk, über das man kaum etwas erfährt; lediglich über seine ohne Frage zentrale Gedichtsammlung *Kobzar* (1840) werden einige Informationen eingestreut. Über die Bedeutung seines Schaffens in der heutigen Ukraine erhalten die Lesenden ebenso wenig Informationen. Die Frage etwa, ob Ševčenko gegenwärtig allein als eine von seinem künstlerischen Werk abgekoppelte, weil vom ukrainischen Publikum nicht mehr gelesene Erinnerungsfigur wahrgenommen und rezipiert wird, bleibt im Dunkeln. Dies gilt letztlich auch für den ja nicht ganz unbedeutenden Aspekt, in welchem Maß er in der Russländischen Föderation und (sicher weniger) in Polen memoriert wird. Es steht doch zu vermuten, dass er, nachdem er jahrzehntlang einen festen Platz im russisch-sowjetischen Kontext innegehabt hat, doch gewissen Spuren hinterlassen haben muss, auch jenseits der erwähnten Denkmäler und Straßennamen. Allein im Zusammenhang mit Andrij Kurkov, den russischschreibenden ukrainischen Schriftsteller, streift Alwart diesen Aspekt kurz. Wichtig wären zudem zumindest Reflexionen darüber gewesen, welche Aspekte im schriftstellerischen Schaffen Ševčenkos nicht memoriert werden, nämlich u.a. der manifeste antisemitische und antipolnische Gehalt etwa in den *Hajdamaky* (1841). Das Buch *Mit Taras Ševčenko Staat machen* ist mit ca. 160 Seiten Text (inkl. eines ausführlichen Anmerkungsapparats mit umfänglichen Übersetzungen) schmal, was grundsätzlich erfreulich ist. Für die Behandlung dieser wichtigen Fragen hätte Alwart also in jedem Fall, ohne den ungebührlich ‚langen‘ Qualifikationsarbeiten das Wort reden zu wollen, noch ‚Raum‘ gehabt. Gleichwohl hat sie eine interessante und grundlegende Arbeit zur osteuropäischen Erinnerungskultur vorgelegt.

Kerstin S. Jobst, Wien

Rezensionsschwerpunkt | Südosteuropa

Italy and Europe's Eastern Border. (1204–1669). Ed. by Iulian Mihai Damian / Ioan-Aurel Pop / Mihailo St. Popović / Alexandru Simon. Frankfurt a.M. [usw.]: Lang, 2012. 358 S. = Eastern and Central European Studies, 1. ISBN: 978-3-631-61857-8.

Europas östliche Grenzen in einem langen Zeitraum von gut 450 Jahren zu untersuchen ist eine durchaus ambitionierte Aufgabe, die nur in einer interdisziplinären und internationalen Zusammenarbeit bewältigt werden kann. Diesem Vorhaben versuchten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer einer im November 2010 in Rom abgehaltenen Konferenz gerecht zu werden, deren Ergebnisse nun publiziert vorliegen. Die geweckten Erwartungen werden jedoch gleich am Anfang der Lektüre enttäuscht: Denn die Herausgeber des Sammelbandes haben auf eine Einleitung in die Thematik verzichtet und keine Fragen formuliert, die einen roten Faden ergeben würden. Allen voran fehlt hier die chronologische und räumliche Zuordnung. Dass die Daten 1204 beziehungsweise 1669 die Zeitspanne zwischen dem 4. Kreuzzug und der Einnahme der Stadt Candia (Iraklio) durch die Osmanen, die zugleich die Eroberung der Insel Kreta beendet hat, markieren, kann sich ein halbwegs gebildeter Leser selbst erschließen. Beide Zäsuren werden allerdings nicht thematisiert und in Kontexte gestellt. Dasselbe gilt für die Geographie der behandelten Regionen. Wie weit reicht die östliche Grenze Europas? Wird sie kulturell, politisch, ökonomisch oder gesellschaftlich definiert? Welche Formen von Interaktionen und Transfers lassen sich zwischen Italien und den östlichen Regionen des Mittelmeerraumes unterscheiden? Wie ordnet sich der Sammelband in die bestehenden Forschungslandschaften ein? Eine systematische Auseinandersetzung mit diesen Aspekten mitsamt Karte(n) wäre hier vonnöten.

Die fehlende inhaltliche Zuordnung spiegelt sich auch in der Struktur des Sammelbandes wider. Die Herausgeber haben sich nicht der Mühe unterzogen, die Texte in thematische Teile zu gliedern; stattdessen entschieden sie sich für eine

alphabetische Reihenfolge. So erscheint das Buch wie ein bloßes, zusammenhangloses Sammelsurium von Aufsätzen in englischer, französischer und deutscher Sprache, die allein die Beschäftigung mit Italien beziehungsweise dem östlichen Europa, und hier vorwiegend Byzanz bzw. dem Balkan, verbindet. Versuchen wir also das zu tun, was die Herausgeber eigentlich hätten tun sollen: zu ordnen. Demnach befassen sich die meisten Beiträge mit den „Kreuzzügen“ gegen die Osmanen beziehungsweise den Interaktionen verschiedener christlicher Staaten mit den letzteren im 15., vereinzelt auch schon im 14. Jahrhundert (EMANUEL CONSTANTIN ANTOCHE, ANNA CALIA, PAOLO CHERUBINI, IULIAN M. DAMIAN, EMIR O. FILIPOVIĆ, BORISLAV GIRGIN, MATTEO MAGNANI, IOAN-AUREL POP und ALEXANDRU SIMON). Die übrigen zwölf Texte decken ein sehr breites Themenspektrum ab, das nicht heterogener sein könnte. Dessen ungeachtet ließen sich hier einige nach inhaltlichen, geografischen oder chronologischen Kriterien strukturierte Gruppen unterscheiden. So konstituierten zum Beispiel die Aufsätze über die Interaktionen zwischen abchasischen Piraten und den Osmanen im Schwarzen Meer (GÜNEŞ İŞIKSEL), die Resonanz auf Maltas Belagerung durch die Osmanen im Jahr 1565 (EMMANUELLE PUJEAU), die Dolmetscher einer italienisch-levantinischen Gemeinschaft in Konstantinopel (CHRISTIAN LUCA) sowie zwei Kaufmanns- und Schiffseigentümerfamilien in Dubrovnik (GIANLUCA MASI) im 16.–17. Jahrhundert eine frühneuzeitliche Sektion. In diesen Kontext würde auch der Beitrag von ANDREA FARA über die italienischen Kaufleute im ungarischen Königreich vom 13. bis 16. Jahrhundert passen.

Einige kulturgeschichtlich orientierte Texte skizzieren den Kulturtransfer des griechischen Humanismus nach Italien (CHRISTIAN GASTGEBER in dem einzigen deutschsprachigen Aufsatz), die theologischen Begegnungen zwischen „Lateinern“ und Griechen im 14. Jahrhundert (CLAUDINE DELACROIX-BESNIER), die Wahrnehmung der Union von Florenz 1439 bei Théodore Agallianos 1442 (MARIE-HÉLÈNE BLAN-

CHET) sowie schließlich die religiösen, politischen und militärischen Aspekte des Konzils von Florenz (BENJAMIN WEBER). Drei weitere Aufsätze gehen politischen und historiographischen Fragen nach: den Grenzen im venezianischen Teil der Halbinsel Morea (Peloponnes) im ausgehenden 15. Jahrhundert (BERNARD DOUMERC), dem Wirken des venezianischen Chronisten Lorenzo de' Monaci in Kreta an der Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert (ȘERBAN MARIN) bzw. dem Verhältnis zwischen Sigismund von Luxemburg (1387–1437) und dem Patriarchat von Aquileia (IOAN-AUREL POP).

Bereits aus dieser Auflistung geht deutlich hervor, dass unter dem Buchtitel „Italien und Europas östliche Grenze“ diverse, zum Teil beliebig ausgewählte Themen subsumiert sind, die eher die Forschungsinteressen der einzelnen Au-

toren widerspiegeln als einem strengen Konzept entsprechen. Freilich: Alle am Sammelband beteiligten Historikerinnen und Historiker, die aus Frankreich, Italien, San Marino, Österreich, Bosnien, Kroatien und Rumänien kommen, verstehen ihr Handwerk gut und sind in ihren Fachgebieten ausgesprochen versiert. Die Bandbreite an Ansätzen ist beeindruckend und schließt diplomatische, theologische, historiographische wie politische, kulturelle, aber auch ökonomische Fragen ein. Da werden die einschlägig interessierten Leser ihre Freunde an den einzelnen Texten finden. Leider endet das Buch so, wie es beginnt: ohne jegliche Kontextualisierung der Forschungsperspektiven. Das ist ärgerlich, weil damit ein großes Potenzial verschenkt wurde.

Dariusz Adamczyk, Warschau

MARIANA HAUSLEITNER: Die Donauschwaben 1868–1948. Ihre Rolle im rumänischen und serbischen Banat. Stuttgart: Steiner, 2014. 417 S. = Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, 18; Quellen und Forschungen, 2. ISBN: 978-3-515-10686-3.

Sind bereits „Phantomgrenzen“ in den Fokus der historischen Forschung gerückt, so behandelt dieses Buch für die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, also mit der Teilung des Banats zwischen Jugoslawien und Rumänien, eine „Phantomregion“. Nur ein Siebtel des empirischen Teils bezieht sich auf die Zeit vor 1918, was nicht zuletzt an der auf den zeitgeschichtlichen Abschnitt zugespitzten Fragestellung liegt: Hausleitner möchte mit ihrer Arbeit Erklärungen liefern, warum die „Donauschwaben“ im Westbanat 1944 flüchten mussten, während sie im Ostbanat weitaus weniger Repressionen ausgesetzt waren. Hierzu fallen einem auf Anhieb die Unterschiede in der Besatzungs- bzw. Bündnis- und Befreiungspolitik und somit auch die Verbrechen deutscher Truppen an der Zivilbevölkerung im besetzten Serbien ein. Die Autorin möchte jedoch tiefere Schichten freilegen, indem sie als ein innovatives Element ihrer Herangehensweise die Frage einführt, ob in den „sozialen Struktur[en] der beiden Teile des Banats Unterschiede festzustellen sind, die Einfluss auf

die schnelle Radikalisierung der Schwaben seit 1933 hatten“ (S. 11).

Die Quellenbasis besteht von deutscher Seite überwiegend aus den Beständen des Auswärtigen Amtes, die für Jugoslawien in politikgeschichtlicher Hinsicht spätestens mit Johann Böhm's Werk von 2009 (*Die Deutsche Volksgruppe in Jugoslawien 1918–1941*) als umfassend ausgewertet gelten können. Sehr positiv fällt daher auf, dass die Autorin im Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas in München und im Archiv des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde in Tübingen aufbewahrtes Material verwendet hat. Ausländische Archive hat sie nur in Rumänien aufgesucht, so dass hier gegenüber Jugoslawien leider eine deutliche Asymmetrie besteht. Diese Diskrepanz besteht bei der Fachliteratur fort, da neben den deutsch- und englischsprachigen Publikationen allein rumänische zur Geltung kommen. Beiträge auf Serbisch mussten – wohl mangels entsprechender Sprachkenntnisse – unberücksichtigt bleiben.

Umso positiver sticht hervor, dass dieses Manko bei der Umsetzung kaum ins Gewicht fällt. Die Autorin beweist ein feines Gespür für die regionalen Spezifika und die Heterogenität der untersuchten Minderheiten. Endlich erfahren wir mehr über linke Strömungen innerhalb der

„schwäbischen“ *community*. So kommt Hausleitner überzeugend zu dem Ergebnis, dass vor 1918 vor allem Sozialdemokraten zur Verbreitung deutscher Kultur beitrugen. Bei dieser akkuraten Nachzeichnung der minderheitenpolitischen Landschaft spielen die Beziehungen zur jüdischen Bevölkerung eine zentrale Rolle (bsd. S. 131–147). Hausleitner zeigt zudem sehr schön, wenn es etwa um die widerstrebenden Reaktionen unter den (volks-)politisch organisierten Siebenbürger Sachsen auf die antijüdischen Boykotte in Deutschland geht (S. 114 und S. 137), die Interessenpluralität innerhalb der deutschen Minderheiten. Hier legt sie eine enorme Sensibilität für jene regionalen Zusammenhänge an den Tag, die sie durchgängig kompakt und differenziert zugleich auffächert, wobei es sicherlich von Vorteil war, dass sie sich mit einer Reihe einschlägiger Regionalstudien innerhalb des Fachgebiets als unbestreitbare Autorität etabliert hat.

Auch bei der Behandlung der wirtschaftspolitischen Aspekte werden diese Stärken erkennbar (S. 55–56, S. 99–199). Doch obwohl sich zunehmend herausstellt, dass wirtschaftliche Faktoren essenziell für die Gestaltung der Minderheitenpolitik waren, bleibt Hausleitner am Rand dieses vielversprechenden Neulandes stehen. Zu prüfen wäre beispielsweise noch die Frage, ob die im Vergleich zur Vojvodina aus außenpolitischen Gründen großzügigere Finanzierungspolitik des Reiches gegenüber den Deutschen in Rumänien zu einer schnelleren Etablierung nationalsozialistischen Einflusses führte. Dennoch sind die stellenweise auftauchenden Einblicke als sehr wertvoll zu erachten. Die Autorin verweist sogar darauf, dass die NS-Ideologie die Forderungen nach einer Neuverteilung der von Deutschland bereitgestellten materiellen Ressourcen verstärkte (S. 116–117, 122).

Im Vergleich zu den „Erneuerern“ in Jugoslawien fällt bei Rumänien auf, dass die Nazifizierung der „Volksdeutschen“ hier bereits im Frühjahr 1934 weit vorangeschritten war. Sogar konservative Protagonisten wünschten sich nach dem Vorbild im „Mutterland“ Konzentrationslager, um ihre nationalsozialistisch (!) auftretenden Gegner bekämpfen zu können (S. 120), was sicherlich nur ein besonders schillernder Auswuchs der vielfach konfuse Adaption des Nationalso-

zialismus innerhalb der deutschen Minderheiten war. Im Hinblick auf derartige Phänomene offenbart sich eine methodische Schwäche der Studie: Ein gezielteres Herausarbeiten der Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den Entwicklungen im jugoslawischen beziehungsweise rumänischen Banat in Form eines synchronen Vergleichs wäre wünschenswert gewesen. Besonders hätte sich eine solche direkte Gegenüberstellung etwa bei der deutlich abweichenden Haltung reichsdeutscher Stellen gegenüber der NS-affinen Opposition jüngerer Kräfte (der „Erneuerer“) angeboten (S. 127). In der Vojvodina setzte sich das Auswärtige Amt erstaunlich lange (bis 1936) für die konservative Führung ein, während es im östlichen Banat die rasch alternativlos erscheinenden, miteinander konkurrierenden nationalsozialistischen Strömungen schneller akzeptierte und bereits 1935 zwischen ihnen zu vermitteln versuchte.

Hausleitner hat es exzellent verstanden, die komplexen Entwicklungen und unübersichtlichen Wandlungen bündig und schlüssig aufzubereiten und so auch dank des hervorragenden Orts- und Personenregisters eine Art historisches Handbuch zum Thema zu schaffen. Dieses Niveau einer fundierten Synthese auf der Grundlage des aktuellen Forschungsstandes hält sie mühelos auch für die 1940er Jahre durch. Mittels Adressierung der nationalen und internationalen Ebenen macht sie die Nachkriegsrepressionen und die Entwicklungen nach 1945 verständlich (S. 292–362). Nur selten treten Ungenauigkeiten auf (der „Volksbund für das Deutschtum im Ausland“ war genau genommen keine „Reichsbehörde“ – S. 165 –, sondern wurde im Rahmen der Gleichschaltung der Volksdeutschen Mittelstelle unterstellt und somit in die SS-Strukturen eingegliedert). Letzten Endes muss Hausleitner jedoch auf die einfache Formel von den übergeordneten Faktoren zurückgreifen, um die Kernfrage nach den Unterschieden bei der Nachkriegsrepression zu beantworten: „Dass in Rumänien keine gezielten Vernichtungsmaßnahmen wie in Jugoslawien stattfanden, lag an den anderen Rahmenbedingungen: Rumänien war kein besetztes Land gewesen und die deutsche Minderheit hatte sich nicht so viele Feinde wie in Jugoslawien gemacht.“. Gleichwohl datiert sie die Genese der

Unterschiede bei der Bestrafung der „Volksdeutschen“ bis ins 19. Jahrhundert zurück, da diese in Rumänien „Fürsprecher“ aus dem klerikal-bürgerlichen und sozialdemokratischen Lager hatten (S. 363 und S. 374). Einen Akzent legt die Autorin hier ferner auf die spätere Einführung der kommunistischen Einparteiherrschaft in Rumänien. Hochinteressant ist der Befund zur volksdeutsch-jüdischen Beziehungsgeschichte, wonach „im Westbanat die Gier einiger Schwaben die Vernichtung der Juden beschleunigt“ und umgekehrt „die Angst der Rumänen vor einer zu-

sätzlichen Stärkung der Wirtschaftskraft der deutschen Minderheit zum Überleben der Juden Rumäniens“ beigetragen habe (S. 367–368).

Unterm Strich hat die Autorin mit ihrem sehr wertvollen Beitrag zwei wichtige Funktionen zugleich erfüllt: Bei einem problemorientierten Ansatz bietet sie eine umfassende Geschichte der deutschen Minderheiten im Banat und setzt so zugleich neue Maßstäbe für die weitere wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den dortigen Donauschwaben.

Bernd Robioneck, Berlin

HEIKO HAUMANN: *Dracula*. München: Beck, 2011. 128 S., 2 Ktn., Abb. = Beck'sche Reihe Wissen, 2715. ISBN: 978-3-406-61214-5.

Dracula und die Vampire sind Themen, die im Film und in der Belletristik allgegenwärtig sind, von der historischen Zunft aber eher stiefmütterlich behandelt werden. Daher unternimmt Heiko Haumann den dankenswerten Versuch, in einer populärwissenschaftlichen Reihe den *Dracula*-Mythos und den Vampir-Mythos miteinander in Verbindung zu setzen. Gleichwohl vermag er als einzige reale Klammer nur auf Bram Stokers Roman von 1897 zu verweisen. Der Zusammenhang, den Haumann zwischen dem Aufspießen als Hinrichtungsmethode und dem Pfählen als Mittel der Vampirvernichtung herstellt (S. 50), ist indes eher zufällig und daher lediglich als rhetorischer Kunstgriff zu verstehen. Folglich zerfällt die kleine Studie in zwei Teile, die sich auf der einen Seite mit dem rumänischen Nationalhelden Vlad dem Pfähler (1431–1477) und auf der anderen Seite mit der Medialisierung des Vampirgrafen *Dracula* auseinandersetzen.

Dass es sich bei dem im auswärtigen Schriftverkehr gebrauchte Ehrennamen „*Dracula*“ um eine Ableitung aus der Mitgliedschaft von Vlads Vater im Drachenorden Kaiser Sigismunds handelte, darf in Fachkreisen als Binsenweisheit gewertet werden. Der erst seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts dokumentierte Spitzname „*Țepeș*“ (der Pfähler) verweist darüber hinaus auf die bevorzugte Hinrichtungsmethode eines Fürsten, der sich in seiner kurzen Herrschaftszeit von 1456 bis 1462 mit den Osmanen nicht nur äußeren, son-

dern mit den rivalisierenden Thronprätendenten aus dem walachischen Adel auch inneren Feinden zu stellen hatte. Aufgrund der Tatsache, dass Vlads Versuch, die Donau zu überschreiten und den Osmanen in einem Guerillakrieg Paroli zu bieten, durch Intrigen im westlichen Lager gestoppt wurde, bezeichnet Haumann den walachischen Woiwoden zu Recht als Täter und Opfer.

Nachrichten von der habsburgischen Militärgrenze zum Osmanischen Reich führten am Beginn des Zeitalters der Aufklärung in den Jahren 1731/32 dazu, dass das serbische Wort *Vampir* in ganz Europa bekannt wurde. Haumann verweist in diesem Zusammenhang bereits auf Quellenbelege aus dem Jahre 1721, ohne diese indes näher zu bezeichnen (S. 69). Aus der Darstellung geht hervor, dass der Begriff ungeachtet seiner zweifelhaften Etymologie und der Vielzahl seiner südosteuropäischen Varianten in der Folge einseitig auf das vermeintliche Blutsaugen bezogen wurde. Diesbezüglich ist zwischen den nur indirekt erschließbaren Volksvorstellungen im Donau-Balkan-Raum und den Klischees in westlichen Kolportagen zu unterscheiden. Unsachgemäß erscheint nur, dass Haumann den als Prototypen aller Vampire geltenden „Arnauten“ (bzw. Serben albanischer Herkunft Pavle) als Arnont Paule bezeichnet (S. 79; in populären Darstellungen gemeinhin Arnold Paul genannt), zumal die Auflösung des Rätsels bereits in Band 56 (2008) dieser Zeitschrift erfolgte.

Lautet die provozierende These im Vorwort noch „*Dracula* lebt!“, wird in der nüchternen Zusammenfassung als Erklärung dafür die Phantasie eines Massenpublikums verantwortlich gemacht:

Dessen Sehnsucht nach Unsterblichkeit, Angst vor dem Bösen und Bedürfnis nach Sexualität werde durch das Bild des Vampirgrafen seit Beginn des 20. Jahrhunderts angesprochen. Im Hinblick auf die Legendenbildung, die sich um Vlad

den Pfähler seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts rankt, dient Haumann zufolge Dracula bis heute als Projektionsfläche, auf der sich das westliche Stereotyp vom rückständigen Osten abbilde.

Thomas M. Bohn, Gießen

EGIDIO IVETIC: *Jugoslavia sognata. Lo jugoslavismo delle origini*. Milano: Angeli, 2012. 230 S. = Studi e ricerche storiche. ISBN: 978-88-204-0650-9.

Im „Traum von Jugoslawien“ bzw. im „erträumten Jugoslawien“ geht Egidio Ivetic, Professor für Geschichte Osteuropas an der Universität von Padua, der Herkunft der panjugoslawischen Idee nach. Anders als im Sammelband von DEJAN DJOKIĆ, der sich der Jugoslawienidee von 1918 bis 1992 als einem fließenden Konzept widmet, zu verschiedenen Zeiten unterschiedlich interpretiert (*Yugoslavism. Histories of a Failed Idea, 1918–1992*. Ed. by Dejan Djokić. London 2003), folgt Ivetic, die Diskussionen ums „nation-building“ des 19. Jahrhunderts aufgreifend, den ideologischen Spuren eines gemeinsamen Staates der Südslawen bis in die dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts zurück. Er positioniert die Visionen der Kroaten, Slowenen und Serben in verschiedenen Entwürfen eines potentiellen gemeinsamen Staates, wobei er auch die jeweiligen Gegenpole mit ihren Argumenten in der alljugoslawischen Frage ansiedelt. Diese Untersuchung des Jugoslawentums (*jugoslawenstvo*) fußt auf gedruckten Quellen aus den Jahren 1835–1914.

Der Autor schlägt eine neue Interpretation in Bezug auf den Ursprung der jugoslawischen Idee vor, indem er die gesamte Periode von 1830 bis 1914 als Entstehungsphase versteht. In diesen Jahrzehnten entwickelten sich verschiedene Jugoslawien-Vorstellungen, von einem slawischen Süden innerhalb eines Bundesstaates der Habsburger bis zur Vision, dass ein geeinter, unabhängiger südslawischer Staat möglich sei. Bei der Jugoslawien-Idee handelte es sich um ein politisches Projekt, das Mitte des 19. Jahrhunderts zunächst von kroatischen Eliten des Habsburgerreichs konzipiert wurde (S. 7). In diesem Traum gingen verschiedene Vertreter aus Klerus und Kultur davon aus, dass Kroaten, Serben und Slowenen eine

gemeinsame Kultur hätten, auf der ein gemeinsamer Staat, entweder unter der Schirmherrschaft der Habsburger oder gar völlig unabhängig, fußen könnte (S. 8, 10, 15, 174–175). Diese Hypothesen haben die Ambivalenzen und Gegensätzlichkeiten im Konglomerat der jugoslawischen Idee genährt und mündeten schließlich in die jugoslawischen Staaten des 20. Jahrhunderts.

Einer der Väter des jugoslawischen Gedankens war Josip Juraj Strossmayer, katholischer Theologe und einflussreicher kroatischer Politiker. Auf einer vagen Erinnerung an eine gemeinsame illyrische Herkunft der slawischen Völker aufbauend, setzte er sich für eine Aufwertung ihrer Sprachen und Kulturen innerhalb der österreich-ungarischen Monarchie ein. Um diesen Zusammenschluss auch kulturell abzusichern, sprach er sich für eine Annäherung der katholischen und der orthodoxen Kirche aus und schlug sogar eine einheitliche slawische Liturgie für Südosteuropa vor; selbst eine Verbindung mit der Russisch-Orthodoxen Kirche konnte er sich vorstellen. Die Ideologie des Illyrismus – einer kulturellen, ethnischen und politischen Einheit der Südslawen – verbreiteten junge kroatische, später auch slowenische und serbische Intellektuelle schon seit den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts.

Neben allen Regionen, die später tatsächlich die Teilrepubliken Jugoslawiens bilden sollten, war in der Grundidee dieser ersten panjugoslawischen Konzepte aus kroatischer Feder selbstredend auch der Einschluss Bulgariens vorgesehen, während nichtslawische Völker der Region nicht ausdrücklich bedacht und in der Regel einer der slawischen Bevölkerungsgruppen zugeordnet wurden. Die muslimische Bevölkerung Bosniens zum Beispiel wurde in ihrer Besonderheit erst 1969 – im Zuge der 68er-Unruhen – als eigene Nation anerkannt (S. 8, 12–13).

Andere Verfechter südslawischer Unabhängigkeitsbestrebungen waren Miroslav Krleža, Franjo

Rački und Nikša Stančić (S. 12), die in späteren Lebensjahren nicht selten für mehr Autonomie und politische Dezentralisierung, kulturelle Eigenständigkeit, oder sogar für einen unabhängigen kroatischen Staat eintraten.

Den Beginn des Ersten Weltkriegs siedelt Ivetic in diesen verschiedenen Gedankengebilden um ein zu gründendes Jugoslawien an – bzw. um die Verhinderung eines solchen Staates. Folglich interpretiert er auch das Attentat von Sarajevo anders als in der Mainstream-Historiographie üblich. Er ordnet die jungen Attentäter nicht einer serbisch-nationalen Bewegung zu (was sich eigentlich schon aus dem Namen der Bewegung, der sie angehörten, erschließt: *Mlada Bosna*, „Junges Bosnien“, und nicht „Großserbien“). Ivetic geht davon aus, dass Gavrilo Princip in Gedanken an diesen noch zu gründenden gemeinsamen südslawischen Staat jene Schüsse im Juni 1914 abfeuerte, die den willkommenen Anlass für den Ausbruch des Ersten Weltkriegs gaben (S. 9, 172).

Die Jahre nach dem Zerfall Jugoslawiens waren von der Suche nach einer ‚nationalen‘ Vergangenheit der einzelnen Bevölkerungsgruppen gekennzeichnet, jenseits aller jugoslawischen Gemeinsamkeiten – eine Periode, in der eine Art Anti-Mythos aus der Geschichte Jugoslawiens rankte. Dennoch bleibt das ursprüngliche Jugoslawentum, so die These dieses Buches, ein wesentlicher Teil der Politik- und Kulturgeschichte

all jener, denen die Erfahrung der geschichtlichen Bedingtheiten der jugoslawischen Staaten gemeinsames Erbe ist.

Ivetic betont, dass diese Idee, die Südslawen zu vereinen, durchaus dem Geist der Zeit entsprang, einer Periode, in der verschiedene Bevölkerungsgruppen gleicher oder ähnlicher Sprach- und Kulturgrundlage nach Möglichkeiten eines nationalen Zusammenschlusses suchten. Während der Entstehungsphase dieses Traums von Jugoslawien wurden einige der Schöpfer dieser Vision Zeitzeugen der Konstituierung neuer Staaten, so zum Beispiel ab 1861 des *Risorgimento* in Italien oder 1871 der Deutschen Reichsgründung. Daher sollte die Idee eines „Südslawien“ nicht bloß als gescheiterter Versuch abgetan werden, vielmehr sei sie Teil dessen, was wir als ideologisches Erbe Europas betrachten. In ihr scheinen alle Problematiken auf, Kontraste und Widersprüche, integrative Ideen und Ideologien, die auch in die gegenwärtigen wie künftigen Fragen eines gemeinsamen Europas einfließen (S. 177).

Die vorliegende Studie dürfte für alle interessant sein, die sich mit der politischen Entstehungsgeschichte Südosteuropas beschäftigen, darüber hinaus aber auch für all jene, die bestrebt sind, die fließenden Grenzen zwischen Kulturen, Sprachen, Mythen und politischen Interessen in Europa besser zu verstehen.

Desanka Schwara, Basel/Ljubljana

BUCHENAU, KLAUS: Auf russischen Spuren. Orthodoxe Antiwestler in Serbien, 1850-1945, Wiesbaden: Harrassowitz, 2011. 519 S. = Balkanologische Veröffentlichungen, 51. ISBN 978-344-7062-76-3.

Als ich den Titel des Buches zum ersten Mal las, fragte ich mich sogleich, was der Autor unter dem Begriff „orthodoxe Antiwestler“ versteht. Sehr schnell konnte ich feststellen, dass er mit „orthodoxe“ den christlich-orthodoxen Klerus versteht. Was sich hinter „Antiwestler“ verbirgt, ist weniger eindeutig und es sind verschiedene Definitionen dieses Begriffs denkbar. Der Autor versucht deswegen schon in der Einleitung, diese Frage ausführlich zu beantworten, und seine Ent-

scheidung zu rechtfertigen, „Antiwestler“ als zentralen Begriff dieses Buches zu benutzen: „Unter Antiwestlertum wird hier keineswegs jede Kritik am Westen, an Westlern, westlichen Staaten oder Institutionen verstanden [...]. Gemeint ist in erster Linie die Kritik an Prinzipien, die dem Westen zugeschrieben werden bzw. tatsächlich zueigen sind. Mit anderen Worten – ich bezeichne vor allem diejenigen Personen als Antiwestler, die sich selbst als solche sehen.“ (S. 11) Daraus lässt sich schließen, dass es im Buch vor allem um den antiwestlich geprägten Teil des Klerus der Serbisch-Orthodoxen Kirche (SOK) geht, der die westlichen Prinzipien in Frage stellt bzw. sie ablehnt. Das Buch will vor allem die Frage beantworten, ob solche antiwestliche Tendenzen in der SOK

das authentische Erbe der SOK darstellen oder erst im 19. und 20. Jh. entstanden sind und konstruiert wurden. Insbesondere soll die Rolle Russlands und der Russisch-Orthodoxen Kirche in diesem Zusammenhang untersucht werden.

Dieses Buch stellt gleichzeitig eine Geschichte der Serbisch-Orthodoxen Kirche, eine Sozial- und Alltagsgeschichte der serbischen Studenten an Priesterseminaren und Akademien in Russland und Serbien im 19. und 20. Jh. und eine Ideengeschichte der führenden serbisch-orthodoxen Denker dar. Damit sind nur die wichtigsten Themen genannt. Deswegen wendet sich der Autor auch nicht nur an Fachleute, sondern auch an Studierende, die das Werk als Handbuch im Studium benutzen können.

Technisch ist das Buch ausreichend ausgestattet. Neben einem sehr praktischen Personenregister am Ende findet man auch die Fotos aller für das Thema wichtigen Personen. Noch eine Besonderheit dieses Buches sind ungewöhnlich viele Zitate (insgesamt 303), die der Autor überwiegend sinnvoll einfügt. Besonders wertvoll sind die aus vielen unveröffentlichten Quellen stammenden Zitate.

Neben Einleitung und Zusammenfassung ist das Buch in fünf weitere Kapitel unterteilt. Chronologisch zerfällt in zwei große Teile mit der Zäsur beim Jahr 1918. Im ersten Teil beschäftigt sich der Autor mit der Geschichte der Serbisch-Orthodoxen Kirche seit ihrer Gründung und mit dem Schwerpunkt auf dem 19. Jh. Gleichzeitig verfolgt er den Prozess der Entstehung des serbischen Nationalstaates und der Modernisierung der serbischen Gesellschaft. Die im 19. Jh. neu entstandene säkulare politische und kulturelle serbische Elite war überwiegend an europäischen Universitäten ausgebildet und prowestlich. Unter westlichem Einfluss standen auch die Kleriker der SOK in der Habsburger Monarchie. Die Kirchenorganisation in Serbien war nach der osmanischen Eroberung des Balkans sehr geschwächt und blieb bis 1830 unterentwickelt und vom Konstantinopel abhängig. Erst als die SOK 1830 halbautonom wurde, fing der Prozess des Ausbaus einer modernen Kirchenorganisation in Serbien an. Im Buch schildert der Autor sehr detailliert den Prozess der Schaffung der zukünftigen geistigen Elite der SOK durch die Ausbildung in

Russland einerseits und die Eröffnung von Priesterseminaren in Serbien andererseits. Aus Russland kamen die ersten slawophilen Ideen nach Serbien. Der Autor bietet uns in diesem Teil des Buches auch eine sehr interessante und ausführliche Alltagsgeschichte der serbischen Theologiestudenten in Russland im 19. Jh. Am Ende wird dem Leser immer bewusster und deutlicher die Ambivalenz zwischen der westlich geprägten politischen Elite Serbiens und der immer mehr slawophil und antiwestlich geprägten SOK und der gleichzeitigen Existenz zweier Modelle des serbischen Nationalbewusstseins: Das eine war säkular, modern und westlich geprägt, und das andere war religiös, konservativ und antiwestlich.

Im zweiten Teil beschäftigt sich der Autor mit der Entwicklung der SOK im Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen, wo sie unter ganz neuen Umständen tätig sein musste. Den Status einer privilegierten Staatskirche, den die SOK im Königreich Serbien bis 1918 innehatte, musste sie im neuen Staat kampflos aufgeben. Stattdessen musste die SOK gegen die Katholische Kirche um den Primat kämpfen, weil beide Kirchen offiziell gleichberechtigt waren. Die SOK war in der ersten zehn Jahren nach 1918 überwiegend damit beschäftigt, eine einheitliche Kirchenorganisation für alle Orthodoxen im neuen Staat zu schaffen. Erst danach konnte sich die SOK stärker in der Politik des Königreichs einmischen und die Defensive verlassen. Der immer größere Einfluss der SOK, die seit den 1930er Jahren inoffiziell wieder als Staatskirche agieren konnte, gipfelte im Konkordats-Kampf von 1937, als es dem orthodoxen Klerus gelang, die Entscheidung des Parlaments für ein Konkordat mit dem Vatikan zu verhindern. Im Buch wird auch die Rolle der russischen Emigration im Königreich Jugoslawien ausführlich diskutiert.

Der Autor behandelt besonders ausführlich zwei Personen, die er als Hauptideologen der SOK bezeichnet: Nikolaj Velimirović und Justin Popović. Es werden ausführliche Biographien beider und eine Darstellung ihrer wichtigsten Werke geboten. Sie entwickelten unter dem Einfluss der Slawophilen und Dostojewskijs eine authentische serbisch-orthodoxe Weltanschauung, die antiwestlich und antieuropäisch war. Unter dem Einfluss von Velimirović entstand in Serbien auch

die erste orthodoxe Laienbewegung der *Bogomoljci*. Ohne sie wäre die schnelle Entwicklung des serbisch-orthodoxen Mönchtums im 20. Jh. unvorstellbar gewesen.

Der Autor unternimmt in dem Buch den Versuch, die serbische nationale Mythologie zu dekonstruieren. Die Entwicklung solcher Mythen und einer nationalen Ideologie betrachtet er als Konstrukt der modernen Zeit. Die Erkenntnisse aus diesem Buch fügen sich gut zusammen mit dem Konzept von Eric Hobsbawm über den konstruktiven Charakter der Geschichte und der Traditionen. Der Autor sieht im serbischen Antiwestlertum einen Import aus Russland im 19. Jh. Ihm gelingt es auch, den konstruktiven Charakter von *Svetosavlje* zu bewiesen. Der Mythos von der jahrhundertelangen Tradition des Sava-Kults im serbischen Volk ist dem zufolge das bewusste

Konstrukt eines Exil-Russen namens Titov. (S. 295) Auch die Person und die Ideen von Bischof Nikolaj Velimirović versucht der Autor zu entmythologisieren. Viele neue Fragen um Velimirovic werden aufgeworfen, aber leider bekommt der Leser selten eine neue Antwort und manchmal findet man auch widersprüchliche Behauptungen, insbesondere bei der Interpretation der Werke Nikolajs und bei der Behandlung seiner Rolle während des Zweiten Weltkriegs.

Das Buch „Auf russischen Spuren – Orthodoxe Antiwester in Serbien 1850–1945“ wird eine verpflichtende Lektüre für alle sein, die sich für die Geschichte der Serbisch-Orthodoxen Kirche, die Geschichte Serbiens und Jugoslawiens und für den konstruktiven Charakter von modernen Nationen interessieren.

Danijel Kežić, Kiel

HEIKE KARGE: Steinerne Erinnerung – Versteinerte Erinnerung? Kriegsgedenken in Jugoslawien (1947–1970). Wiesbaden: Harrassowitz, 2010. 267 S. = Balkanologische Veröffentlichungen, 49. ISBN: 978-3-447-06270-1.

Aus der großen Menge neuerer Literatur zur Erinnerungskultur sticht diese Dissertation über das Kriegsgedenken im sozialistischen Jugoslawien in den Jahren 1947 bis 1970 durch ihre Originalität hervor. Auf den Spuren der bahnbrechenden Arbeit Jay Winters stellt sie die verschiedenen gesellschaftlichen Akteure des öffentlichen Gedenkens in den Vordergrund. Über die Beschreibung offizieller Erinnerungspolitik hinaus geht es ihr um „das Ineinandergreifen einer Vielfalt sozialer Praktiken, die den diskursiven Raum der Vergangenheitsaneignung (ver-formt), materielle Effekte hervorbringt und mehrdeutige und eigensinnige Realitäten schafft“ (S. 18). Die Autorin nimmt in erster Linie den Kriegsveteranenbund in den Blick und zeigt, wie sich die durch die politische Führung verordnete „Vergangenheitsverständigung“ durch das Zusammenwirken unterschiedlicher Beteiligter in eine „Vergangenheitskommunikation“ vor Ort verwandelte. Der offizielle Erinnerungskanon, so die Kernthese, erfuhr im Prozess der Aneignung durch verschiedene Gruppen auf den Ebenen von Gemeinden, Re-

publiken und im Bund sehr vielfältige Veränderungen und Verformungen. Politisch vorgegebene Interpretationen der Geschichte hatten nur teilweise Bestand, weil etwa die Gemeinden ganz aus eigenem Antrieb beträchtliche Ressourcen für die Toten-, Gräber- und Sozialfürsorge mobilisierten. Das Kriegsgedenken wurde jedoch durchaus auch zentral gesteuert, wie das Kapitel über den *Ausschuss zur Kennzeichnung und Herrichtung historischer Stätten des Volksbefreiungskrieges* belegt. Der offizielle Vergangenheitsdiskurs machte in der untersuchten Periode einen Wandel durch. Nach den Helden des Partisanenkampfes traten die zivilen Opfer des Massensterbens sowie die überlebenden Deportierten und Internierten erst relativ spät, nämlich ab den 1960er Jahren, als Objekte des offiziellen Gedenkens in Erscheinung.

Die Autorin fokussiert ihre Untersuchung auf konkrete Themenfelder, die sie mit einer Fülle empirischen Materials ausleuchtet. Hierin liegt die besondere Stärke der Untersuchung. Sie erfasst Pläne und Diskussionen über Kriegs- und Partisanendenkmäler sowie über symbolträchtige Erinnerungsorte wie das Konzentrationslager Jasenovac, den Gedenkpark für die Opfer des Massakers von Kragujevac und die Gedenkstätte an der Sutjeska, wo die Partisanen 1943 unter extrem großen Verlusten die entscheidende militärische

Wende im Kampf gegen die Besatzungsmacht herbeiführten. Neben der Trauerbewältigung, so zeigt Karge, verweist das Kriegsgedenken jedoch auch noch auf weitere Handlungsfelder: den Tourismus, die Kunst und pädagogisch-moralische Werte.

Die Autorin ist der praxeologischen Wende verpflichtet, was einerseits zu originellen Einsichten führt, andererseits aber auch zu analytischen Beschränkungen. Die Kernargumentation kreist immer wieder um die Begrifflichkeiten „soziale Praktiken“, „Aushandlungsprozesse“ und „Diskurse“. Gerne würde man aber weiterfragen: Wie gingen die Verlierer der Kriege mit der Erinnerung um? Welche Werte spiegelte die offizielle Denkmalskultur wider und was bedeutete die Vermittlung überwiegend männlich konnotierter Tugenden und patriotischer Werte wie Freiheitsliebe, Opferbereitschaft, Kampfgeist und Hel-

dentum? Wie verhielt sich das offizielle Gedenken zum individuellen Erinnern?

Welche Rolle die Erinnerungen bzw. das Gedenken an den Zweiten Weltkrieg für den Zerfall Jugoslawiens bedeutete, wird an prominenter Stelle aufgeworfen, jedoch nur kursorisch beantwortet: In den 1960er Jahren wurde „der Raum vorbereitet“, „in dem sich künftige ‚Vergangenheitsschlachten‘ würden austoben können“. Die Bürgerkriegserfahrung wurde aus dem offiziellen Diskurs ausgeblendet, während man an rückwärtsgewandten Gedenkinhalten festhielt.

Wenngleich die Autorin nicht alle Fragen beantworten kann, gelingt es ihr auf vortreffliche Weise, ein sehr plastisches und zugleich differenziertes Bild von der Vielfalt des offiziellen Kriegsgedenkens im sozialistischen Jugoslawien zu zeichnen.

Marie-Janine Calic, München

MARC HALDER: *Der Titokult. Charismatische Herrschaft im sozialistischen Jugoslawien*. München: Oldenbourg, 2013. 367 S., 15 Abb., Tab. = Südosteuropäische Arbeiten, 149. ISBN: 978-3-486-72289-5.

Josip Broz Tito war eine charismatische Persönlichkeit, die die Geschehnisse Jugoslawiens und teilweise der Welt über Jahrzehnte maßgeblich mitgestaltet hat. Der Bücher über ihn und das sozialistische Jugoslawien der Nachkriegszeit gibt es viele. Die meisten lassen sich der Kategorie der mythosbildenden Werke der sozialistischen Ära und jener der überkritischen, Sozialismus, Titos Person und Wirken ablehnenden der post-sozialistischen Zeit zuordnen.

Marc Halder bricht mit seinem Buch aus dieser Tradition aus, indem er sich keinem der beiden vorherrschenden Stränge zuordnen lässt, sondern sich denkbar sachlich mit den verschiedenen Phasen der Herrschaft Josip Broz Titos und des Kults um seine Person befasst. Souverän entwickelt er seine Thesen im Rahmen sozialwissenschaftlicher Literatur, die sich mit der Charisma-Theorie Max Webers und ihrer Diskussion im soziologischen Zusammenhang beschäftigt. Auch kulturwissenschaftlich ausgerichtete Werke über Mythen, Ritualtheorien und das Phänomen

der „politischen Religionen“ sind Teil der Analyse. Die Studie, die sich auf ein umfassendes Quellenkorpus stützt, ist durch die zeitlich-politischen Phasen der Herrschaft Titos und die Frage nach der Wirkung der „charismatischen Kommunikation“ in Medien und Öffentlichkeit, Schulbüchern und Lesefibeln, Liedern und Gedichten, in Spielfilmen, Briefen und Patenschaften strukturiert, kontrastiert mit den performativ-rituellen Dimensionen des Titokults bei großen öffentlichen Veranstaltungen wie den 1.-Mai-Feierlichkeiten, den Festlichkeiten zu Titos Geburtstag am 25. Mai (zum „Tag der Jugend“ umgeformt), Sportveranstaltungen, Jugendaustausch: Es waren Fröhlichkeit, Ausgelassenheit und Gemeinschaft stiftende Anlässe.

Halder zeichnet zunächst den Weg des Bauernsohns einer slowenischen Mutter und eines kroatischen Vaters zum Generalsekretär der Kommunistischen Partei nach, zeigt seinen Aufstieg zum Partisanenkommandanten und Helden während des Zweiten Weltkriegs und setzt zeitlich die erste Phase der offenen Bewunderung für Titos charismatische Persönlichkeit schon während des Krieges an. Ab 1944 habe die Propaganda der Partei das Charisma Titos aktiv verbreitet. Die politischen Abteilungen der Partisanenstreitkräfte erhielten Anweisungen, den Oberkom-

mandierenden gezielt zu popularisieren und insbesondere die emotionale Bindung zwischen der Jugend und dem „Genossen Tito“ zu propagieren. Die Partisanenpresse begann, die Beziehung zwischen Tito und seiner Gefolgschaft in der „emotionalen Kategorie der Liebe“ auszudrücken, womit die Charismatisierung seiner Person eine neue Dimension erreichte. Die Überhöhung Titos demonstrierte Halder exemplarisch an einigen Versen. Der montenegrinische Dichter Radovan Zogović – nach Kriegsende Mitglied der Regierung, aber 1948 als angeblicher Stalinist in Ungnade gefallen – vereinte Tito und den jungen jugoslawischen Staat mit den Worten „Wer ist Tito? Tito – das sind wir alle! Auch die Armee, auch das Land, auch die Berge [...]“ und der Kroat Zlatan Sremec – nach der Staatsgründung bis 1953 Vorsitzender des kroatischen Parlaments – erweiterte diese Konstruktion um einige Abstrakta, für die gerade die Jugend so empfänglich ist: „Wer ist TITO? TITO ist das VOLK. TITO ist das GLÜCK. TITO ist die HOFFNUNG. TITO ist der GLAUBE an sich SELBST. TITO ist die LIEBE. TITO IST UNSERE ZUKUNFT.“ (S. 56–57) Die „mythologisierte Personalisierung“, die Tito zum universellen Symbol positiver Eigenschaften stilisierte, wurde zu einem der Pfeiler des Personenkults.

Im Zeichen dieser positiven Eigenschaften, die „Südslawen“ in eine glückliche Zukunft führen sollten, wuchs trotz immenser Verluste auch die Partisanenbewegung stetig an und zählte 1944 bereits um die 350.000 Männer, Frauen und Jugendliche. Der „Volksbefreiungsausschuss“ organisierte die lokale Verwaltung und Wirtschaft, die Versorgung der Partisanen-Einheiten und der Zivilbevölkerung, wie auch die Alphabetisierung der Bevölkerung. Hier zeigt Halder besonders anschaulich, wie in den Wissenskörper, der den Menschen zugänglich gemacht wurde, gleichsam eine sie formende Emotionalität eingeflochten wurde: Eine der Lesebibeln aus dem Jahre 1944 begann nicht mit dem ABC, sondern bezeichnen-derweise mit den Buchstaben T, I, O (S. 57).

Im Frühling 1945 kontrollierten die Partisanen weite Teile des jugoslawischen Territoriums. Ihre Armee war in wenigen Monaten auf mehr als das Doppelte angewachsen, obwohl sie ca. 300.000 Gefallene zu beklagen hatte. Der Sieg

über die Hauptgegner – die deutsche Wehrmacht und ihre Kollaborateure – und die Übernahme der Staatsgewalt waren wichtige Schritte auf dem Erfolgsmarsch Titos; weitere Pfeiler bildeten der Bruch mit Stalin, die „Blockfreiheit“ und die Neuerungen im Zuge der 1968er Unruhen. Sie nährten den Kult um Titos Person, der im Nachkriegsjugoslawien institutionalisiert und in den Alltag integriert wurde (S. 60–61), während sich Tito selbst bescheiden gab bzw. auf die vielen anderen verwies, die sich der Liebe und Achtung der Menschen wohlverdient ebenfalls erfreuten (S. 65). Nichtsdestotrotz fungierte er bereitwillig als Galionsfigur der „Brüderlichkeit und Einheit“, des Credo, das im jungen sozialistischen Staat als Friedens- und Wohlstandsgarant galt.

Auch die Trauer und die Feierlichkeiten, die 1980 Titos Tod begleiteten, arbeitet Halder akribisch auf (S. 227–228); er analysiert die schwindende Bedeutung Titos in den achtziger Jahren, obwohl die Partei den Mythos weiterhin pflegte (S. 243–244), widmet sich der „post-charismatischen Ära“, in der sich Menschen durch Ablehnung oder Nostalgie (S. 275–276) wieder Gruppen zuordneten, die der sozialistische Staat über Jahrzehnte zu nivellieren versucht hatte, und schließt seine Studie mit der Frage nach der Identität, Integration und Legitimation durch Kult (S. 297). Eine markante Zäsur setzt Halder richtigerweise am 4. Mai 1990, dem zehnten Todestag, dem „Endpunkt des staatlich geförderten Personenkultes“, der in Serbien von Demonstrationen und einer kritischen Berichterstattung begleitet wurde (S. 314).

Der analytische Ansatz der „politischen Religion“ erweist sich, so Halder, in Bezug auf Jugoslawien als wenig ergiebig, da Analogien zwischen den Praktiken politischer Religionen totalitärer Regime und der Gestaltung des Titokults lediglich auf ästhetischer Ebene bestünden; bestenfalls ließe er sich als „säkulares Ersatzsystem“ beschreiben. Jedenfalls bleibe der Titokult Teil der „post-jugoslawischen Erinnerungskulturen“, wobei der Autor ausdrücklich offen lässt, ob die „Nostalgie als potentieller Werteträger“ zu einer erneuten Charismatisierung der durch Tito vertretenen politischen Ideen führen könnte (S. 314–315).

Interessant wäre an dieser Stelle ein Blick über

die Ränder Jugoslawiens hinweg mit der Frage, wie sich Titos Ansehen weltweit erklären lässt: mit dem „Titokult“? Die lange und ungewöhnliche Liste der Menschen aus Politik und Kultur, die Tito die letzte Ehre erwiesen haben – Margaret Thatcher und Jassir Arafat, Leonid Breschnew, Helmut Schmidt und Saddam Hussein, vier Könige, fünf Prinzen, sechs Parlamentspräsidenten, 31 Staatspräsidenten, 22 Premierminister und 47 Außenminister, Gäste aus 127 Staaten – stellt diese Frage bei der hier behandelten Thematik unweigerlich in den Raum.

Auch ein Blick über die totalitären Herrschaften hinaus in Länder der so genannten „freien Welt“ hätte möglicherweise zu innovativen Erklärungsmodellen geführt, die der Autor im Ansatz durchaus entfaltet; aber durch die Begrenzung auf Jugoslawien engt er seine Thesen ein, die womöglich breiter anwendbar wären bzw. über totalitäre Regierungsformen hinaus Geltung hätten. Hier sei vor allem auf den aktuellen Personenkult um die Königskinder verschiedener Dynastien

Europas verwiesen oder die inszenierte Hysterie um Musik- und Filmikonen.

Marc Halder ist jedenfalls eine durchweg gut strukturierte und plausible Studie gelungen, die Thesen wie Schlüsse des Autors mit Originalzitate unterstreicht und einen einwandfreien Fußnotenapparat liefert. Quellen- und Literaturverzeichnis, Personen-, Sach-, Ortsregister und eine Liste der Staatsbesuche Titos von 1944 bis 1979 erleichtern eine kritische Lektüre. Weshalb auch die Wechselkurse des Dinars zwischen 1946 und 1980 aufgelistet sind, erscheint bei der vorliegenden Themenstellung nicht auf Anhieb verständlich. Gerade auch im Hinblick auf die Popularität Titos über die Grenzen Jugoslawiens hinaus wäre eine Liste der ihn besuchenden Gäste sinnvoll gewesen, wie auch der Gäste anlässlich seiner Beerdigung 1980. Diese Anmerkungen schmälern aber den Wert der Studie keineswegs, die alles in allem sorgfältig und spannend konstruiert ist, und auch analytisch meist zu überzeugen vermag.

Desanka Schwara, Basel/Ljubljana

Rezensionsschwerpunkt

Ostmitteleuropa und Polen-Litauen

ARNOLD SUPPAN / MAXIMILIAN GRAF (eds.): *From the Austrian Empire to Communist East Central Europe*. Wien, Berlin: Lit, 2010. 195 S., Abb. = *Europa Orientalis*, 10. ISBN: 978-3-643-50235-3.

Seit den 1970er Jahren unterhält das österreichische Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung fünf Institutionen für Österreich-Studien in vier verschiedenen Ländern (Alberta/Kanada; New Orleans und Minnesota/USA; Budapest/Ungarn sowie in Jerusalem/Israel). Auffallend ist – und das muss wohl als Erbe des Kalten Krieges gewertet werden – der klar nach Westen orientierte Schwerpunkt; lediglich das Budapest Center für *Central European Studies* (das seit 2009 existiert) bildet eine Ausnahme.

Die geopolitische Verteilung dieser Institute ist z.T. innerösterreichischen Wissenschafts- und Interessensstrukturen geschuldet. So existier(t)en parallel zu den Austrian Centers seit den 1990er Jahren auch in Ost- und Südosteuropa österrei-

chische Kulturinstitute mit einem – neben anderen Aufgaben – expliziten Wissenschaftsschwerpunkt (etwa im ukrainischen Lemberg/Lviv oder im bosnisch-herzegowinischen Sarajevo). Deren Dachorganisation, das Wiener Ost- und Südosteuropa Institut (das nicht Teil der Universität war), wurde allerdings völlig überraschend mit dem EU-Beitritt Rumäniens und Bulgariens per 1. Jänner 2007 aufgelöst, und die Zuständigkeiten bei der Betreuung dieser Außenstellen wurden zwischen verschiedenen Wiener Ministerien aufgeteilt. Im Hinblick auf die Forschung ist seither das Institut für Osteuropäische Geschichte der Universität Wien bemüht, in konzentrierter Weise diesem europäischen Raum, u.a. auch in Zusammenarbeit mit den Austrian Centers, mehr Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit zu verschaffen.

Der hier in der Reihe *Europa Orientalis* herausgegebene Sammelband ist sohin Ausdruck dessen. Darin sind einerseits die Berichte der beteiligten Institute und Austrian Centers für das akademische Jahr 2009/2010 (S. 11–45), andererseits

auch Arbeiten von ebendort tätigen Doktoranden (S. 49–195) publiziert. So begrüßenswert das Unterfangen auch scheint, so schwierig bleibt der Ansatz, die dargebotenen heterogenen Aspekte alle unter einem gemeinsamen Dach zu bündeln. Der Titel des Sammelbandes bietet dafür als kleinster gemeinsamer Nenner lediglich einen chronologischen Rahmen, innerhalb dessen sich die wissenschaftlichen Beiträge einordnen lassen. Die behandelte Themenvielfalt (ein detailliertes Inhaltsverzeichnis findet sich auf der Webseite der Österreichischen Nationalbibliothek unter <http://data.onb.ac.at/iv/AC08310679>) reicht von der kroatisch-slavonischen Militärgrenze des 16. und 17. Jahrhunderts (HRVOJE ŠUGAR, Wien) über jüdische religiöse Bildung im Wien der Zwischenkriegszeit (SARA O. M. YANOVSKY, Jerusalem) und Fragen der österreichischen Nachkriegsidentitäten (MICHAEL S. MAIER, New Orleans) bis hin zur Analyse post-kommunistischer „Heldensuche“ in der Tschechischen Republik (JOSEF ŠVĚDA, Alberta).

Naturgemäß sind die Beiträge von wechselnder Qualität. Ihnen ist aber aus methodologischer Sicht gemeinsam, dass es sich bei den Autoren um Doktoranden handelt, die – selbst aus unterschiedlichen Ländern kommend – sich 20 Jahre nach dem Fall des Eisernen Vorhangs neuer Themen mit differenzierten methodischen Herangehensweisen annehmen oder aber zumindest für alte Fragestellungen neue Lichter aufstecken. Sie liegen damit selbst bei stärker gegenwartsbezogenen Themen weitab von ideologisierten oder emotionsbasierten Zugängen. J. ŠVĚDA gelingt es etwa in seinem Beitrag klar, die Folgen der Samtenen Revolution von 1989 für die Neubestimmung tschechischer Identität mittels ebenso ‚neuer‘ Idole – die nunmehr aus dem Dunkel der (bislang wenn schon nicht verbotenen, so doch wenig opportunen) Geschichte hervorgeholt werden – herauszustrichen. Zwar stürmte ‚das Volk‘ die zentralen Denkmäler, deren (argumentativen wie realen) Fundamente blieben jedoch zumeist dieselben. So tritt beispielsweise an die

Stelle der marxistischen Utopie (in der Person Julius Fučík) das bewusst gesetzte und durchaus zweideutig verbrämte Gegenbild einer umgekehrt orientierten Heilsvorstellung des antikomunistischen Widerstandes der Nachkriegszeit, personifiziert durch die Mašín-Brüder.

Ein methodisch und konzeptionell völlig anders aufgebautes Beispiel für diese innovativen Zugänge liefert der Aufsatz von M. S. MAIER über die Transformation von Männlichkeit der heimkehrenden Kriegsgeneration nach 1945 in Österreich. Die konservative Gesellschaftsordnung mit der Familie als Kern wird dabei in einem erheblichen Maße als Teil einer (in diesem Sinne zumindest bis 1968 kaum hinterfragten) Kriegsfolgengesellschaft diskutiert.

Der sich in diesen Arbeiten zeigende Erkenntnisgewinn liegt dabei weniger im ein wenig irreführenden Titel des Sammelbandes bzw. der darin suggerierten Chronologie von Ereignissen einer dazwischen liegenden Zeitspanne, denn in der gebotenen Bandbreite durchaus innovativer Forschungsansätze von Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftlern – die weit weniger auf ideologischer Differenz als auf Verständnis und Offenheit gegenüber Neuem beruhen. Es ist allerdings als bedauerlich anzumerken, dass seitens der Herausgeber die Möglichkeit vergeben wurde, in einem einleitenden Aufsatz (bei eventuell deutlich kürzeren Institutsberichten) ebendiese Vielfalt auf einer Metaebene zu diskutieren. Im Nachdenken über die mannigfachen Veränderungen auch und gerade in der Wissenschaft seit 1989/1991 hätte das dem vorliegenden Band und den beteiligten Austrian Centers (aber auch den dort Studierenden) – abseits der einzelnen Spezialthematiken wichtigen Erkenntnisgewinn garantiert. Zudem fehlen dem Band einheitliche biographische Angaben zu den Autoren und ihren eigentlichen Dissertationsthemen (die sich nur zum Teil in den Fußnoten erschließen lassen), aus denen die vorliegenden Beiträge entwickelt wurden.

Kurt Scharf, Innsbruck

LJUDMILA M. VOROB'EVA: *Istorija Latvii ot Rossijskoj imperii k SSSR*. Moskva: Istoričeskaja pamjat', 2011. 383 S. ISBN: 978-5-91862-002-1.

Das vorliegende Buch bezieht sich auf die Geschichte des lettischen Gebiets seit seiner Einverleibung in das Russische Reich im 18. Jahrhun-

dert (mit sehr kurzem Rückblick auf die ältere Zeit). Anders, als der Titel verstanden werden könnte, wird dabei keine gleichmäßige Darstellung der Bereiche des geschichtlichen Lebens erstrebt, sondern das russisch-lettische Verhältnis steht sehr stark im Vordergrund. Erschienen ist die Monographie in einer ungezählten Buchreihe des Moskauer „Russländischen Instituts für strategische Studien“. Dieses untersteht dem russischen Präsidenten und ist u.a. für die Untersuchung der Beziehungen Russlands zu anderen Ländern zuständig. Bei der Autorin handelt es sich um eine „leitende wissenschaftliche Mitarbeiterin“ dieses Instituts.

Damit kann man von vornherein erwarten, dass die Darstellung der heutigen Haltung Moskaus gegenüber den baltischen Staaten entspricht und mit seiner aktuellen Geschichtspolitik übereinstimmt. Dennoch wirkt es überraschend, mit welcher Einseitigkeit die Entwicklung der russisch-lettischen Beziehungen hier behandelt wird. Hauptziele heftiger Polemik bilden die „ethno-kratischen Eliten“ Lettlands und die national orientierte lettische Historiographie, auch die der Emigration. Weitere Angriffe richten sich gegen die Deutschen, die einstigen Konkurrenten der Russen beim Kampf um das Baltikum. In ihrer Einleitung erklärt die Autorin, sie wolle mit ihrem Buch auch eine „Antwort“ auf propagandistische Angriffe gegen Russland und seine Geschichte geben. Insbesondere geht es ihr um eine Zurückweisung des „Mythos“ von der Okkupation des Baltikums durch die Sowjetunion im Jahre 1940 und wieder 1944/45. Das Buch besitzt insofern Charakterzüge einer Kampfschrift, doch ist es nicht als solche einfach abzutun. Denn die Autorin äußert sich mit großem argumentativem Aufwand und unter Heranziehung von Literatur in mehreren Sprachen, gelegentlich sogar von Archivalien. Zu dem gegebenen aktuellen Thema der russischen Geschichtspolitik liegt hiermit also eine ambitionierte Publikation vor, die mit einem normalen wissenschaftlichen Apparat versehen ist.

Bei der Behandlung der Zeit bis zum Untergang des Zarenreiches gelangen die Deutschbalten als Träger der baltischen Sonderstellung im Russischen Reich und als Unterdrücker der Letten in das Blickfeld. Auffällig ist die Hochschät-

zung des Slavophilen Jurij Samarin, der wegen seiner starken Kritik an den Privilegien der Deutschbalten und als Fürsprecher der russischen Machtposition im Baltikum zu Wort kommt. Von sowjetischen Darstellungen weicht auch die Idealisierung der russischen Geistlichkeit ab, die seit den 1840er Jahren, als ein Teil der lettischen und estnischen Bauern zur Orthodoxie übertrat, in den russischen Ostseeprovinzen stärker präsent war. Zutreffend wird festgestellt, dass sich die Letten bei ihrem nationalen Erwachen zunächst positiv an Russland orientierten. Für die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stark wirksame Sprach- und Verwaltungspolitik St. Petersburgs im Baltikum lehnt die Autorin den Begriff „Russifizierung“ als tendenziös ab, während sie den Widerstand der Deutschbalten gegen jene Eingriffe als „aggressiv“ kennzeichnet. Eingehend behandelt sie die Teilnahme der Letten an der Revolution von 1905, die das lettisch-deutsche Verhältnis stark belastete.

Nach den russischen Revolutionen von 1917 befürwortete die Mehrheit der Letten gemäß der grundsätzlich zutreffenden Darlegung von Vorob'eva zunächst die Existenz eines autonomen Lettland im Rahmen Sowjetrusslands, während Karlis Ulmanis, der erste Regierungschef des unabhängigen Lettland, in der Umbruchszeit wenig Rückhalt in der Bevölkerung besaß. Deutsche Truppen unterstützten eine Zeitlang Ulmanis und trugen wesentlich zur Zerschlagung der Sowjetmacht bei, die sich Ende 1917 und stärker Ende 1918 in Teilen des lettischen Gebiets etabliert hatte. Die Entstehung des unabhängigen Lettland sei also nur dank des deutschen Einsatzes (und mit Unterstützung durch die Westalliierten) möglich gewesen, so Vorob'eva.

Dass für die gesamte Entwicklung Lettlands aber nicht jene besondere Konstellation, sondern die zur Idee des eigenen Staates führende moderne nationale Bewegung maßgebend war, wird von ihr nicht in Betracht gezogen. Bezeichnenderweise hat sie Probleme damit, dass Lenin durch den lettisch-sowjetischen Friedensvertrag vom 11. August 1920 die Trennung Lettlands von Russland anerkannte. Im Kontext ihrer Erwägungen dazu lobt sie Stalin, der sich als „nationaler Führer mit pro-imperialer Denkweise“ bewährt habe (S. 180).

Bei der Behandlung der Zwischenkriegszeit diskreditiert die Autorin die Republik Lettland in jeder Weise. Damit unterscheidet sich ihre Darstellung kaum von einer solchen aus der Sowjetzeit. Im Falle der Ereignisse von 1939–1940, die zur Einverleibung der baltischen Staaten in die UdSSR führten, sieht sie sich aber vor die Aufgabe einer modifizierten Deutung gestellt. Denn bei dem heutigen allgemeinen Kenntnisstand lässt sich die Existenz des geheimen Zusatzprotokolls zum deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt von 1939, in dem Lettland und Estland der sowjetischen Seite als „Einflusssphäre“ zugesprochen wurden, nicht übergehen, und ebenso lässt sich nicht mehr behaupten, dass im Sommer 1940 in den baltischen Staaten eine „sozialistische Revolution“ stattfand. Die Autorin zieht nun einen Trennstrich zwischen dem Vertrag von 1939 und dem Geschehen im folgenden Jahr. Der Vertrag wird in Fortsetzung früherer Rechtfertigungen mit dem Sicherheitsbedürfnis der UdSSR erklärt – der geheime Zusatzvertrag habe die Bildung einer Schutzzone gegenüber den Deutschen ermöglicht. Die Ereignisse im Sommer 1940 (u.a. Scheinwahlen, Ersuchen um Aufnahme in die Sowjetunion), die nach der Lozierung russischer Truppen in Lettland stattfanden, erklärt die Autorin im Wesentlichen mit der politischen Aktivität eines linken Bevölkerungsteils und der schweigenden Zustimmung der Mehrheit. Eine gewisse Rolle hätten auch die im Lande stehenden russischen Truppen gespielt, von einer Okkupation könne aber keine Rede sein. Das Unrealistische dieser Vorstellung ist offensichtlich.

In der Zeit der deutschen Besetzung Lettlands 1941–1944/45 sieht Vorob'eva die einheimischen „ethnokratischen Eliten“ als Kollaborateure am Werk. Dieses ihr Verhalten habe ge-

zeigt, dass die vorangegangene Deportation nach Sibirien und Kasachstan im Prinzip gerechtfertigt war, auch wenn ein Teil der Betroffenen unschuldig litt. Hierbei bedenkt die Autorin nicht, dass die zahlreichen Repressalien in der ersten Phase der Sowjetherrschaft (1940–1941) die Bereitschaft der bis dahin keineswegs deutschfreundlichen Letten zur Kollaboration gestärkt hatten. Abschließend werden die Kriegsteilnahme von Letten auf deutscher und sowjetischer Seite sowie der Sieg der Roten Armee im Baltikum behandelt.

Wie die meisten russischen Publikationen unserer Zeit mit ähnlicher Thematik steht auch dieses Buch sehr weitgehend in der Tradition der Sowjetzeit. In diesen Zusammenhang gehören der willkürliche Umgang mit Tatsachen und die Perhorreszierung von Gegnern. Neu ist die gelegentliche Kritik an stalinistischen Repressionen, doch wird das sowjetische Herrschaftssystem als solches vorbehaltlos akzeptiert. Lettland gehört für die Autorin zum „historischen Russland“, und die Eigenstaatlichkeit der Letten ist für sie keine Selbstverständlichkeit. Man kann nur bedauern, dass der Weg zu einer glaubwürdigen Distanzierung von der sowjetischen Gewaltpolitik gegenüber den baltischen Völkern und zum Verzicht auf imperiales Denken, von einer Darstellung wie dieser her gesehen, weit ist.

Erwähnt sei noch, dass unter demselben Titel auch eine Ausgabe dieses Textes in zwei Bänden erschienen ist (Kniga 1 und 2, Moskva 2009 und 2010). Dort sind im zweiten Band zahlreiche russischsprachige Dokumente aus den Jahren 1934–1940 abgedruckt (S. 141–256), die jedoch fast durchweg auch schon in neueren Quellenbänden enthalten waren.

Norbert Angermann, Hamburg

HANS-JÜRGEN BÖMELBURG: Friedrich II. zwischen Deutschland und Polen. Ereignis- und Erinnerungsgeschichte. Unter Mitarbeit von Matthias Barelkowski. Stuttgart: Kröner, 2011. XXI, 381 S., 12 Abb., 4 Ktn. = Kröners Taschenausgabe, 331. ISBN: 978-3-520-33101-4.

Gut platziert im Friedrich-Jahr erscheint dieses

Buch des Gießener Osteuropahistorikers und Polenspezialisten. Wie der Autor im Vorwort zu recht feststellt, schließt er mit der vorliegenden Monographie eine Lücke in der Friedrich-Forschung. Über den Philosophen auf dem Königs-
thron, den Feldherrn, der Preußen zu europäischer Macht führte, den Politiker, der Europa mitgestaltete und, gerade in diesem Jahr, den

volksverbundenen Heroen sind wir hinlänglich informiert. Welchen Stellenwert die Politik gegenüber Polen bei ihm einnahm, vor allem aber, wie er über den östlichen Nachbarn dachte, welche Vorstellungen und Erwartungen in Polen mit dem Herrscher verbunden waren und wie er dort rezipiert wurde, ist wenig bekannt, zumindest aber konzentriert nicht dargestellt. Allein dieser Ansatz ist eine wesentliche Bereicherung der Literatur zu Friedrich und ergänzt den Bestand zur Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen substantiell. Das Vorhaben soll dem Autor durch die Entwicklung einer europäischen Perspektive auf Herrscher und Beziehungsgeschichte gelingen, dazu entwickelt er einen sehr anspruchsvollen methodischen Ansatz. Mit stark kulturgeschichtlichen Elementen versehen, wendet er sich zunächst der Friedrich'schen Polenpolitik zu. In den ersten fünf Kapiteln (etwa 1/3 des Buches) schlägt er den Bogen von der Wahrnehmung preußisch-polnischer Traditionen des jungen Thronfolgers über die Haltung zur sächsisch-polnischen Union, die Teilung bis hin zur Herausbildung eines negativen Polenbildes bei Friedrich und die Perpetuierung eines polnischen Stereotyps. Inhaltlich getragen wird dieser vornehmlich ereignisgeschichtlich geprägte Abschnitt von der zentral im gesamten Buch positionierten Fragestellung nach den Anfängen und Gründen eines preußisch-deutschen Antipolonismus. Die Versuche des Autors, eine frühe, mentale Abneigung Friedrichs gegenüber den Polen zu belegen, wirken nicht immer überzeugend. Negative Eindrücke bei seinem Aufenthalt am sächsischen Hof werden wiederholt angeführt ebenso wie Friedrichs despektierlichen Äußerungen zu Charakter und Lebenswandel des polnischen Adels. Andererseits nehmen enge und geradezu vertrauliche Beziehungen zu einzelnen Vertretern dieses Standes und sogar zum hohen polnischen katholischen Klerus (S. 103–104) einen nicht geringen Raum in Friedrichs privatem und auch politischem Leben ein, denen sich der Autor ausführlich widmet. Offensichtlich konnte Friedrich keinerlei Beziehungen zu den preußisch-polnischen Traditionen, die bis in seine Familie hineinreichten, aufbauen und es ist fraglich, ob er überhaupt einen inneren Antipolonismus entwickelte. Seine vom Autor breit dargelegten antipolnischen Äu-

ßerungen und gebetsmühlenartig wiederholten antipolnischen Stereotypen waren wohl eher ein politischer Rechtfertigungsversuch für die Teilungspolitik und eine gewiss negative Polenpolitik, bei der bewusst auf moralische Defizite in Polen verwiesen wird, die der Herrscher unter dem Imperativ preußischer Stärkung für sich verbuchen kann. Es passt viel besser zum weiteren (beziehungslosen) Erscheinungsbild Friedrichs, dass er eben kein inneres Verhältnis zu den Polen und zum polnischen Staat hatte, die Beziehungen seinen machtpolitischen Doktrinen unterordnete und das polnische Schicksal ihm einfach gleichgültig war. Das wird besonders deutlich, wenn der Autor tradierte Sichtweisen verlässt und sein Hauptaugenmerk auf die weniger beachtete, aber für Friedrich wegleitende Rivalität zwischen Preußen und Sachsen-Polen richtet. Erst diese Perspektive der ursprünglichen Chancengleichheit zum Aufstieg zu einer europäischen Großmacht, die eine Option des „polnischen Schicksals“ auch für Preußen parat hatte, eröffnet einen ungetrübten Blick auf die Handlungsmuster Friedrichs und macht seine Polenpolitik erklärbar. Die Autor belegt dies nicht nur mit machtpolitischem Kalkül, sondern auch mit handfesten ökonomischen Tatsachen, die bei Friedrich eine wesentliche Rolle spielten. In der Bewältigung dieser Fragestellung zeigt sich ein weiterer Vorteil des Buches, nämlich die konsequente Einbettung der Politik Friedrichs in die Herausbildung und Festigung der europäischen Pentarchie und sein Bemühen um die Herstellung eines dauerhaften Ausgleichs zwischen den zukünftigen osteuropäischen Dominanten.

Die folgenden Kapitel sind der Erinnerung an Friedrich in Polen und Deutschland, mehr aber noch seiner Wirkungsgeschichte und Instrumentalisierung, vor allem im Zeitalter von Nationalismus und Faschismus gewidmet. Hier ist augenfällig, dass Friedrich durch eine gezielte Selbstdarstellung die Grundlagen für die „Friedrich-Legende“ bewusst gelegt und der Stilisierung von Heros und Volksnähe große Aufmerksamkeit geschenkt hat (132 ff.). Hochinteressant sind ebenfalls die Passagen, wo vielfach belegt wird, dass es polnischerseits keinesfalls eine zur negativen Polenpolitik adäquate Rezeption Friedrichs in Polen gab, sondern seine Bewertung sich

zunächst von einer antipreußischen Haltung sehr wohl absetzte und das Negativstereotyp Friedrich ein Produkt der nationalen Bewegung und historischen Argumentation zum Ende des 19. Jahrhunderts war (217 ff.). In Kapitel 8 stellt der Autor in großer kulturgeschichtlicher Breite den entscheidenden Prozess in der deutschen Geschichte dar, wo sich das preußisch-deutsche Friedrich-Bild mit antipolnischen Elementen untrennbar verbindet. Vor allem nach 1871 schöpft der Antipolonismus nicht unwesentlich aus der Person Friedrichs und er wird mit seiner Politik und seinen Aussagen zu den Polen und dem polnischen Staat dafür zur Berufungsinstanz. Ein Aspekt, der im Zeitraum 1918–1945 (S. 10) eher in den Hintergrund tritt und von dem Bedürfnis, Friedrich als Sinnbild großer Vergangenheit zu deuten, dominiert wird, woraus dann schließlich die Nazis Führerkult und Durchhaltewillen ma-

chen.

Die Abschnitte über die Zeit nach 1945, besonders nach 1990 (S. 11 und 12) geraten etwas holzschnittartig. Eine stärkere Einbettung in die Identitätssuche der neuen deutschen Staaten nach den Kriegskatastrophen und die Anwendung eines erweiterten Erinnerungsparadigmas auf die Kategorien Person und Herrschaft wären wünschenswert gewesen.

Es steht außer Frage, dass dem Autor mit seinem Buch ein wichtiger Beitrag sowohl zur Beziehungsgeschichte als auch zur Historisierung der Person Friedrichs II. gelungen ist. Darüber hinaus hat er mit seinem innovativen methodischen Ansatz der komplexen Verarbeitung von Ereignis, Wirkung und Erinnerung für die Entwicklung und Darstellung historischer Perspektiven Maßstäbe gesetzt.

Ralph Schattkowsky Rostock/Thorn

PETER PAUL BAJER: *Scots in the Polish-Lithuanian Commonwealth, 16th – 18th Centuries. The Formation and Disappearance of an Ethnic Group*. Leiden, Boston, MA: Brill, 2012. XXVIII, 588 S., 24 Abb., 5 Ktn., 14 Tab. = *The Northern World*, 57. ISBN: 978-90-04-21247-3.

The book is a comprehensive study of the Scottish emigration to Poland-Lithuania during the 16th – 18th centuries. Peter Paul Bajer tends to analyze the life of Scottish migrants in Poland-Lithuania in the broader context of the large-scale settlement of Scots in the countries of Northern and Eastern Europe during the early modern period. He seeks to explain the emigration by looking at such circumstances in the inner social life of early modern Scotland as population surplus, low living standards, religious conflicts, shortage of free land, rigid legal regulation of inheritance, etc.

The author explores the multiple dimensions of the Scottish presence in the Polish-Lithuanian Commonwealth during the early modern period. First, the author attempts to establish the scale of the migrations, provide a social profile of migrants, and trace their geographical origin. In his analysis he uses data collected specifically for this purpose, which contains biographical informa-

tion about all known Scottish migrants and their descendants (approx. 5000 records). The study shows that at the height of the emigration in the 1610s – 1640s the number of Scots in Poland-Lithuania comprised approximately 5000–7000 individuals. By his analysis Bajer challenges the views previously held by historians and contemporaries who tended to overestimate the Scottish population in the Commonwealth as consisting of 30,000–40,000 individuals.

Bajer demonstrates that Scots concentrated mostly in the largest urban and commercial centers of the Commonwealth, like Gdańsk (Danzig), Elbląg (Elbing), Lublin, Cracow, and Kėdainiai (Kiejdany). With respect to the figures of Scottish migrants who obtained burger law in the cities of Northern and Eastern Europe, Gdańsk and Cracow were correspondingly at the second and third place, being outnumbered only by Bergen. In terms of geographical origin, most of the Scottish immigrants came from Aberdeen, Dundee and Edinburgh.

The number of Scots coming to and living in Poland-Lithuania declined rapidly in the middle of 17th century, especially during the fifties and sixties, first of all due to the deep internal crisis and permanent wars the country witnessed in those decades. An important exception from this

trend represented the town of Kėdainiai (Kiej-dany), the most significant center of the Calvinism in the Grand Duchy of Lithuania. The town was owned by the Radziwills, one of the most powerful magnate families and the biggest protectors of the Protestants in the Polish-Lithuanian Commonwealth. The author speaks of an evident expansion of Scottish presence there in the last three decades of the 17th century).

According to Bajer, the social composition of the migrants was diverse and varied by periods. Small peddlers and young apprentices prevailed in the early period of the emigration that is in the pre-1590 years. The author argues that an upward social mobility can be observed among migrants and their descendants during the first decades of the 17th century. In those times many Scots were able to develop their own business and turned into small merchants. This gradually brought about the establishment of a distinct Scottish merchant network in the Commonwealth based on the common ethnic origin and the shared Calvinist confession. The high mobility stands out as one of the most remarkable features of those Scottish merchants. This observation allows the author to question the earlier interpretations of Scottish life in the Polish-Lithuanian Commonwealth as a sort of "isolated colonies".

Besides merchants, the author traces the itineraries and experiences of the members of other Scottish professional groups in the Polish-Lithuanian Commonwealth. The author pays special attention, for example, to the Scottish mercenaries who were regularly recruited and highly valued as soldiers in the Polish-Lithuanian army. Though less numerous than merchants, some Scottish soldiers, scholars, clergymen and diplomats were nevertheless prominent in the life of their communities as well as in the public and political life of the Commonwealth.

In two separate chapters Bajer offers a detailed account of the structures and institutions through which Scottish identity was maintained and transmitted in the emigration. He focuses mainly on the role of ethnic brotherhoods and parishes in the Scottish life in Poland-Lithuania. The brotherhoods were established with the purpose of representing the Scottish communities in

contacts with the official authorities of the Commonwealth. Besides, the brotherhoods were fundamental institutions of the communal and religious life of Scots abroad. They issued their own regulations and statutes, collected taxes, provided poor relief, and controlled behavior of their members. A leading role in ethnic guilds and brotherhoods was played by rich merchants who actually came to dominate the life of the Scottish immigrant communities. The author also makes interesting observations about the struggle for leadership in some of the brotherhoods. Such conflicts reveal the lines of divisions and exclusions within the Scottish communities abroad.

Relying on the survived parish records, the author proposes a detailed and painstaking reconstruction of the number and role of Scots in the parish life of the largest and most important Calvinist communities in Poland-Lithuania and Prussia such as Königsberg, Elbląg, Gdańsk, Poznań, Cracow, Lublin, Kėdainiai.

The analysis of those institutional forms of Scottish life leads the author to address the problem of the successes and limits of the integration of the Scottish migrants in the Polish-Lithuanian society. The overall conclusion Bajer reaches is that throughout the period of the 16th – 17th centuries Scots remained a closed community with quite clearly established ethnic boundaries, which separated them from the rest of Polish-Lithuanian society. The author convincingly proves this by analyzing the available lists of marriage partners and godparents of Scottish migrants preserved in the parish books. Another important and interesting observation Bajer makes in this regard concerns the frequent manifestations of hostility towards Scots from the side of the local communities and magistrates. The local merchants and craftsmen often considered the Scottish traveling merchants and peddlers as a threat to their economic interests and monopoly at the local markets. This situation brought about various legal provisions, issued by local authorities and the Polish Diet (*sejm*) aimed at limiting or even banning the activity of the Scottish merchants and peddlers. Also the Scottish ethnic brotherhoods were sometimes seen with suspicion and hostility by local magistrates, which resulted in attempts to persecute

and banish them as illegal organizations.

On the other hand, the author seeks to demonstrate that for some Scots there were always opportunities for a successful assimilation in the Polish-Lithuanian society. Bajer focuses in particular on the chances for Scots to enter the ranks of the nobility. More specifically he examines instruments through which Scottish migrants became members of the noble class such as ennoblement and naturalization. The author

pays special attention to military service as an important pre-condition which facilitated to Scots the acquisition of the noble status.

To sum up the Bajer's book is a very important historical study which makes a fundamental contribution to the history of emigration and migrants' experience in early modern Eastern Europe.

Jurij Zazuliak, L'viv

IVAN PFAFF: *Francie a Čechy v Evropě národních států. Francouzská politika F. L. Riegra 1867–1878*. [France and Bohemia in the Europe of National States: F. L. Rieger's French Policy 1867–1878.] Praha: Euroslavica, 2013. 260 S., Abb. ISBN: 978-80-87825-01-3.

East European francophilia and the 'French card' in the politics of Central and Eastern Europe in the 19th and 20th century is a highly important subject of contemporary historiography. It offers a different perspective on European and East European politics especially if we take into account the strong influence of German and Austrian historiography and their interpretations of key factors challenging the nation-building process.

Small non-state nations have been attempting to define and implement an independent foreign policy since 1848. Given the specific situation of Eastern Europe, their main aim was to counteract the German and Austrian dominance of the region. The attempts of the small nations were usually based on the simple assumption that 'my enemy's enemy is my friend'. Their dream of a French Central and Eastern Europe, however, came true only after 1918, when it took the form of the 'Petite-Entente'.

The author of the reviewed book has been researching this and related topics for a long time. In this publication, Ivan Pfaff returns to his 'old' research and seventeen years after he published "Česká přínáležitost k západu v letech 1815–1878: Francouzská politika F. L. Riegra 1867–1878" [Czech Sense of Belonging to the West in 1815–1878: F. L. Rieger's French Policy 1867–1878], he produces another book on the same

topic. A closer look reveals that he had reworked and expanded two chapters of the original book, namely *Česká pouť do Moskvy r. 1867* [Czech Pilgrimage to Moscow, 1867] and *Riegrova francouzská politika, 1867–1877* [Rieger's French Policy, 1867–1877].

The aim of Pfaff's more recent publication seems to be to rethink old problems from a new perspective. Unfortunately, he is only sporadically successful. The intention is clearly demonstrated in his treatment of German history (e.g., pp. 124–126, 140) but elsewhere, especially in the Czech or French context, this has little impact and hardly any change is in evidence.

The key question, however, remains. It is the issue of the start, the point zero of an independent Czech foreign policy, which is traditionally identified with F. L. Rieger's 1867 travel to France, where this politician sought to gain political support from the West. Ivan Pfaff accepts that this indeed was a turning point and clearly formulates this in his final essay (pp. 210–224). The history of Czech-French relations in the 19th century and Czech francophilia are then interpreted as a proof of the political emancipation of the Czech nation.

Since 1989, this subject has been studied by numerous historians but Ivan Pfaff is right in emphasising the importance of Rieger's journey to France in 1875, which remains somewhat underestimated in contemporary historiography. Rieger's second 'political' trip to France was important because it demonstrated that the Czech elite learned how to set up the agenda of foreign policy and Rieger was able to reach a consensus about it with his colleagues (this contrasts with his 1867 journey which he undertook more or

less on his own, without any real support of Czech politicians). It was a crucial milestone in learning how to develop a foreign policy at all.

Unfortunately, Pfaff's book in many ways remains outside the mainstream of current discussions about the nature of Czech-French relations and many recently published works are not reflected in either the text or the bibliography. That is the weakest point of the publication. Recent books and journal articles published after 1990 are reflected only rarely and publications of the last ten years are barely taken into account at all. This is a significant shortcoming since during this period, a whole generation of historians dealing with this subject had appeared in Paris and in Prague and they produced numerous works that deserve our attention. For example, Stéphane Reznikow in his articles and his highly important book *Francophilie et identité tchèque 1848–1914* (Paris 2002) analyses in detail various questions and issues which Ivan Pfaff claims to be still untreated

in the Czech and French historiography. Antoine Marès has also been publishing new materials and, in general, there is a growing number of Czech historians who focus on Czech-French relations.

Ivan Pfaff in his book analyses the international policy and possibilities as well as limitations of an independent foreign policy of a small Central European non-state nation. Unfortunately, his recent publication is based on two chapters of his older book which are expanded but not really updated, as the failure to include recent publications and authors reveals. The final essay is a rare exception: it brings an interesting insight into his way of rethinking European policy of the nineteenth century and shows that it is possible and challenging to rethink old problems in a new way. The chapter itself, however, is not fully in line with previous parts of the book and its impact thus necessarily remains limited.

Doubravka Olšáková, Prague

ULRIKE PLATH: Esten und Deutsche in den baltischen Provinzen Russlands. Fremdheitskonstruktionen, Lebenswelten, Kolonialphantasien 1750–1850. Wiesbaden: Harrassowitz, 2011. 360 S. = Veröffentlichungen des Nordost-Instituts, 11. ISBN: 978-3-447-05839-1.

In der aktualisierten Fassung ihrer bereits 2006 an der Universität Mainz verteidigten Dissertation sieht die Verfasserin die baltische Geschichte generell als Teil der deutschen Migrations- und Ideengeschichte und damit als eine „Geschichte der kulturellen Verknüpfungen und Verwebungen“ (S. 9–10). Dabei kontrastiert sie vor allem die Migrationserfahrungen mit der Lebenswirklichkeit während der baltischen Aufklärungszeit. Denn zahlreiche Berichte aus dieser Epochenschwelle zwischen Ständesystem und beginnender Moderne verweisen auf die Sogkraft des damaligen baltischen Ständewesens als Pull-Faktor der Migration, wobei die Abgrenzung von den Nichtdeutschen und die provinzielle Abgeschlossenheit unterschiedlich auf jene wirkten, die als „Hofmeister“ (Hauslehrer) in die baltische Region kamen. Die erhebliche Bedeutung der bürgerlichen Migration zeigt sich darin, dass von ihr die

meisten Neuerungen eingeführt wurden, was besonders in der Institution des baltischen Pfarrhauses als einem „widersprüchlichen Ort zwischen Modernisierung und Assimilierung“ (S. 101) zum Ausdruck kam. Die deutsche Wahrnehmung der gesellschaftlichen Realität im Baltikum war demnach gespalten, indem einerseits die Isolation der Ständegesellschaft beklagt, andererseits die „künstliche Aufheizung harmloser Ständekonflikte“ (S. 104) beanstandet wurde.

Nach einem einleitenden Überblick über den Forschungsstand der deutschbaltischen wie auch der estnischen Historiografie und einer knappen Quellenbeschreibung gibt die Verfasserin im ersten Teil einen historischen Einblick in den baltischen Landesstaat, vor allem in die Migrationsgeschichte des 18. Jahrhunderts einschließlich der spezifischen Probleme dieser Region. Im zweiten Abschnitt *Zwischen Stereotyp und Lebenswelt* behandelt sie nicht nur die Esten in der historischen Wahrnehmung, sondern auch Aspekte der Integration und der Interaktion. Den *Strukturen der Fremdwahrnehmung* wendet sie sich im dritten Abschnitt zu mit den diskursiven Darstellungen von positiven und negativen Emotionen, Verfremdungsmustern und Kolonialvergleichen.

In Auswertung unterschiedlichster Quellengattungen wie Reise- und Migrationsberichten, Briefen, Memoiren und des in Zeitungen und wissenschaftlichen Abhandlungen geführten öffentlichen Diskurses analysiert die Verfasserin die Verbreitung und Popularisierung von Stereotypen. Auf dieser Grundlage untersucht sie u. a. mit Methoden der aktuellen Stereotypenforschung die Fremdheitskonstruktionen und die kolonialen Phantasien innerhalb der rational geprägten Aufklärungsdiskurse. Aus der Gegenüberstellung von stereotypen Abgrenzungen einerseits und Prozessen lebensweltlicher Angleichung andererseits ergibt sich eine Diskrepanz zwischen dem Blick von außen und jenem von innen: „Die Migranten verfremdeten die Esten und die baltische Lebenswelt, während die Inländer sie in ihren Erinnerungen harmonisierten.“ (S. 205) Die durchaus komplexen Beziehungen zwischen Stereotypen und Lebenswelt lassen in der Tat der Erforschung des Alltags und der Angleichungsprozesse zwischen Deutschen und Esten eine herausragende Bedeutung zukommen, womit wesentliche Aufgaben der gegenwärtigen und künftigen Forschung markiert sind. Um dieses „Kettenglied“ zu verdeutlichen, untersucht die Verfasserin im letzten Teil ihrer Arbeit die „diskursiven Konstruktionen sekundärer Fremdheit“ gegenüber Esten und Letten (S. 206), wobei diese Fremdheitsdiskurse sich in allen literarischen Gattungen und sozialen Zusammenhängen sowohl bei Inländern als auch bei Migranten finden. In der baltischen Geschichtsforschung steht die historische Interpretation von abgrenzenden „negativen“ und integrierend wirkenden „positiven Emotionen“ in der Tat noch am Anfang.

Im Rückgriff auf alte Stereotype des livländischen Bauern als Inbegriff europäischen Heidentums und des sozialen Elends in einem despotischen Herrschaftssystem entwickelte sich der Verfasserin zufolge im Fremdheitsdiskurs des 19. Jahrhunderts der „baltische Kolonialdiskurs“, wobei die Stereotype über die autochthonen Völker in den verwendeten Kultur- und Kolonialvergleichen häufig austauschbar waren. Das Baltikum wurde demnach „von einem Negativbeispiel für die östliche Sklaverei zu einer Beispielregion des deutschen Kolonialismus“ (S. 283), indem man die deutsche Ostsiedlung zunehmend als

„genuin deutsche koloniale Leistung, als strukturelles Vorbild für die europäische Expansion nach Übersee“ und politisches Handlungsziel ansah. Künftig werden allerdings – von der Verfasserin zu Recht betont – die integrierenden Strukturen der baltischen Gesellschaft stärker erforscht werden müssen, wobei den sog. „häuslichen“ Strukturen, insbesondere der Rolle der Frauen, intensive Aufmerksamkeit zukommen muss. Denn sowohl deutsche als auch estnische und lettische Frauen beeinflussten jeweils auf ihre Weise in erheblichem Maße die Kulturkontakt und den Kulturtransfer. Auch der baltische Kolonialdiskurs des 19. Jahrhunderts sollte intensiver erforscht werden, denn neben die Befremdung der ersten Zuwanderer traten auch Akzeptanz und Einbeziehung des ethnisch Anderen in die transkulturelle Welt des Baltikums. Entsprechend lautet der letzte Satz dieser Arbeit zutreffend: „Die Verwebungen und Verwachsungen der deutschen und estnischen Kultur des Baltikums waren weitaus enger, als der Fremddiskurs glauben machen will.“ (S. 285)

Abgesehen von vereinzelten Ungenauigkeiten im Personenregister, bei den Erstveröffentlichungangaben im Literaturverzeichnis, bei der Verwechslung von Hermann mit Eduard von Keyserling oder der Titelbezeichnung von Grosbergs Buch „Meschwalden“ handelt es sich insgesamt um eine gut lesbare und inhaltlich weitgehend überzeugende Abhandlung. Mit der Berücksichtigung sowohl alltags- und sozialgeschichtlicher als auch literatur- und kulturgeschichtlicher Aspekte gelingt es der Verfasserin, die von der baltischen historischen Forschung allzu lange unbeachtet gelassenen Fremdheitskonstruktionen und Lebenswelten durch gut recherchierte inhaltliche und innovative methodische Aspekte als Forschungsschwerpunkte zu etablieren. Ihre Ausführungen zu den sog. Kolonialphantasien bedürfen allerdings ebenso einer weiteren Vertiefung wie es wünschenswert wäre, das Untersuchungsfeld künftig auszuweiten auf die Beziehungen zwischen Deutschen und Letten und in das „lange 19. Jahrhundert“ hinein mit seinen neuen Abgrenzungen durch das entstehende nationale Bewusstsein der unterschiedlichen Ethnien.

Mit ihrem erfolgreichen Versuch, erstmals in dieser Intensität Diskurs und Alltag, Emotionen,

Wahrnehmung und Erinnerung bei der Konstruktion von Fremdbildern miteinander zu verbinden, gibt die Verfasserin wichtige Impulse für die wissenschaftliche Analyse des Alltags und der Angleichungsprozesse zwischen Deutschen und Esten, Themen, die für die baltische Umbruchzeit zur Moderne mit ihrer Grundlegung regionaler Identitäten im 19. Jahrhundert bislang noch nicht hinreichend erforscht worden sind. In

Überwindung nationalhistorischer Ansätze weist sie den Weg zu einem „transnationalen“ Blick auf die Sozial- und Alltagsgeschichte der baltischen Region und leistet damit einen wichtigen Beitrag zu der noch ausstehenden Erforschung integrierender Strukturen innerhalb der baltischen Gesellschaft.

Michael Garleff, Oldenburg

JULIA EICHENBERG: Kämpfen für Frieden und Fürsorge. Polnische Veteranen des Ersten Weltkriegs und ihre internationalen Kontakte, 1918–1939. München: Oldenbourg, 2011. VIII, 259 S. = Studien zur Internationalen Geschichte, 27. ISBN: 978-3-486-70457-0.

Julia Eichenbergs im Sonderforschungsbereich „Kriegserfahrungen“ der Universität Tübingen entstandene Dissertation beschreibt zu Beginn die besondere Situation der am Ersten Weltkrieg teilnehmenden polnischen Soldaten. Da Polen als Staat 1914 nicht existierte, dienten sie als Wehrpflichtige in den Armeen der Teilungsmächte und in Freiwilligenformationen an der Seite der Mittelmächte oder der Alliierten, wobei die Übergänge oft fließend waren. Vor allem der Gruppe der in fremder Uniform kämpfenden Soldaten wurde in der polnischen Gesellschaft der Zwischenkriegszeit mit Skepsis begegnet. Sie standen eindeutig im Schatten der Veteranen der zahlreichen Grenzkriege und Nationalaufstände der Jahre 1918–1921. Letztere wurden als nationale Helden verehrt, während jenen nur Mitgefühl für ihre Kriegsverletzungen entgegengebracht wurde. Diese Zweiteilung setzte sich auf der materiellen Ebene fort, da die Soldaten der Teilungsmächte geringere materielle Unterstützung im Bereich der Invaliditätsrenten und der Altersversorgung erhielten.

Dieses Defizit an Anerkennung kompensierten ihre Führungspersonlichkeiten durch die Teilhabe an internationalen Veteranennetzwerken, wo sie gleichberechtigte Mitglieder waren. Nach innen versuchten sie dagegen ihre Teilnahme am Ersten Weltkrieg als Teil des Kampfes um die polnische Unabhängigkeit darzustellen. Dies misslang, da nach Pilsudskis Maiputsch 1926 der

Kult um die polnischen Legionen – zum Grundstock der polnischen Armee mutierende Sondereinheiten der österreichischen Armee unter Pilsudskis Führung – eine quasi staatstragende Rolle einnahm. Der autoritär regierenden Staatsführung gelang es 1928 zwar, einen regierungstreuen Dachverband polnischer Veteranenorganisationen zu installieren. Die Vertreter der in pazifistischer Tradition stehenden älteren Vereinigungen blieben jedoch auf der internationalen Ebene einflussreicher als die Legionäre.

Innenpolitisch wirkten die Veteranen als Kämpfer für Frieden und Fürsorge. Ihr Einsatz für Frieden, Abrüstung und den Völkerbund stellte eine Außenseiterposition in der sich immer stärker militarisierenden Gesellschaft dar, die sie als ‚verdächtige Pazifisten‘ wahrnahm. Als Lobbyisten einer modernen Sozialpolitik waren sie einflussreicher und konnten, gestützt auf durch ihre internationalen Kontakte gewonnene Ideen und Informationen, die Gesetzgebung beeinflussen. Sie leisteten damit einen Beitrag zur Entwicklung der im damaligen Polen noch schwach ausgeprägten Zivilgesellschaft. Ohne einen vergleichenden Ausblick auf die Wirkungskraft anderer Interessen- und Berufsgruppen bleibt jedoch offen, wie ihre diesbezüglichen Leistungen einzuordnen sind.

Eichenbergs hier kurz vorgestellte Studie ist keine faktengesättigte Darstellung der internationalen Aktivitäten polnischer Veteranenverbände, sondern vielmehr eine Neudeutung der internationalen Zusammenarbeit europäischer Kriegsveteranen in der Zwischenkriegszeit nach Auswertung polnischer Quellen. Die Autorin verliert sich nicht in Details, sondern interpretiert ihre Quellen mit Hilfe der Ergebnisse der deutschen, französischen und angloamerikanischen Veteranen-

forschung sowie neusten Studien zur internationalen Geschichte und parlamentarischen Kultur. Das Resultat ist eine Analyse des Transfers von Ideen und Wissen aus transnationalen Veteranennetzwerken in die Gemeinschaft der polnischen ehemaligen Kriegsteilnehmer. Eichenberg widerspricht damit der These der polnischen Forschung, die die Mitarbeit polnischer Veteranen in internationalen Netzwerken nur als verlängerten Arm der polnischen Außenpolitik wertet. Stattdessen hatten derartige zivilgesellschaftliche Kontakte Rückwirkungen auf die Ausgestaltung der polnischen Sozial- und Wohlfahrtspolitik. Zukünftige Forschungen sollten dies aufnehmen und diesen internationalen Einfluss in anderen Politikbereichen untersuchen.

Jenseits der internationalen Ebene gibt Eichenbergs Untersuchung der Parlamentsdebatten um die Versorgung der Weltkriegsveteranen einen beispielhaften Einblick in zentrale Probleme der Zweiten Polnischen Republik wie die Ausbildung von Verantwortlichkeiten zwischen Staat und Bevölkerung sowie den Umgang mit nationalen und religiösen Minderheiten. Sie schlussfolgert, dass die nationale Unabhängigkeit und der Nutzen der polnischen Nation im politischen Diskurs der Zweiten Polnischen Republik stets im Zentrum der Argumentation standen. Leider versäumt die Autorin es hier, ihre Ergebnisse ähnlich wie im internationalen Teil mit der Forschung in Beziehung zu setzen. In diesem Kontext wäre ein Abgleich mit den Überblickswerken und Fallstudien zur politischen Kultur der Zweiten Republik beispielsweise von STEPHANIE ZLOCH (Polnischer Nationalismus, Köln 2010) oder JERZY TOMASZEWKI und ZBIGNIEW LANDAU (Polska w Europie i świecie 1918–1939. Warszawa 2005) angebracht gewesen als die häufig zu findenden Verweise auf die Arbeiten von ZARA STEINER

(The Lights that Failed. Oxford 2007) und THOMAS MERGEL (Parlamentarische Kultur in der Weimarer Republik. Düsseldorf 2002). Es bleibt somit unklar, in welchem Verhältnis die Analyse zu allgemeineren Forschungen zum Polen der Zwischenkriegszeit steht. Wünschenswert wären auch detailliertere Hintergrundinformationen zu den an den Debatten beteiligten Parlamentariern gewesen. Der Leser erfährt so beispielsweise nicht, dass der als Kritiker der gesetzlichen Diskriminierung der Teilungs-Pensionäre angeführte Abgeordnete Józef Skrzypa als der Kommunistischen Partei nahestehender ukrainischstämmiger Abgeordneter eine randständige Figur ohne jeden politischen Einfluss im polnischen Parlament war.

Trotz dieser Kritikpunkte stellt Eichenbergs Arbeit einen gelungenen Versuch der Einbindung Polens in die internationale Geschichte der Zwischenkriegszeit dar. Die von ihr gewählte Perspektive verspricht neue Erkenntnismöglichkeiten für die Geschichte Ostmitteleuropas. Darüber hinaus vermittelt die Autorin Ansätze zur Erforschung von mit ihrem Thema verwandten Bereichen der deutsch-polnischen Beziehungen. Neben den möglichen Parallelen zwischen der parlamentarischen Kultur in Deutschland und Polen ist hier die Stellung polnischer Soldaten zu ihrem Kriegseinsatz in der deutschen Armee zu nennen. Die kurz geschilderte (164–166) Stimmungslage der Polen im englischen Kriegsgefangenenlager Feltham verweist auf interessantes Quellenmaterial in den Londoner National Archives, das eine wertvolle Ergänzung zu auf deutschen und polnischen Quellen gestützten Arbeiten wie der von JENS BOYSEN (Preußische Armee und polnische Minderheit. Marburg 2008) zu sein scheint.

Stefan Dyroff, Bern

Scharf überwachte Kommunikation. Zensursysteme in Ost(mittel)europa (1960er – 1980er Jahre). Hrsg. von Ivo Bock. Berlin, Münster, Wien [usw.]: LIT, 2011. 480 S., 5 Tab. = Das andere Osteuropa. Dissens in Politik und Gesellschaft, Alternativen in der Kultur (1960er – 1980er Jahre). Beiträge zu einer vergleichenden Zeitschichte, 1. ISBN: 978-3-643-11181-4.

Dieser Sammelband ist Bestandteil einer auf vier Bände konzipierten Reihe, die aus einem internationalen Forschungsprojekt unter Federführung der Forschungsstelle Osteuropa der Universität Bremen hervorgegangen ist. Es erscheint allerdings als etwas eigenartig, dass ein Projekt, welches sich in erster Linie mit Dissens und kulturellen Alternativen im späten Sozialismus beschäf-

tigt, ausgerechnet die Zensur in den Mittelpunkt seiner ersten Veröffentlichung stellt. Diese Feststellung soll jedoch nicht den Wert des vorliegenden und etwas untypischen Sammelbandes schmälern.

Der Band besteht eigentlich nur aus drei Aufsätzen, die zwischen 84 und 177 Seiten umfassen, einer äußerst knappen, siebenseitigen Einleitung sowie einer 16-seitigen Zusammenfassung. Ein Abkürzungsverzeichnis, ein Register sowie ein Vorwort des Reihenherausgebers runden die Publikation ab. Der Herausgeber Ivo Bock hat seinen zwei Mitautoren eine relativ exakt aufgebaute Gliederung mitsamt der anzusprechenden Themenfelder und Fragestellungen vorgegeben und deshalb lassen sich die drei Hauptaufsätze problemlos parallel lesen und die Fallstudien vergleichen, ohne dass es zu dem Eindruck ständiger Wiederholungen käme. Anders als in gewöhnlichen Sammelbänden sind somit alle Beiträge sorgsam aufeinander abgestimmt, sie ergänzen sich und runden einander ab.

Im ersten Aufsatz vergleicht IVO BOCK die Zensur in der UdSSR mit derjenigen in der ČSSR. Im Falle der Sowjetunion stützt sich der Verfasser nur auf Literatur, während er die zweite Fallstudie, die ČSSR, dank umfangreicher Archivrecherchen mit zahlreichen Originaldokumenten und Zitaten weitaus besser unterfüttern kann. Das sowjetische Zensursystem stellte wohl das Vorbild für die Volksdemokratien dar, doch vor Ort entwickelten sich eigene Modelle, wie Bock überzeugend am Beispiel der Tschechoslowakei belegen kann. Im Laufe der Zeit schwächte sich die Zensur ab, die Zahl der Beanstandungen ging zurück und die Nachzensur nahm im Vergleich zur Vorzensur an Bedeutung zu. Gründlich stellt der Autor Instanzen, Institutionen und auch Mechanismen der Zensur dar. Er kann seinen Argumentationsgang durch zahlreiche Beispiele belegen. Er betont dabei stets die Rolle der Ideologie und unterschätzt mitunter nach Auffassung des Rezensenten die Bedeutung pragmatischer Lösungen. Dank umfangreicher Zitate aus Originaldokumenten in der hölzernen Sprache des Sozialismus wird ein wenig zu stark der Eindruck von der Allmacht des Zensors genährt. Was Bock im Falle der Sowjetunion definitiv unterschätzt, waren die Unterschiede zwischen den Sowjetre-

publiken. Kleine Republiken wie die baltischen verfügten im Untersuchungszeitraum über eine liberalere Kultur- und Zensurpolitik als die Russische SFSR, so dass beispielsweise ein estnischer Leser ein Vierteljahrhundert vor einem russischen Leser Franz Kafka in der Muttersprache kennenlernen durfte.

Der wirkliche Schwachpunkt dieses Bandes, mit seiner gründlichen und insgesamt gelungenen Konzeption, liegt darin, dass er gewisse Fragestellungen und Themen auslässt. Der zeitliche Abstand zum Spätsozialismus ist gering genug, um (anonymisierte) Interviews mit den damaligen Akteuren, also Kulturpolitikern, Zensoren, Chefredakteuren oder Kulturschaffenden, zu ermöglichen. Wir müssen uns als Historiker nicht immer nur auf Fachliteratur, Archivquellen und veröffentlichte Memoiren beschränken, wenn wir etwas über die soziale Praxis der Zensur vor 30 oder 40 Jahren oder über andere zeitlich naheliegende Themen wissen wollen. Weiterhin erfahren wir in diesem Band fast nichts über die Reaktion des Publikums auf die Zensur. Wie wurde die Zensur rezipiert und wie erfolgreich war sie wirklich? Eine mögliche Hypothese wäre, dass die Zensur letztlich gescheitert sei, weil sich Informationen oder auch Kunst doch nur recht schwer unterdrücken lassen.

Außerdem thematisiert der Band nicht die großen Konkurrenten der sozialistischen Zensoren: die westlichen Medien und Verlage sowie den Selbstverlag (*Samizdat*). Diese führten die Bemühungen des Zensors mitunter geradezu ins Absurde, und staatliche Medien befanden sich immer wieder in einem Wettlauf mit ausländischen Radio- oder Fernsehsendern. Was ebenso nahezu völlig fehlt, ist das Themenfeld der Unterhaltung. Der größte Teil unseres Medien- und Kulturkonsums dient nun einmal der Unterhaltung, das war auch im Sozialismus nicht anders. Krimis, Liebesgeschichten oder ein wenig Erotik erreichen ein weitaus größeres Publikum als Philosophen, Ideologen oder auch Historiker. Betrachtet man den Sammelband, so wurde der sozialistische Mensch scheinbar nur sehr selten unterhalten, und somit fehlen weite Bereiche der Medien- und Kulturlandschaft in dieser Untersuchung.

Im zweiten Aufsatz erforscht ALEKSANDER

PAWLICKI die Besonderheiten der Zensurpolitik in der Volksrepublik Polen. Hierbei handelt es sich um eine besonders interessante Fallstudie, denn Polen verfügte im Spätsozialismus über die liberalste Zensur und gewährte seinen Bürgern sogar Reisefreiheit. In diesem Zusammenhang ist es etwas misslich, dass Pawlicki praktisch nur mit der polnischen Forschungsliteratur bzw. mit polnischen Dokumenten arbeitet, ohne einen Vergleich mit anderen sozialistischen Staaten zu ziehen. Wenn er bezüglich Polens, wo im Jahr 1978 immerhin 40 % der Bücher und ein Viertel der Zeitschriften von der Vorzensur befreit waren (S. 220), wiederholt von „Gedankenkontrolle“ schreibt, fragt man sich, wie der Autor wohl die Situation andernorts einschätzt. Nach Auffassung des Rezensenten überschätzt er ein wenig die Rolle des Staates und der Zensoren, stellt die verschiedenen Institutionen aber gründlich dar. Ein weiterer kleiner Kritikpunkt bezüglich dieses Beitrags ist die Qualität der Übersetzung, sie hätte noch gründlicher redigiert werden müssen, um die Lesbarkeit zu erhöhen.

ANN-KATHRIN REICHARDT widmet sich im dritten Aufsatz der Zensur belletristischer Literatur in der DDR. Dabei geht sie wie die zwei anderen Autoren gründlich auf Institutionen und Instanzen ein. Wie in anderen sozialistischen Staaten wurde die Existenz der Zensur in der DDR nicht zugegeben. Es ging also um die „Begutachtung“ literarischer Texte und um die Erteilung von „Druckgenehmigungen“. Mitunter halfen dem Autor in diesem Zensurverfahren infor-

melle Wege, ebenso wie die Staatssicherheit informelle Mitarbeiter auf Literaten ansetzte. Doch wenn wir die Begutachtung und Zensur literarischer Texte betrachten, so fällt eine gewisse Ähnlichkeit zum Redigieren und Editieren oder zur Arbeit eines kompetenten Lektors auf. Letztlich scheiterten in der spätsozialistischen DDR laut Reichardt nur relativ wenige eingereichte Texte an der Zensur und erhielten somit keine Druckgenehmigung – rund ein halbes Dutzend von jährlich 200 bis 250 Arbeiten. Demnach war die Zensur deutlich weniger streng als erwartet.

Den Band rundet eine Zusammenfassung aus der Feder IVO BOCKs ab. Er weist nochmals auf Ähnlichkeiten und auf Unterschiede in der Zensurpraxis hin und betont die Unterordnung der Zensur unter das jeweilige Zentralkomitee der Kommunistischen Partei. Während sich die Zensur im Laufe der Zeit abschwächte, habe die Bedeutung interner Zensurinstanzen zugenommen.

Insgesamt handelt es sich um eine sehr gelungene Darstellung des schwierigen Themas Zensur im Spätsozialismus am Beispiel von vier Staaten. Der Leser erhält tiefe Einblicke in die Realität der Zensur und die unterschiedlichsten Praktiken. Einige Unterthemen wurden leider ausgespart, und hier bietet sich auch in Zukunft ein breites Forschungsfeld an: die Perspektive der Zensoren und des Publikums, die Konkurrenz westlicher Medien oder das Thema der Unterhaltung in Medien, die einen ideologischen Erziehungsauftrag hatten.

Olaf Mertelsmann, Tartu

LU SEEGERs: „Vati blieb im Krieg“. Vaterlosigkeit als generationelle Erfahrung im 20. Jahrhundert – Deutschland und Polen. Göttingen: Wallstein, 2013. 620 S. = Göttinger Studien zur Generationenforschung, 13. ISBN: 978-3-8353-1251-7.

Im Gefolge des Zweiten Weltkriegs war allein in Deutschland ein Viertel aller Kinder vom Tod des Vaters betroffen, in Polen wird von 1,1 Millionen Waisen und Halbwaisen nach 1945 ausgegangen. Diese Größenordnungen lassen Lu Seeger bereits zu Beginn ihrer Studie die Behauptung vertreten, dass die kriegsbedingte Vaterlosig-

keit „geradezu als eine Signatur des 20. Jahrhunderts bezeichnet werden“ kann (S. 10). Hierbei, so die Autorin, kann von einem überwiegend in den privaten Raum verschobenem Massenphänomen gesprochen werden, welches den Normalisierungsprojekten und Wiederaufbaumaßnahmen der Nachkriegszeit entgegenstand.

Haben in der öffentlichen Wahrnehmung diesbezüglich bisher die Erinnerungen westdeutscher männlicher Akademiker dominiert, verfolgt Seeger einen multiperspektivischen Ansatz. Ziel der hier vorliegenden Studie, bei der es sich um eine leicht gekürzte und überarbeitete Version der Habilitationsschrift der Autorin von

2011 handelt, ist es demnach, die biografischen Erfahrungen von vaterlosen Halbwaisen zu analysieren, welche „abseits des generationellen *master narratives* liegen“ (S. 33). Dieser Prämisse folgend, wertet die Autorin sowohl 30 Lebensgeschichten west- und ostdeutscher Männer und Frauen, als auch in einer vergleichenden Perspektive 10 Narrative polnischer Interviewpartnerinnen und -partner aus, nicht zuletzt um nach einer spezifischen Generationalität der Betroffenen zu fragen. Bei den Interviewten handelt es sich um Personen der Jahrgänge 1935 bis 1945 mit unterschiedlichem Bildungs- und Konfessionshintergrund.

Das Buch, welches in einem übergeordneten Rahmen Beiträge zu mehreren aktuellen Forschungsfeldern liefert, beispielsweise zum unterschiedlichen Umgang mit Tod und Gewalt, zu Fragen nach Kindheit in Kriegs- und Nachkriegszeiten, zu einer subjektbezogenen Gesellschaftsgeschichte sowie zu dem Zusammenhang zwischen öffentlichen Erinnerungskulturen und altersspezifischen Selbstverortungen, ist in sechs große Abschnitte aufgeteilt.

Im ersten großen Teilkapitel, überschrieben mit: *Strukturen, Situationen, Debatten (1914–1970)*, beschreibt Seegers unter anderem die gesetzlichen und gesellschaftlichen Lösungen der Hinterbliebenenversorgung, ausgehend vom Kaiserreich über die Weimarer Republik bis hin zu den beiden deutschen Staaten. Darüber hinaus schildert die Autorin die öffentlichen Auseinandersetzungen über die sogenannten „Halbfamilien“ sowie die künstlerische Bearbeitung der Kriegsfolgenthematik in Film und Literatur. Überzeugend stellt sie heraus, dass die öffentliche Wahrnehmung den Söhnen „eine stärkere Betroffenheit durch den Tod des Vaters“ zuschrieb als beispielsweise den weiblichen Halbwaisen (S. 125). In diesem Zusammenhang konstatiert Seegers auch ein unterschiedliches Maß an genereller Herabsetzung der Halbwaisen in den beiden deutschen Staaten, bedingt durch eine asymmetrische Bewältigung und Aufarbeitung der Vergangenheit.

In Anlehnung an die Arbeiten vornehmlich von Ulrike Jureit und Dorothee Wierling und ergänzt um aktuelle Ergebnisse der Gedächtnisforschung etwa von Malte Thießen, widmet sich die

Autorin im zweiten großen Teilabschnitt des Buches, unter der Überschrift *Subjektive Erzählungen und Deutungen: Kindheit und Jugend in der Bundesrepublik und der DDR*, der individuellen Verarbeitung der Vaterlosigkeit sowie dem retrospektivem Blick auf diese. Mit dem Ziel, eine Verknüpfung von individueller Lebensgeschichte und allgemeiner Gesellschaftsgeschichte herzustellen, verweist sie darauf, dass ein Großteil der Interviewten kaum eigene Erinnerungen an den Vater aufzuweisen hat, was bei den untersuchten Geburtsjahrgängen jedoch auch nicht verwunderlich ist. Vielmehr dominiert in den meisten Erinnerungen und Erzählungen das Bild der zugleich leidenden und starken Mutter sowie der aus der Vaterlosigkeit resultierende materielle und soziale Abstieg der meisten „Halbfamilien“.

Im Zusammenhang mit diesem speziellen Mutterbild und der Fokussierung auf den sozialen Status und den Lebensstandard zeigt Seegers in den beiden sich anschließenden Kapiteln: *Subjektive Erzählungen und Deutungen: Erwachsenwerden und Erwachsensein in der Bundesrepublik und in der DDR und Deutungen und Verortungen im Wiedervereinigten Deutschland nach 1989*, dass einerseits bei allen Interviewpartnerinnen und -partnern eine große Erwartung der „Wiedergutmachung“ besteht und dass es andererseits mit dem Tod der Mutter als wichtigstem Bezugspunkt „zu einer Re-Aktualisierung der Familiengeschichte und der kriegsbedingten Vaterlosigkeit“ kam (S. 405). Dies äußerte sich zum Beispiel in Erbstreitigkeiten, aber auch in dem generell bedingten und als unwiederbringlich empfundenen Verlust der Familiengeschichte, vor allem in solchen Fällen, in denen der Nachlass der Mutter sehr gering war.

In den letzten beiden Kapiteln der Studie beschäftigt sich die Autorin mit den *Erfahrungen und Deutungen in Polen: Kindheit und Jugend* sowie mit den *Erfahrungen und Deutungen in Polen: Erwachsenwerden und Erwachsensein (1956–2006)*. Gemeinsam ist dabei allen Erzählungen, dass die spärlich vorhandenen Erinnerungen an den Vater weitestgehend von Gewalterlebnissen während der Besatzungszeit überlagert sind. Ist die Einbeziehung der polnischen Perspektive und somit die Überwindung nationaler Beschränkung, „wie sie lange Zeit in generationsgeschichtlichen Studien üblich war“ (S. 13), einer der großen innovativen Plus-

punkte der Studie, so wird aber auch schnell deutlich, dass der polnische Abschnitt der Arbeit im Vergleich zum deutschen hinsichtlich der analytischen Tiefe leider etwas abfällt. Indem die Autorin Literatur zu Polen nur in englischer und deutscher Sprache benutzt hat und sie engagierte Initiativen und Vereine wie *Moje wojenne dzieciństwo* (*Meine Kindheit im Krieg*) und *Dzieci wojny w Polsce* (*Kriegskinder in Polen*) nicht berücksichtigt, bleibt die allgemeine Aussagekraft der polnischen Analyse etwas blass. Auch bleibt zu fragen, inwieweit lediglich zehn Interviewpartnerinnen und -partner wirklich als repräsentativ gelten können.

Bilanzierend arbeitet Lu Seegers heraus, „dass politische, gesellschaftliche und kulturelle Faktoren die Wahrnehmungen und Sinnstiftungen männlicher und weiblicher Halbwaisen stärker prägten, als dies bislang in der Forschung berücksichtigt wurde“ und die Selbstdeutungen des Vaterverlustes demnach sehr stark differierten (S. 529–530). In Symbiose mit der Grunderfahrung des Vaterverlustes sind es diese Unterschiede, die „den Entstehungsprozess von Generationalität als intersubjektive Selbstverortung in der Zeit“ konturieren (S. 546). Größtenteils überzeugend legt die Autorin dementsprechend allgemeingültige länder- und gesellschaftsübergreifende Unterschiede und Gemeinsamkeiten dar.

So verstehen sich zum Beispiel die Interview-

partner aus der BRD am ehesten als „Kriegskinder“, wohingegen sich die Betroffenen aus der DDR zuallererst als Ostdeutsche begreifen und nur in untergeordneter Bedeutung die Bezeichnung „Kriegskinder“ für sich geltend machen. Bei den polnischen Befragten ist nach Meinung der Autorin das generationelle Verbundenheitsgefühl am schwächsten ausgebildet bzw. kaum existent – eine Feststellung, die vor dem Hintergrund der weiter oben genannten Kritikpunkte durchaus zu hinterfragen ist. Plausibel gestalten sich die von der Autorin herausgearbeiteten Erkenntnisse zu geschlechtsspezifischen Merkmalen, welche sie äußerst aufschlussreich mit den sozialgeschichtlichen Rahmenbedingungen in Zusammenhang bringt. So empfinden die weiblichen Befragten in allen Fällen eine größere Verantwortung gegenüber der Mutter als dies bei den Männern der Fall ist. Dies schlägt sich häufig nieder in der Berufs- als auch in der Partnerwahl, bei denen sich die Frauen eher den Vorstellungen und Wünschen der Mütter anpassen.

Mit der Studie von Seegers liegt eine äußerst interessante und anregende sowie gut lesbare Arbeit vor, die einen sehr breiten Leserkreis verdient und deren Ergebnisse für nachfolgende Forschungen unerlässlich sein werden.

Matthias Voigtmann, Marburg/Lahn

Nach dem Untergang. Die ersten Zeugnisse der Shoah in Polen 1944–1947. Berichte der Zentralen Jüdischen Historischen Kommission. Hrsg. von Frank Beer, Wolfgang Benz und Barbara Distel. Berlin: Metropol, 2014. 652 S., Abb., Ktn. ISBN: 978-3-86331-149-0.

Gleich nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft in Polen begannen jüdische Aktivisten und Intellektuelle Dokumente zu sammeln und zu retten, in denen sich Spuren des Vernichtungswerks niederschlugen. Dazu zählte auch das Sammeln der Zeugnisse von Überlebenden, denn sie lieferten Informationen über Vorgänge und Personen, die sich auf andere Weise nicht beschaffen ließen. Den institutionellen Rahmen für diese Arbeiten boten die lokalen oder regionalen jüdischen historischen Kommissionen, die nach und

nach in den – von Ost nach West – befreiten Gebieten geschaffen wurden. Diese Arbeitsgruppen setzten damit aber zugleich ein Werk fort, das in Gestalt des Untergrundarchivs im Warschauer Ghetto schon vor dem Höhepunkt der deutschen Gewaltherrschaft seinen Anfang genommen hatte. Auf diese Weise wurde in drei bis vier Jahren eine große Anzahl von Berichten gesammelt, archiviert und vielfach auch veröffentlicht. Die Zentrale Jüdische Historische Kommission publizierte von 1944 bis 1947 insgesamt 39 Broschüren und Bücher in polnischer und jiddischer Sprache (siehe die Liste auf S. 23–26). Sie sollten das frühe, den Zeitgenossen aus eigener Erfahrung ja noch sehr präsente Bild der Besatzungsjahre prägen.

In Deutschland wurden diese Publikationen indessen kaum wahrgenommen, da nur wenige

davon übersetzt wurden. Zudem wurde ihr Erkenntniswert (etwa vonseiten des Münchner Instituts für Zeitgeschichte) kurzerhand bestritten – *ohne* dass man sich mit ihrem Inhalt eingehend auseinandergesetzt hätte. Auch nachdem hierzu-lande in den achtziger und neunziger Jahren einige Dutzend Berichte von Überlebenden publiziert worden waren, vergingen noch Jahre, ehe Frank Beer sich mit Erfolg dafür einsetzen konnte, einige der heute unschätzbaren frühen jiddischen und polnischen Publikationen über den nationalsozialistischen Judenmord in deutscher Sprache bekannt zu machen.

WOLFGANG BENZ führt in „Die Zentrale Jüdische Historische Kommission in Polen und ihr literarisches Erbe“ in die hier vorgelegte Auswahl von 12 Texten ein und stellt sie – und ihre Verfasser – einzeln kurz vor. Es folgt die Darstellung von FILIP FRIEDMAN über den Mord an den Juden Lembergs, MAKSYMILIAN BORWICZs Abhandlung über die Erfahrungen von Lemberger jüdischen Häftlingen mit Mordlust und Sadismus ihrer nationalsozialistischen Bewacher und Peiniger, der Abriss von SZYMON DATNER über die Zerstörung des Judengettos von Białystok und der von MENDEL BALBERYSZSKI über die „Liquidierung“ der Gettos in Wilna sowie RÓZA BAUMINGERS Bericht aus dem Zwangsarbeitslager in Skarżysko-Kamienna, das für die deutsche Rüstung produzierte. Den umfangreichsten Beitrag stellt die erste Schilderung des Aufstands im Warschauer Getto von JÓZEF KERMISZ dar. Danach beschreibt GERSZON TAFFET die Auslöschung der „rotruthenischen“ (ostgalizischen) jüdischen Gemeinde in Żółkiew, wo von 5000 Personen nur 70 mit dem Leben davorkamen. Mit seinem Beitrag sollte „ein Mahnmal“ entstehen, für das dem Verfasser allerdings keine Dokumente zur Verfügung standen, so dass er sich auf „Erinnerungen und Aussagen“ der wenigen Überlebenden stützen musste. Nach Taffets Wunsch ist „die in dieser Schrift verewigte Geschichte des Martyriums und der Vernichtung der Juden von Żółkiew ein Grabstein auf ihrem unbekannten Grab“ (S. 314–315). Der Fischhändler BER RYCZYWÓŁ berichtet sodann über sein Überleben, das ihm nur gelang, weil er jahrelang ständig auf Wanderschaft war; ein Jude aus Klimontów, LEJB ZYLBERBERG, steuert weitere Er-

innerungen bei. Die übrigen Texte handeln von den Geschehnissen in den Vernichtungslagern Treblinka und Sobibór: RACHEL AUERBACH bringt hier ihre Erfahrungen als Mitarbeiterin des Warschauer jüdischen Untergrundarchivs ein; diesem entstammt auch der umfassende Zeugenbericht von ABRAHAM KRZEPICKI, dessen Erlebnisse in Treblinka dokumentiert wurden, ehe er im Frühjahr 1943 beim Warschauer Getto-Aufstand umkam. Der Jugendliche BEREK FREIBERG/FRAJBERG legt Zeugnis ab über seinen Aufenthalt im nationalsozialistischen Tötungszentrum Sobibór bei Lublin.

Die von der Zentralen Jüdischen Historischen Kommission zusammengetragenen Zeugnisse wurden teils aus der polnischen oder jiddischen Originalsprache, teils aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt und in Fußnoten zurückhaltend kommentiert. Beer und den übrigen Herausgebern ist dafür zu danken, dass sie nun zumindest einen Teil der frühen in Polen erschienenen Zeugnisse der deutschen und internationalen Forschung (noch einmal) zur Verfügung gestellt haben. Nicht zuletzt wird hiermit auch endlich das Werk der Menschen gewürdigt, die unter Gefahren und Strapazen Zeugnis über grauenhafte Erfahrungen ablegten, und zugleich der Einsatz jener, die sich gleich nach dem überstandenen Krieg dazu verpflichtet fühlten, gesichertes Wissen zu verbreiten über Details eines Verbrechens an der Menschheit, das seinerzeit jede Vorstellungskraft bei weitem übertraf. Die politisch schwierigen Bedingungen ihrer Arbeit unter der sich etablierenden kommunistischen Herrschaft in Polen bleiben allerdings ausgeblendet (dazu neuerdings: LAURA JOCKUSCH: *Collect and Record! Jewish Holocaust Documentation in Early Postwar Europe*. Oxford 2012, S. 84–120).

Viele der in den Jüdischen Historischen Kommissionen tätigen Wissensvermittler kehrten Polen bekanntlich alsbald den Rücken, um in Israel, den USA oder Westeuropa ihre Mission fortzusetzen. Aber auch dort wurde ihre Leistung wenig gewürdigt. Wie zu erfahren ist, beinhaltet das Archiv des Jüdischen Historischen Instituts bis heute die Manuskripte von neun Publikationen, die seinerzeit nicht mehr in Druck gingen (S. 26). Wünschenswert wäre es,

wenn auch diese Erinnerungen und Studien alsbald veröffentlicht würden – und nicht allein in

deutscher Sprache.

Klaus-Peter Friedrich, Marburg/Lahn

HANS-CHRISTIAN DAHLMANN: *Antisemitismus in Polen 1968. Interaktionen zwischen Partei und Gesellschaft*. Osnabrück: fibre, 2013. 430 S., 7 Abb., 2 Tab. = Einzelveröffentlichungen des DHI Warschau, 30. ISBN: 978-3-938400-94-4.

Die Eröffnung des Museums der Geschichte der Polnischen Juden in Warschau 2014 bringt eine neue Qualität in die polnische Debatte über die polnisch-jüdische Geschichte. Der immer breitere Konsens über die Interpretation und die öffentliche Darstellung dieser schwierigen Problematik umfasst jedoch nicht alle Themen. Die Galerie über die Geschichte nach 1944 bleibt besonders strittig, denn es scheint immer noch keine Übereinstimmung darüber zu geben, wie die „Judenkommune“ und das Ausmaß des Antisemitismus in der polnischen Gesellschaft nach dem Zweiten Weltkrieg dargestellt werden soll. Seit der Erscheinung der kontroversen Bücher von JAN TOMASZ GROSS (*Sąsiedzi. Historia zagłady żydowskiego miasteczka*. Sejny: Pogranicze 2000; sowie der polnischen Ausgabe von Fear. *Antisemitism in Poland after Auschwitz*. New York: Princeton University Press – Strach. *Antysemityzm w Polsce tuż po wojnie*. Kraków: Znak, 2008) kreist die Debatte immer mehr um die Frage, ob die Ausbrüche des Antisemitismus in Polen tatsächlich nur auf gezielte Parteipropaganda zurückzuführen waren oder ob sie ein Ausdruck der in manchen Teilen der Gesellschaft herrschenden Stimmung waren.

Diese Frage greift auch Hans-Christian Dahlmann in seiner Dissertation auf. Er widmet sich den Ereignissen des Jahres 1968, die vor allem aufgrund der Studentenproteste bekannt sind. Sein Schwerpunkt liegt demgegenüber auf der antisemitischen Kampagne, infolge derer mehr als 15.000 Polen jüdischer Herkunft aus der Volksrepublik emigrierten und mehrere Hunderte ihre Arbeit verloren. Anders als die Autoren des ersten deutschsprachigen Sammelbandes zum Antisemitismus in Polen 1968 (BEATE KOSMALA (Hg.): *Die Vertreibung der Juden aus Polen 1968. Antisemitismus und politisches Kalkül*. Berlin:

Metropol, 2000) spricht Dahlmann jedoch nicht von einer „Vertreibung“, sondern von einer „Zwangsmigration“ (S. 329). Die einführende Literaturübersicht macht deutlich, dass die Kampagne zwar schon mehrmals thematisiert wurde, der Antisemitismus an sich jedoch kaum im Mittelpunkt stand. Die fast ausschließlich polnischsprachige Literatur wurde bisher nicht ins Englische oder Deutsche übersetzt, daher ist das Erscheinen des zu rezensierenden Buches sehr zu begrüßen.

Nach einem einleitenden Überblick über die Lage der – wie der Autor sie definiert – „jüdischen Polen“ nach 1945 und der Schilderung der Genese der sogenannten Märzereignisse von 1968 untersucht Dahlmann die Kampagne auf der politischen und auf der Mikroebene (am Beispiel der Vorgänge im Kernforschungsinstitut und im Institut für Experimentalphysik der Universität Warschau), um sich schließlich den Betroffenen sowie den Reaktionen der „nichtjüdischen Polen“ zu widmen. Der Untertitel der Studie weist auf die zentrale These des Autors hin: Die Bevölkerung sei nicht nur unter dem Eindruck der Parteipropaganda gestanden – es habe sich vielmehr um eine Wechselwirkung zwischen gesellschaftlicher und veröffentlichter Meinung gehandelt, denn das Feindbild der „*żydokomuna*“ sei in der Gesellschaft tief verwurzelt gewesen (S. 379). Somit polemisiert Dahlmann mit der in der polnischen Forschung populären Interpretation, die die Märzereignisse vor allem als Folge des 1956 begonnen innerparteilichen Machtkampfes zwischen Reformkommunisten und Dogmatikern sieht. Die Dogmatiker hätten den Antisemitismus als Instrument gegen die Parteireformer benutzt, um die vollständige Kontrolle über die Parteiführung zu gewinnen. Der Autor betont dagegen die entscheidende Bedeutung des vertikalen Konfliktes zwischen der obersten Parteiführung und der Parteibasis (S. 379), und beruft sich dabei auf den polnischen Historiker und März-Experten Piotr Osęka, der die Ereignisse als eine „Revolution der unteren Kader“ bezeichnet hat (S. 159).

Neuland betritt der Autor bei seinen Fallstudien. Die ausgewählten Institute seien Extrembeispiele, denn während im Kernforschungsinstitut die antisemitische Kampagne sehr ausgeprägt gewesen sei, sei sie im Institut für Experimentalphysik bewusst gedämpft worden (S. 205). Dahlmann beruft sich hier sowohl auf die Akten des Sicherheitsdienstes als auch auf die Personalakten und vor allem auf Zeitzeugenbefragungen. Die Schlussfolgerung, dass besser ausgebildete Personen nicht weniger antisemitisch gewesen seien (S. 354), ist zwar nicht überraschend, dennoch sind die beschriebenen Beispiele des Antisemitismus im Kreise der Wissenschaftler teilweise sehr erschreckend.

Im Kapitel über die Erlebnisse der Betroffenen stützt sich der Autor sowohl auf archivalische Quellen als auch auf zahlreich vorhandene Memoiren sowie von ihm gesammelte Zeitzeugenberichte. Auch in diesem Teil der Studie wird sichtbar, dass verschiedene Formen der Diskriminierung nicht nur von staatlichen Institutionen, sondern auch von einzelnen Bürgern ausgingen. Die Existenzberechtigung der jüdischen Institutionen wie des Jüdischen Historischen Instituts, des Jüdischen Theaters und der Soziokulturellen Gesellschaft der Juden in Polen sei im Laufe der Kampagne ebenfalls in Frage gestellt worden. Dabei habe die ältere Generation, die sich an den Holocaust erinnern konnte, unter der Diskriminierung viel mehr gelitten als die jüngere, die stark assimiliert gewesen sei und kaum noch einen Bezug zum Judentum gehabt habe, so dass sie sich kaum gewehrt und dem Antisemitismus gegenüber passiv verhalten habe (S. 366).

Die „nichtjüdischen Polen“ hätten sich nur selten offen gegen die antisemitische Kampagne gestellt (S. 339), meistens seien sie einfach passiv gewesen (S. 358). Auch die katholische Kirche habe sich nicht für die Benachteiligten engagiert (S. 369). Zahlreiche Beispiele, die Dahlmann im letzten Kapitel der Studie anführt, zeigen, dass

die Zurückhaltung der Bevölkerung nicht nur der Angst vor Repressionen seitens der staatlichen Institutionen entsprungen sei, sondern auch mangelndem Wissen über den Holocaust und fehlender Empathie für die Juden. Die Polnische Vereinigte Arbeiterpartei hat bekanntlich weder den Holocaust aufgearbeitet, noch den nationalen Widerstand gegen den Nationalsozialismus (im Gegensatz zum kommunistischen Widerstand) ausreichend gewürdigt, was unter anderem zu einer Verfestigung der antisemitischen Stimmungen in manchen Teilen der Gesellschaft führte. Der Autor räumt ein, dass die Parteiführung die Kampagne zwar ausgelöst, doch schnell die Kontrolle über die Akteure und das Ausmaß verloren habe, da sie die antisemitischen Stimmungen unterschätzt habe. Der Erste Sekretär Władysław Gomułka habe sich bemüht, die Kampagne wieder abzubremsen (S. 126), was ihm erst im Juni 1968 gelungen sei (S. 170–171), und auch im Politbüro hätten die kritischen Meinungen überwogen (S. 153). Für Dahlmann hat diese Erkenntnis noch eine weitere Bedeutung: Das Regime sei darauf angewiesen gewesen, die öffentliche Meinung zu berücksichtigen, was von seinem autoritären, aber keinesfalls totalitären Charakter zeuge (S. 385).

Zweifelsohne gelingt es dem Autor, die im Titel der Studie angekündigte Interaktion zwischen Partei und Gesellschaft umfangreich zu schildern. Bei der Analyse der einzelnen Abläufe der Kampagne wird allerdings eine Fülle von Beispielen angeführt, die oft zu wenig sozialgeschichtlich kontextualisiert werden – wünschenswert wären vertiefte Analysen bestimmter Verhaltensweisen. Der problemorientierten Gliederung sind auch einige Wiederholungen in einzelnen Kapiteln geschuldet. Dessen ungeachtet ist die Arbeit sowohl für Einsteiger als auch für Kenner der polnisch-jüdischen Geschichte sehr empfehlenswert.

Agnieszka Zagańczyk-Neufeld, Bochum

Der Warschauer Aufstand 1944. Ereignis und Wahrnehmung in Polen und Deutschland. Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes, Potsdam, und des Zentrums für Historische Forschung der Polnischen Akademie der

Wissenschaften, Berlin, herausgegeben von Hans-Jürgen Bömelburg / Eugeniusz Cezary Król / Michael Thomae. Paderborn [usw.]: Schoeningh, 2011. 295 S., Abb., Ktn. ISBN: 978-3-506-72905-7.

Der Warschauer Aufstand von 1944 ist eines der großen Themen der polnischen Zeitgeschichte. Wenige andere Ereignisse genießen eine vergleichbare Aufmerksamkeit in der historischen Forschung, in der Publizistik und in der postkommunistischen Geschichtspolitik unseres Nachbarlandes. Deshalb ist es begrüßenswert, dass der vorliegende Band die überschaubare deutschsprachige Literatur um wichtige Studien ergänzt. Das Buch zeichnet sich durch die Beteiligung deutscher und polnischer Historiker und die Pluralität der Ansätze aus. Es enthält u.a. Studien zur Militärgeschichte, zum Alltag der Bevölkerung während des Aufstandes, biographische Skizzen und Beiträge zur Perzeption und Erinnerung an den Aufstand. Den einzelnen Aufsätzen gelingt es vortrefflich, zentrale Aspekte des Geschehens herauszugreifen, das Handeln der Akteure zu erklären und die langfristigen Wirkungen des Widerstandskampfes vom Sommer 1944 zu skizzieren. Dabei verlieren sich die Verfasser weder in der *gloria victis*, das die polnische Perzeption lange prägte, noch in einer eindimensionalen Sicht auf die beiden totalitären Mächte, die jeweils ihren Anteil am dramatischen Ausgang hatten. Im Gegenteil: Die Texte sind im Urteil ausgewogen und doch in der Sache genau, etwa wenn es gilt, von den deutschen Verbrechen an Warschau und seinen Bewohnern zu erzählen.

Zum Auftakt geben die Aufsätze von GRZEGORZ MAZUR, KARL-HEINZ FRIESER und EUGENIUSZ DURACZYŃSKI lesenswerte Einblicke in die Lage des polnischen Untergrundstaates nach dem Zusammenbruch der Ostfront, die militärische Lage der Wehrmacht und die internationale Diplomatie. Besonders hervorzuheben ist der anschließende Beitrag von JANUSZ MARZALEK über das *Leben und Sterben* der Warschauer Zivilbevölkerung. Der Verfasser beschreibt die Lage in den unterschiedlichen Vierteln der Stadt und erklärt, welche Konsequenzen der Aufstand hier jeweils hatte. Die Verwüstung und Zerstörung des urbanen Raumes wird hier ebenso greifbar wie das Leiden der hilflosen Bewohner. Innerhalb weniger Stunden verwandelte sich die Stadt in einen Gewaltraum und selbst die Behörden des Untergrundstaates hatten große Mühen, sich in den folgenden Wochen Autorität zu verschaffen. Der Verfasser benennt auch die

Konflikten zwischen den Kämpfern der Heimatarmee und der lokalen Bevölkerung, die oftmals ein Ende des Leidens herbeisehnte. Dabei widmet sich der Verfasser auch dem Schicksal der im Untergrund lebenden jüdischen Warschauer. Der Aufsatz endet mit der Schilderung der Vertreibung der Überlebenden und einer Bilanz der verheerenden Verluste.

Einen weiteren Höhepunkt der Bandes stellt MATTHIAS BARELKOWSKI'S ausführliche biographische Studie über Erich von dem Bach-Zelewski dar, der die Niederschlagung des Aufstandes befahl. Durch die Auswertung der Kriegstagebücher und der Personalakten Bachs gelingt es ihm, ein vielschichtiges Bild dieses NS-Täters zu zeichnen. Barelkowski stellt Bachs Warschauer Tätigkeit in einen breiteren biographischen Kontext. Er skizziert seine Karriere vom Ersten Weltkrieg, in dem Bach als Minderjähriger kämpfte, über die Weimarer Republik bis zu seinem Aufstieg in der SS an der Seite Heinrich Himmlers, seiner Ernennung zum „Chef-Bandenbekämpfer“ und zum „Sonderbeauftragten“ in Warschau und Budapest bis hin zur zwiespältigen Rolle in verschiedenen Kriegsverbrecherprozessen der Nachkriegsjahre. So entfaltet sich die Laufbahn eines Nationalsozialisten, der seine wesentlichen Prägungen weit vor seinem Einsatz in Warschau erfahren habe, dessen Motive dennoch oft im Dunkeln blieben. Einerseits skrupelloser Gewalttäter und Kriegsverbrecher, setzte sich von dem Bach-Zelewski gegen Kriegsende für eine flexiblere deutsche Ostpolitik ein und minderte wohl auch die schlimmsten Exzesse während der Niederschlagung des Aufstandes in Warschau. Sein Versuch, die Führung der Armia Krajowa zum gemeinsamen Kampf gegen die Sowjetunion zu gewinnen, scheiterte. Nachdem der SS-Führer in amerikanische Gefangenschaft geraten war, gelang es ihm, seinen eigenen Anteil an Kriegsverbrechen herunterzuspielen. Er trat selbst als Kronzeuge auf und konnte die Auslieferung nach Polen verhindern. Mit seiner biographischen Skizze schließt Barelkowski eine Forschungslücke und unterstreicht, wie viel wir aus der intensiven Beschäftigung mit einzelnen Akteuren über die Epoche insgesamt lernen können.

Einen ähnlichen Ansatz verfolgt THOMAS

VOGEL in seiner Untersuchung über den Hauptmann Wilm Hosenfeld, der wegen seines Einsatzes für die verfolgte polnische Bevölkerung bereits eine gewisse Bekanntheit erlangt hat. Aus Briefen, Tagebüchern und Vernehmungsprotokollen rekonstruiert Vogel die distanzierte Sicht eines Wehrmachtsoffiziers auf das Geschehen. Er zeigt, dass durchaus Handlungsspielräume existierten und dokumentiert die Humanität Hosenfelds, der sich wiederholt dafür einsetzte, Gegner und Gefangene zu schonen. Einen Blick auf die Erfahrung des Aufstandes erlaubt der Beitrag von EWA CZERWIADOWSKI und ANGELA MARTIN, die Auszüge aus Interviews mit Überlebenden des Aufstandes präsentieren. Der Band wird durch Beiträge über die Perzeption des Aufstandes in Polen (EUGENIUSZ CEZARY KRÓL), die Denkmäler in Polen und Deutschland

(TOMASZ MARKIEWICZ) und die geteilte Erinnerung in den beiden deutschen Nachkriegsstaaten (MATTHIAS BARELKOWSKI und CHRISTOPH KLESSMANN) abgerundet. Insgesamt besticht der Band durch lesenswerte Studien auf hohem Niveau und die gelungene Zusammenarbeit zwischen der polnischen und deutschen Forschung. Erst in der Zusammenschau deutscher und polnischer Quellen erschließt sich die Komplexität dieses Schlüsselereignisses europäischer Geschichte, das weit über seine militärische Bedeutung hinausweist. Es bleibt zu hoffen, dass sich die Zusammenarbeit mit den polnischen Kolleginnen und Kollegen zukünftig noch ausbauen lässt und dass die Ergebnisse des Bandes in Osteuropaforschung und Zeitgeschichte breit rezipiert werden.

Jan C. Behrends, Potsdam

STANISLAV HOLUBEC: Lidé periferie. Sociální postavení a každodennost pražského dělnictva v meziválečné době [Menschen der Peripherie. Soziale Lage und Alltag der Prager Arbeiterschaft in der Zwischenkriegszeit]. Plzeň: Západočeská univerzita v Plzni, 2009. 329 S. ISBN: 978-80-7043-834-3.

Die mageren Jahre der Arbeitergeschichte in der Tschechischen Republik sind vorbei. Die Untersuchung, die Stanislav Holubec zur sozialen Lage der Prager Arbeiterschaft zwischen 1918 und 1938 vorgelegt hat, beendet eine Periode tastender Umschreibversuche nach dem Erlöschen aller Richtfeuer des historischen Materialismus. Holubec packt sein Thema mit einem klaren Konzept an, das eine überzeugende Alternative zur hüpfenden Beliebigkeit postmoderner Arbeitergeschichte bietet.

Wie die jüngsten Kontroversen in der Tschechischen Republik über den tschechoslowakischen Staatssozialismus spiegelt die vorliegende Arbeit die Skepsis vor allem jüngerer Historiker gegenüber den Verheißungen der „neuen Zeit“: Zwar verschwinden die Industriearbeiter, schreibt Holubec, mit ihnen aber nicht Armut und Ungleichheit (S. 265). Seine Antwort auf die alt-neuen Probleme ist die Wiederaufnahme der kritischen Tradition, die tschechische Soziologen

der Zwischenkriegszeit (Machotka, Nečasová, Stejskal, Uhlíř u.a.) begründet haben. Deren Forschungen zur Prager Arbeiterschaft sind noch immer eine Fundgrube für die Sozialgeschichte.

In der Einleitung zu seiner Studie kommentiert Holubec den bisherigen Ertrag sozialgeschichtlicher Untersuchungen zur tschechischen Arbeiterschaft. Auf einen Exkurs über die Begriffe „Klasse“, „Schicht“ und „Milieu“ und ihren Gebrauch in der westeuropäischen und der tschechischen wissenschaftlichen Literatur folgen Abschnitte, die der Quellenkritik und den methodologischen Problemen des Untersuchungsgegenstands gelten.

Die Studie selbst ist in sechs Kapitel unterteilt. Das erste Kapitel zeichnet ein detailliertes Bild der Arbeiterfamilie, wobei allgemeine soziodemographische Rahmenbedingungen zwar nicht zu kurz kommen, das Gewicht jedoch auf diesen Aspekten liegt: soziale Bedingungen der Partnerwahl, weibliche Schönheitsideale, Rollenverhalten in der Familie, Scheidungsrate und Scheidungsgründe, Kindererziehung. Das zweite Kapitel befasst sich mit den gesundheitlichen Verhältnissen der Prager Arbeiterschaft. Wie im ersten Kapitel profitiert auch hier die dichte Beschreibung der einzelnen Facetten des Themas (Krankheit, Gesundheitspflege, Hygiene, Sexualität) von Gesprächen mit Zeitzeugen, die in Kurzbiographien

vorgestellt werden (S. 290–292). Im dritten Kapitel wird die Wohnsituation der Prager Arbeiter in vergleichendem Zusammenhang mit den Wohnverhältnissen von Arbeitern in deutschen Großstädten untersucht. Einbezogen werden dabei auch die Prager Herbergen und die nach dem Ersten Weltkrieg entstandenen „Notkolonien“, mit den *favelas* vergleichbare und über viele Stadtviertel verstreute Elendsquartiere, in denen während der 1920er Jahre rund 10.000 Menschen lebten, überwiegend Arbeiter. Das vierte Kapitel beschreibt die kulturellen Aktivitäten der Arbeiter und ihre Freizeitgestaltung, die – eingebettet in den Prozess der Reduzierung der wöchentlichen Arbeitsstunden und der räumlichen Trennung von Arbeiten und Wohnen – im Wesentlichen in der Perspektive einer an Familie und Heim orientierten Kultur gesehen werden. Stichworte sind hier u.a.: Arbeitervereine, Lesen, Besuch von Tanzveranstaltungen und Kinos, Wirtshauskultur, Ernährung, Kleidung, Sport und Trampen werden vor allem mit jugendlichen Arbeitern verbunden.

Das politische Milieu der Prager Arbeiterschaft ist Gegenstand des fünften Kapitels, das, wie zu vermuten, mehr als die anderen unter dem Zwang steht, die von der kommunistischen Scholastik (wie auch ihren Kritikern) verzerrten Verhältnisse wieder zurechtzurücken. Zentraler Punkt ist die Analyse der Milieus der beiden großen Arbeiterparteien, der sozialdemokratischen und der kommunistischen, die in allen Wahlen im Untersuchungszeitraum die Masse der Prager Arbeiterinnen und Arbeiter hinter sich brachten. Leitend ist die Frage, aus welchen industriellen, materiellen und sozialen Strukturen (Branche, Betriebsgröße, Lohngruppe, Wohnviertel u.a.) sich die Wähler beider Parteien rekrutierten. Die mit dem jeweiligen politischen Milieu verbundenen Organisationen (Gewerkschaften, Genossenschaften, Bildungs- und karitative Einrichtungen, Vereine, Sportverbände etc.), Struktur und Entwicklung der Führungsgruppen beider Parteien in Prag und die Integration der Jugend in das jeweilige politische Milieu sind weitere Untersuchungsfelder. Besonders aufschlussreich für das sozialdemokratische Milieu ist eine Analyse der politischen Ikonographie, deren sich die Partei bei ihrer Selbstdar-

stellung bediente. Abschließend, im sechsten Kapitel, untersucht Holubec unter dem Titel „Schulwesen und Arbeitermilieu“ Bildungschancen und Bildungserwerb von Arbeiterkindern in Abhängigkeit von sozialen und soziokulturellen Bedingungsfaktoren, wobei die Genauigkeit der Aussagen von einer akribischen Untersuchung des Zusammenhangs von schulischem Misserfolg und sozialer Lage im Prager Stadtteil Košíře profitiert, die die Soziologin Nečasová (s.o.) gegen Ende der 1920er Jahre durchgeführt hat. Ein großer Teil des sechsten Kapitels befasst sich mit den Ausbildungsverhältnissen der Lehrlinge.

Die Untersuchung wird allen Ansprüchen moderner Sozialgeschichtsschreibung gerecht; sie wirft aber auch Fragen auf.

Für die Schlüssigkeit der Argumentation von Holubec ist es ungünstig, dass die Arbeitswelt in seiner Untersuchung nicht vorkommt, sieht man von einigen verstreuten Bemerkungen ab. Ungünstig deshalb, weil die Kultur der Arbeiterklasse in hohem Maße arbeitsbezogen und in eben dieser Form verhaltensprägend war. Die Beharrungskraft dieser arbeitsbezogenen Kultur variierte von Land zu Land. Noch in der Zwischenkriegszeit gab jedoch beispielsweise das Streikverhalten tschechischer Arbeiter am genauesten darüber Auskunft, welche gesellschaftliche Ordnung sie für akzeptabel hielten. Eine von der Arbeitswelt abgetrennte Analyse des politischen Verhaltens der Arbeiterschaft lässt daher manche Fragen offen. Die Einbeziehung der Arbeitswelt und damit des Konflikts zwischen Arbeit und Kapital wäre auch deshalb aufschlussreich gewesen, weil zu vermuten ist, dass gerade die überwiegend kleingewerbliche Struktur Prags arbeitsbezogene Kultur konservierte. Ein Anhaltspunkt dafür ist das Wirtshausmilieu, das, wenn wir Holubec folgen, Arbeit, Geselligkeit, Vereinsleben und Politik integrierte – ein soziokultureller Zusammenhang, der in anderen europäischen Großstädten, etwa in London, längst aufgebrochen worden war. Holubec beschreibt den Wandel des Arbeitermilieus anhand des Vordringens der „Massenkultur“. Eine breitere Perspektive würde sich vielleicht eröffnen, wenn dieser Wandel mit dem gesellschaftlichen Entwicklungsmuster zunehmender funktionaler Differenzierung von Wertsphären und ihrer Verselbständigung in

autonomen Subsystemen verknüpft würde. Damit wiederum ließen sich zwei zentrale Kategorien der Untersuchung von Holubec sinnvoll verbinden, nämlich „Milieu“ und „Habitus“: Beide lagen – weil sie Wertsphären nicht differenzier-

ten, sondern verschiedene kulturelle Praktiken in einer Wertsphäre integrierten – eher quer zum dominierenden Entwicklungstrend des sozialen Systems.

Peter Henzmas, Moosburg

IGOR LUKES: *On the Edge of the Cold War. American Diplomats and Spies in Postwar Prague*. New York, NY: Oxford University Press, 2012. XII, 279 S., Abb. ISBN: 978-0-19-516679-8.

Lukes, der als Historiker tschechischer Herkunft an der renommierten Boston University lehrt und sich bereits mit anderen Werken einen guten Ruf erworben hat (siehe vor allem IGOR LUKES *Czechoslovakia between Stalin and Hitler. The Diplomacy of Edvard Beneš in the 1930s*. New York, Oxford 1996), wendet sich mit diesem Buch der Entwicklung der ČSR nach dem Zweiten Weltkrieg zu und schöpft dabei aus einer Fülle guter Quellen: amerikanischen und tschechischen Archivdokumenten sowie vielen Interviews mit damaligen Akteuren. Den thematischen Rahmen bildet der Umstand, dass die ČSR in den ersten Nachkriegsjahren das einzige Land innerhalb des sowjetischen Machtbereichs war, in dem nicht die Rote Armee, sondern einheimische Kräfte politisch agierten und man sich zur westlichen Demokratie bekannte. In der Sicht Washingtons war sie daher der Testfall für die Möglichkeit einer kooperativen Koexistenz mit der UdSSR, welche die Anti-Hitler-Koalition der Kriegszeit fortsetzen würde. In den Mittelpunkt der Darstellung rückt die Tätigkeit des amerikanischen Botschafters Steinhardt und seiner Diplomaten sowie des US-Geheimdiensts. Das Urteil lautet, dass es auch deren – vielfach geradezu unglaubliche – Versäumnisse und Fehlleistungen waren, die es den Kommunisten ermöglichten, die Macht an sich zu reißen. Hätten sie die bestehenden Einwirkungsmöglichkeiten genutzt, statt das Feld den Feinden der Demokratie zu überlassen, wäre demnach die politische Entwicklung in der ČSR anders verlaufen.

Die Tatbestände, auf die sich Lukes stützt, sind gut, ja hervorragend recherchiert. An ihrer Richtigkeit kann kein Zweifel bestehen. Trotz-

dem ist das darauf beruhende Urteil fragwürdig. Das Bild des Geschehens, von dem ausgegangen wird, ist unvollständig, weil die Dokumente über das sowjetische Vorgehen außer Betracht bleiben. Damit fehlt der Handlungsstrang, der mehr als alles andere die Entwicklung in der ČSR bestimmt hat. Wie sehr dies der Fall war, wird nicht deutlich, wenn man nur die tschechischen Quellen in den Blick nimmt. Die UdSSR griff in der ČSR – anders als sonst in ihrem osteuropäischen Machtbereich – fast nie direkt ein, sondern setzte bei der Verfolgung ihrer Ziele im Land einheimische Kräfte ein. Stalin stützte sich in erster Linie auf Präsident Beneš, der schon in den dreißiger Jahren mit ihm begonnen hatte zu kooperieren und 1938 bei seiner Abreise aus Prag wegen der von den Westmächten erzwungenen Abtretung des Sudetenlandes sowjetische finanzielle Hilfe erhalten hatte (PAVEL SUDOPLATOV *Specoperacii. Lubjanka i Kreml, 1930–1950 gody*. Moskva 1998, S. 140–141, 367; V. V. MAR’INA *Čechoslovacko-sovetskie otnošenija v diplomatičeskich peregovorach 1939–1945 gg.*, in: *Novaja i novejšaja istorija* [2000], 4, S. 144–151, hier S. 146).

Als Chef der tschechoslowakischen Exilregierung in London bemühte sich Beneš nachdrücklich um politischen Rückhalt bei Stalin für seinen Plan der Vertreibung der Sudetendeutschen, der vor allem bei den Briten auf erhebliche Vorbehalte gestoßen war. Als Gegenleistung versprach er bedingungslose Unterordnung in allen außen- und sicherheitspolitischen sowie militärischen Fragen und war bereit, alle Forderungen der Kommunisten zu erfüllen. Dabei ging er von der illusionären Erwartung aus, dass Stalin und die kommunistische Partei, über deren Moskauer Lenkung er sich klar war, sein Entgegenkommen mit der Respektierung der demokratischen Ordnung honorieren würden. Damit überließ er faktisch dem Kreml die innenpolitischen Entscheidungen. Dieser wahrte zunächst die demokratische Fassade, um die Zielsetzung zu verschleiern.

Erst Anfang 1948 war der Punkt erreicht, an dem Stalin einen Putsch mit direkter sowjetischer Beteiligung für nötig hielt. (Näheres bei GERHARD WETTIG Beneš, Stalin, die Vertreibung der Deutschen und die Sowjetisierung der Tschechoslowakei, in: Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung [2013], S. 57–89.)

Vor diesem Hintergrund war der geradezu „metaphysische Glaube an Beneš“, den Lukes bei den Amerikanern allseits feststellt, ebenso fehl am Platze wie die zunächst generelle Neigung in Washington zur Nachgiebigkeit gegenüber der UdSSR, deren Kooperationswilligkeit in der Nachkriegszeit man auf diese Weise gewährleisten wollte. Aber auch wenn die USA die Lage in der ČSR realistisch eingeschätzt hätten, wären sie kaum in der Lage gewesen, die mit dem Segen des überall als Führer des Landes anerkannten Präsidenten eingeleitete Entwicklung zu stoppen und umzukehren, zumindest nicht, nachdem Eisenhower auf sowjetisches Ersuchen hin seine Truppen an der – wie Lukes deutlich macht: mühe-los möglichen – Eroberung der Hauptstadt Prag und weiter Teile des östlichen Böhmens gehindert hatte. Aufgrund dieses Verzichts konnte die UdSSR am Zentrum der staatlichen Macht gewährleisten, dass niemand den Kommunisten bei der Schaffung der Machtstrukturen entgegentrat, welche die demokratische Ordnung unterminierten. Lukes hat in diesem Zusammenhang herausgefunden, dass, was man bisher nicht wusste, sich Beneš daran ungewollt beteiligte. Nachdem er, wie schon aufgrund neuerer Untersuchungen klar war, unnötigerweise den Weg nach Prag über Moskau genommen, auf jede Begleitung seiner Leute verzichtet und in der slowakischen Stadt Košice die ihm vorgelegte Regierungserklärung unterzeichnet hatte, nahm er nicht nur die totale geheimdienstliche Isolierung von der Außenwelt widerstandslos hin, sondern folgte auch der Weisung aus dem Kreml, die Weiterreise nach Prag länger zu unterbrechen. Dies und die Schwierigkeiten, welche die UdSSR als die in der Hauptstadt bestimmende Macht den Mitgliedern seiner Exilregierung bei der Rückkehr bereitete, sorgten dafür, dass die Kommunisten reichlich Zeit erhielten, um die Dinge in ihrem Sinne festzuzurufen.

Auch in anderer Hinsicht bringt das Buch

Fakten, die den von sowjetischer Seite eingeleiteten Kurs der Transformation zur kommunistischen Parteidiktatur beleuchten. Das betrifft etwa die – von der amerikanischen Botschaft mit Erstaunen notierte – Nationalisierung der größeren Industriebetriebe, des Bankwesens, der Energiewirtschaft, des Bergbaus usw. – insgesamt ein Schritt, der die Wirtschaft und den Arbeitsmarkt zu mehr als zwei Dritteln in die Hand linker, zumeist kommunistischer Funktionäre brachte und auch die davon nicht erfassten Betriebe in Abhängigkeit versetzte. Dadurch verloren nicht nur das Großbürgertum, sondern auch weite Teile der städtischen Mittelschichten ihre materielle Grundlage. Die gleiche Ausrichtung bestimmte auch die Durchführung der Währungsreform. Diese Maßnahmen gehörten zu dem Transformationsprogramm, das der Kreml, vom Sonderfall Österreich abgesehen, für alle von der Roten Armee eroberten Gebiete vorgesehen hatte, die also auch in den Ländern durchgeführt wurden, in denen die sowjetischen Militärbehörden und Geheimdienste die Macht unmittelbar ausübten.

Erleichtert wurden die auf Systemwandel abzielenden Aktivitäten durch die heftige antideutsche Stimmung im Lande. Die Furcht vor einer Wiederholung der Erfahrungen mit dem NS-Regime wurde von den Kommunisten erfolgreich für ihre Zwecke instrumentalisiert. Die – sofort eingeleitete – Vertreibung der Sudetendeutschen rief allgemeine Zustimmung hervor, weil man mit den Angehörigen des Volkes der NS-Verbrecher nicht weiter in einem Staat zusammen leben wollte. Die damit verbundene Konfiskation des Eigentums der „Ausgesiedelten“ verschaffte den kommunistischen Funktionären Macht, die ihnen sowohl eine starke materielle Basis als auch die Möglichkeit einbrachte, Klienten für deren Gefolgschaft zu belohnen. Unpopuläre Maßnahmen wurden mit dem Argument gerechtfertigt, dass sie zur Abwehr der – nach wie vor als bestehend angesehenen – deutschen Gefahr unerlässlich seien. Während die sowjetische Seite in den von ihr besetzten Gebieten den nicht seltenen Ausschreitungen gegenüber den Sudetendeutschen positiv gegenüberstand, geboten ihnen die Amerikaner in den Westgebieten der ČSR zumindest keinen Einhalt. Botschafter Steinhardt, der die Vertreibungen für

richtig hielt, stritt in seinen Berichten nach Washington die verschiedentlich an den Deutschen verübten Massaker ab oder suchte sie doch zu verharmlosen. Zudem verhinderte er die Weiterleitung eines Berichts darüber, den ein amerikanischer Offizier als Augenzeuge verfasst hatte.

Wenn man die überaus wichtigen und interessanten Forschungsergebnisse von Lukes durch die Erkenntnisse von anderer Seite über die Rolle von Beneš ergänzt, ergibt sich ein umfassendes Gesamtbild der politischen Entwicklung in der ČSR von 1945 bis 1948. Diese wurde von dem Präsidenten in dem Sinne entscheidend bestimmt, dass er Stalin und dessen Kommunisten mit seinem erfolgreichen Bemühen um Präsenz der Roten Armee und mit seiner Autorität im In- und Ausland die Möglichkeit verschaffte, Herrschaft und System der UdSSR in der ČSR zu etablieren. Wie Lukes darlegt, täuschte er sich, als er glaubte, die Dinge in der Hand zu haben: Er saß allein auf dem Prager Hradschin und stieß zwar, wenn er Reden im Land hielt, auf begeisterte Zu-

stimmung, hatte aber kaum Einfluss auf die Tätigkeit der Parteien. Die Kommunisten gebärdeten sich namentlich seit Erringung der relativen Mehrheit bei den Wahlen von 1946 zunehmend selbstherrlich und drängten die anderen Parteien immer mehr beiseite. Als diese im Herbst 1947 von Beneš Hilfe erwarteten angesichts von Rechtsbrüchen, die auf ihre Ausschaltung abzielten, blieb der Präsidenten untätig und war auch während des Putsches im Februar 1948 nicht zum Handeln bereit. Schließlich sah er sich nach einem sowjetischen Erpressungsmanöver zum Rücktritt genötigt (PAVEL SUDOPLATOV *Specoperacii*, S. 383–385, 476). Das Ergebnis der Kollaboration mit der UdSSR war daher neben der gewünschten Vertreibung der Sudetendeutschen nicht nur die völlige außen- und sicherheitspolitische sowie militärische Unterordnung der ČSR unter den Willen des Kremls, sondern auch die uneingeschränkte Sowjetisierung des Landes, die Beneš nicht gewollt, aber herbeigeführt hatte.

Gerhard Wettig, Kommen

SEBASTIAN LEHMANN / ROBERT BOHN / UWE DANKER (Hrsg.): Reichskommissariat Ostland. Tatort und Erinnerungsobjekt. Paderborn [usw.]: Schöningh, 2012. 371 S., Abb., Ktn., Graph., Tab. = Zeitalter der Weltkriege, 8. ISBN: 978-3-506-77188-9.

Bei dem zu besprechenden Sammelband handelt es sich um ein Werk des Instituts für schleswig-holsteinische Zeit- und Regionalgeschichte der Universität Flensburg (IZRG) und des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes. Er geht zurück auf eine Tagung vom Mai 2009 zum Reichskommissariat Ostland (RKO), an der auch das Deutsche Historische Institut Warschau beteiligt war, und enthält die zum Teil wesentlich erweiterten Vorträge. Die Tagung hatte sich zum Ziel gesetzt, neue Forschungen zur Geschichte wie Nachgeschichte des deutsch besetzten Baltikums zu präsentieren und bestehende Forschungsdesiderata aufzuzeigen (S. 28). Der Untertitel des Sammelbandes macht deutlich, dass es dabei um historische Ereignisse und deren Nachleben geht.

SEBASTIAN LEHMANN vom IZRG erläutert in seiner Einleitung, dass sich das Flensburger Insti-

tut mit dem RKO intensiv beschäftigt, weil zahlreiche Schleswig-Holsteiner unter dem deutschen Besatzungspersonal im Baltikum und in Weißrussland aufzufinden sind, und zwar vom Reichskommissar Hinrich Lohse, der die Leserin und den Leser bereits auf dem Titelbild in betonter „Macherpose“ empfängt, bis hinunter zu lokalen Verwaltungsstellen. Lehmann stellt alle Beiträge kurz vor, ohne eine Synthese der gesammelten Beiträge zu schaffen. Dabei unterlaufen ihm kleinere Fehler, etwa in der Reihenfolge der Vorträge oder bei deren inhaltlichen Gewichtung.

WOLFGANG BENZ liefert mit seiner Darstellung der Shoah im Baltikum gleichsam eine zweite Einleitung, diesmal jedoch nicht referenten-, sondern forschungsorientiert. Er schildert die verschiedenen Mordwellen und konzentriert sich auf die Besatzer wie auf die einheimische Bevölkerung in ihrem Verhältnis zu den Besatzern bei der Ermordung der Juden. Und nun folgen 16 Beiträge deutscher wie internationaler Forscher, darunter mit Anastasia Antipova nur einer Wissenschaftlerin! Da es weder sinnvoll noch möglich ist, alle Aufsätze des Sammelbandes extensiv vorzustellen, werden im Folgenden Generalia

thematisiert und einzelne Aufsätze etwas näher beleuchtet.

Der erste Block mit neun Beiträgen beschäftigt sich mit den vergangenen Ereignissen und Strukturen im RKO. Hierzu gehören Aufsätze zur deutschen Herrschaftsorganisation – so von ERNST PIPER zum Reichsministerium für die besetzten Ostgebiete, von MATTHEW KOTT zur Waffen-SS und ARMIN NOLZEN zur Landesleitung Ostland der NSDAP. Daneben wird die Verfolgung von Juden und anderen Bevölkerungsgruppen thematisiert, und zwar von ANDREJ ANGRICK und MARTIN DEAN (letzterer hinsichtlich der Gettos im Generalkommissariat Weißruthenien). Einzelne Politikfelder behandeln MALTE GASCHÉ mit der Prähistorie und ANASTASIA ANTIPOVA mit der Sprachenpolitik im GK Weißruthenien. Zudem beschäftigen sich TILMAN PLATH mit der vielschichtigen ethnischen Situation im lettischen Latgale und SVEN JÜNGERKES mit Konflikten innerhalb der deutschen Besatzungsverwaltung unter dem Aspekt eines lernfähigen Verwaltungssystems. Besonders gelungen sind die Aufsätze von TILMAN PLATH, der es schafft, die mitunter ähnlichen Ziele der lettischen und deutschen Politik gegenüber der autochthonen slawischen Bevölkerung aufzuzeigen, sowie ANASTASIA ANTIPOVAS Schilderung der Sprachenpolitik, die nicht nur eine für den Laien mitunter erstaunliche Flexibilität offenbart, sondern auch das nationale Bewusstsein der Weißrussen auf der Basis eines ideologischen Konzepts deutscher Prägung förderte. MATTHEW KOTT wiederum zeigt eindringlich den ideologischen Hintergrund der Rekrutierungen für die Waffen-SS im RKO. Leider krankt dieser Text an einer nicht immer gelungenen Übersetzung. ARMIN NOLZEN räumt mit der Mär auf, dass die deutsche Besatzungsverwaltung eine Ansammlung inkompetenter NSDAP-Funktionäre gewesen sei. Vielmehr handelte es sich durchaus um eine deutsche Normalverwaltung (S. 169).

Den zweiten Block bilden sieben Beiträge, die sich der Nachgeschichte widmen. Hierbei wird die juristische Aufarbeitung durch UWE DANKER hinsichtlich Hinrich Lohses, durch MATS DELAND für Schweden und durch ROBERT BOHN für die Bundesrepublik Deutschland in

den Blick genommen. JÖRG HACKMANN und KLAUS BÄSTLEIN widmen sich der Historiografie des RKO und der Shoah, bevor abschließend JOACHIM TAUBER (Litauen) und OLAF MERTELSMANN (Estland) die Vergangenheitsdiskurse einzelner Länder vorstellen. Jörg Hackmann gelingt es, die Prägung des geschichtswissenschaftlichen Blicks auf das RKO durch frühe autobiografische Berichte maßgeblicher beteiligter Deutscher über die Besatzungspolitik aufzuzeigen, die erst in den 1990er Jahren wirklich durchbrochen wurde. Joachim Tauber und Olaf Mertelsmann können Leserinnen und Lesern, die mit den Vergangenheitsdiskursen in den baltischen Staaten nicht vertraut sind, die Situation in Litauen und Estland erläutern und dabei die sich berührenden und mitunter kreuzenden Schichten der baltischen Auseinandersetzung mit der deutschen und sowjetischen Besatzungszeit offenlegen. Joachim Tauber beschreibt anschaulich die unterschiedlichen Prägungen dieser Auseinandersetzung, je nachdem, ob sie durch Exilanten erfolgte, in der sowjetischen Zeit geschah oder nach der wiedergewonnenen Unabhängigkeit Litauens. Olaf Mertelsmann wiederum veranschaulicht, warum in der estnischen Bevölkerung die deutsche Besetzung in der Regel als das kleinere Übel gegenüber der sowjetischen angesehen wird.

Wie bei jedem Sammelband zeigen sich erhebliche qualitative Unterschiede zwischen den einzelnen Aufsätzen. Überraschend ist etwa, dass WOLFGANG BENZ bei seiner Betrachtung der Shoah jüdische Quellen beinahe ignoriert und jüdische Reaktionen wie Handlungsweisen randständig präsentiert, obgleich die Quellenlage für das Baltikum leicht etwas anderes ermöglicht und die gegenwärtige Forschung Juden als Subjekte ihrer Geschichte ernst nimmt, womit eine andere Betrachtungsweise nahe gelegen hätte. Anders stellen sich die Probleme bei MARTIN DEAN dar, der die Bildung und Liquidierung der Gettos im GK Weißruthenien schildert, aber nur wenige Angaben zur Lebenswirklichkeit in denselben präsentieren kann. Hier liegen schlicht keine vergleichbar umfangreichen jüdischen Quellen wie beispielsweise für Litauen vor. Als Letztes sei noch auf KLAUS BÄSTLEINS Beschäftigung mit der Historiografie der Shoah am Beispiel des

RKO eingegangen. Sein Blick auf die zahlreichen Versäumnisse der deutschen Geschichtswissenschaft bei der Erforschung der Ermordung der Juden im Baltikum und in Weißrussland erinnert in Duktus und Impetus an die der 1980er-Jahre und ihre „Skandal“-Orientierung. Immerhin bietet er eine sehr gute Literaturübersicht zu diesem Themenfeld, doch kommt es zu zahlreichen Doppelungen mit Aussagen von Wolfgang Benz und Jörg Hackmann. An dieser Stelle wäre eine ‚eingreifendere‘ Herausgeberschaft vonnöten gewesen.

Überhaupt stellt sich die Frage der Gliederung des Sammelbandes: Für eine nicht spezialisierte Leserschaft wäre die historiografische Auseinandersetzung mit der Shoah auf dem Gebiet des RKO am Anfang sehr hilfreich gewesen. Denn diese ermöglicht klarer zu erkennen, vor welchem Forschungshintergrund die einzelnen Autoren arbeiten, und setzt einen notwendigen Rahmen, der beim jetzigen Zuschnitt erst zu spät in Erscheinung tritt. Statt mit dem „Gewesenen“, sollte mit dem „geschichtswissenschaftlichen Auseinandersetzen danach“ begonnen werden, zu dem auch die juristische/gerichtliche Beschäftigung mit Besatzungsverbrechen gehört.

So verdienstvoll die dargebotene Auseinandersetzung mit der deutschen Besatzungszeit in Litauen und Estland ist, so wichtig wäre Gleiches für Lettland und Weißrussland gewesen, insbesondere wenn es auf demselben hohen Niveau geschehen wäre. Selbstverständlich kann von einem Tagungsband keine enzyklopädische Vollständigkeit erwartet werden, doch erheischt eine Auseinandersetzung mit dem RKO die Darstellung der historiografischen und gesellschaftlichen Hintergründe in allen Regionen.

Zahlreiche Aufsätze bieten Abbildungen als illustrative Beigabe unter Benennung der Herkunft der Fotografien. Was meist fehlt, ist jedoch eine Auseinandersetzung mit den Fotos als Quel-

le. Von wem stammt die Aufnahme? Wann wurde sie gemacht, wo und zu welchem Zweck? Wo wurde sie zuerst veröffentlicht und in welchem Zusammenhang? Beispielsweise findet sich bei Malte Gasche eine Aufnahme von Prof. Dr. Carl Engel, der unter dem Foto als „Organisator der Vor- und Frühgeschichtsforschung im Reichskommissariat Ostland“ bezeichnet wird. Wir erfahren, dass es sich um einen Bildausschnitt handelt und das Herder-Institut Marburg Herkunftsort ist. Doch in welchem Jahr zeigt es Engel, auf welcher Ausgrabung ist er dort, mit wem? Wer war der Fotograf, für wen wurde das Bild angefertigt und wo wurde es erstmals publiziert? Diese Angaben böten Hinweise auf die Arbeit des Sonderstabs Vor- und Frühgeschichte des Einsatzstabes Reichsleiter Rosenberg (ERR) auf dem Gebiet der besetzten Sowjetunion. Aus erhaltenen Akten ist immerhin bekannt, dass Engel im November 1941 bei der Arbeitsgruppe (AG) Estland des ERR war. Im September 1942 findet er sich, als Mitarbeiter des Sonderstabes Wissenschaft geführt, bei der AG Weißruthenien und in Smolensk. Im Oktober 1942 ist er, nunmehr als Mitarbeiter des Sonderstabes Archäologie gelistet, wieder bei der AG Weißruthenien.

Hilfreich sind die beigegebene Karte des RKO mit Stand 1. Januar 1944 (S. 33), die abgebildete Verwaltungsgliederung im Zeitraum 1941/42 (S. 34) und das Personenregister. Leider fehlt – wie so oft – ein Sachregister. Insgesamt ist der Tagungsband trotz aller Kritik ein gelungenes Werk, das jeder und jedem über das RKO Forschenden ans Herz gelegt sei. Es werden für den Einstieg ein guter Überblick über die Literaturlage und die Möglichkeit für die historiografische Einordnung der eigenen Arbeit, ferner interessante Einblicke in manche Forschungsfelder sowie erste Eindrücke von den bestehenden Desiderata vermittelt.

Jens Hoppe, Frankfurt/Main

MARIE MRÁZKOVÁ: Deutsche Besatzungspolitik und litauische Gesellschaft 1941–1955. Litauische Reaktionen auf Holocaust und Mobilisierung. Praha: Matfyzpress, 2011. 114 S. = Territoria, 5. ISBN: 978-80-7378-156-9.

Litauen unter nationalsozialistischer Besatzung stand bisher nicht im Zentrum der Forschung, weder in Deutschland noch in Litauen selber; dies gilt besonders für die Reaktionen der litauischen Bevölkerung. Fallstudien zu diesem Thema verdienen daher besondere Aufmerksamkeit.

Bei Mrázková's Arbeit handelt es sich ganz offensichtlich um eine akademische Abschlussarbeit an der Universität Prag, die allerdings schon vor geraumer Zeit eingereicht wurde. Die Autorin unterteilt ihre Arbeit in zwei Abschnitte, von denen sich der erste mit den Reaktionen der katholischen Kirche, des „nationalen“ Widerstandes und der Kommunisten in Litauen auf die (Zwangs)Rekrutierung sowohl von Arbeitskräften aber auch von Polizei- und Militärkräften durch die nationalsozialistischen Besatzer beschäftigt. Im zweiten Kapitel widmet sie sich der Beteiligung von Litauern am Holocaust und der Haltung verschiedener sozialer Gruppen gegenüber den Juden und deren Vernichtung. Man muss vorwegnehmen, dass Mrázková allein im ersten Teil einen originären Forschungsbeitrag leistet und ausführlich litauische Quellen gesichtet hat. Der zweite Teil bietet lediglich eine Übersicht über die einschlägige Forschungsliteratur, die bis 2005 erschienen ist und nach zehn Jahren zumindest in Teilen als überholt gelten kann. Man kann Mrázková aber zugute halten, dass sie Litauisch liest und auch Forschung aus Litauen in ihre Analyse einfließen lässt.

Zum Holocaust und zu den litauischen Reaktionen stellt sie Folgendes fest: Ähnlich wie zuletzt Dieckmann argumentiert Mrázková, dass „spontane“ Pogrome an den litauischen Juden durch Einheimische in den ersten Wochen der Besatzung im Juni 1941 nicht stattgefunden haben, sondern, dass die Gewalttaten und Morde durch deutsche Stellen inszeniert und initiiert wurden, um von der eigenen Täterschaft abzulenken.

Auch verdeutlicht Mrázková, wie stark rechtsradikale und faschistische Gruppen wie Anhänger des „Eisernen Wolfs“ in jenen Polizeieinheiten und Verwaltungsstellen vertreten waren, die direkt an den Massenmorden beteiligt waren, denen schließlich über 180.000 Juden in Litauen zum Opfer fielen. Antisemitismus und politische Konkordanz mit dem Nationalsozialismus war somit auf der litauischen Täterseite durchaus ein starkes Motiv. Nicht zuletzt zeigt Mrázková, wie wenig Widerstand die offiziellen litauischen Stellen und anfänglich auch die katholische Kirche dem Judenmord entgegenbrachten.

Widerstand war deutlich stärker, wenn es um

die Mobilisierung der litauischen Bevölkerung ging. Die deutschen Besatzer sahen laut Mrázková in Litauen eine Kolonie, die es für den Krieg auszubeuten galt. Zunächst wurden Arbeiter für den „Reichsarbeitsdienst“ gesucht – auch um sie in Deutschland ideologisch zu schulen, wie Mrázková betont. Später erfolgte die Mobilisierung der „Ostarbeiter“. In beiden Fällen kann Mrázková nachweisen, dass hier die „Freiwilligen“ unter Zwang geworben wurden. Zunehmend verstanden es die Akteure der litauischen „Selbstverwaltung“, sich den deutschen Forderungen zu entziehen. Einige litauische „Generalräte“ weigerten sich, für die Mobilisierung zu werben oder sie durchzuführen, so dass die Aufstellung einer litauischen Einheit der Waffen-SS 1943 scheiterte.

Während diese Ereignisse bekannt sind, kann Mrázková vor allem die widerständige Haltung des Untergrundes bezüglich der Mobilisierung dokumentieren. Der Widerstand beruhte auf einem breiten gesellschaftlichem Konsens, der von den Sozialdemokraten bis hin zu den Nationalisten reichte und lediglich die Kommunisten ausschloss. Letztere konnten aufgrund der stalinistischen Verbrechen im Jahr 1940 wenig Anhänger finden. Es gab eine recht enge Verflechtung von Mitarbeitern der litauischen „Selbstverwaltung“ unter „Generalrat“ Kubiliūnas und dem Widerstand. Die anti-deutsche Presse entwickelte eine rege Aktivität, über 30 Flugschriften wurden bisher gezählt. Auch hier dominierte thematisch die Kritik an der Mobilisierungspraxis. In den Texten wurde das deutsche Kolonialsystem angeprangert, in dem den Litauern die Rolle von „Sklaven“ zukomme, was Berichte von litauischen RAD-, „Freiwilligen“ und „Ostarbeitern“ im Reich nur bestätigen würden. Auch die „Selbstverwaltung“ wurde in einem wenig positiven Licht geschildert. Speziell wurde deren deutschfreundliche Haltung kritisiert und deren Beteiligung an der Mobilisierung, was den „Generalräten“ in einem Fall den Vergleich mit dem sowjetischen NKWD einbrachte. Konsens war auch hier der Antikommunismus. Gleichzeitig war laut Mrázková nach 1942 eine Strategie erkennbar, die deutschen Mobilisierungsanstrengungen zu boykottieren und die Kräfte für eine sich abzeichnende Auseinandersetzung mit den Sowjets

aufzusparen, die aufgrund der deutschen Schwäche unvermeidbar schien und schließlich in die breite Bewegung des Partisanenkampfes der Nachkriegszeit mündete.

Allein die Auswertung der Widerstandspresse macht die Arbeit lesenswert und ermöglicht ein aufschlussreiches Bild der litauischen Gesellschaft unter nationalsozialistischer Besatzung. Mrázková sucht keine Vergleiche zu den balti-

schen Nachbarstaaten, doch zeigen sich im Ergebnis starke Parallelen. Mrázková hat eine Arbeit vorgelegt, die in der Forschungshaltung als ausgewogen zu bezeichnen ist und durchaus als Lektüre zum Einstieg in die Thematik der litauischen Reaktionen zur nationalsozialistischen Besatzung dienen kann.

Björn M. Felder, Göttingen

ASTA VONDERAU: Leben im „neuen Europa“. Konsum, Lebensstile und Körpertechniken im Postsozialismus, Bielefeld: transcript, 2010. 235 S., 13 Abb. ISBN: 978-3-8376-1189-2.

Um es gleich vorweg zu sagen: das Buch ist gut zu lesen, lenkt den Blick auf viele sehr interessante Phänomene und kann insgesamt als gelungen bezeichnet werden, aber es weckt manchmal höhere Erwartungen, als es dann einzulösen vermag. Das beginnt bereits beim Titel und endet beim Klappentext. Wenn man „neues Europa“ und Postsozialismus liest, wäre zu erwarten, dass mehr als ein Land untersucht wird. Selbst aus dem Inhaltsverzeichnis geht nicht hervor, dass es tatsächlich nur und ausschließlich um Litauen geht. Ob die durchaus interessanten Beobachtungen und Schlussfolgerungen auch für andere postsozialistische Länder gelten dürfen, müsste erst noch verifiziert werden. Davon einfach auszugehen und die Ergebnisse auf das ganze „neue Europa“ (des ehemaligen Ostens) zu übertragen, halte ich für eine nicht ganz korrekte Deklaration des Inhalts.

Sieht man darüber hinweg und lässt sich ganz auf die litauische Gesellschaft ein, dann kann's losgehen: Eine erfrischend subjektive Einleitung und „Methodologische Überlegungen“ eröffnen das als Dissertation 2008 entstandene Buch. Mit vielen autobiographischen Details angereichert, führen sie in den Gegenstand (die litauische Elite), den Forschungsstand und die spezifischen Problematiken ein. So dient der Autorin beispielsweise ein Loch am Knie des eigenen Hosenanzugs als Aufhänger zur Erklärung der Tücken ethnologischen Forschens im relativ neuen Kontext von Machtfeldern (S. 40). Ein Foto der Autorin mit ihrem Mann, ursprünglich als

Hochglanzdoppelseite in der Frauenzeitschrift *Laima* (S. 52) abgedruckt, führt in die Schwierigkeiten des „Ich-war-da“-Ethnologen ein, und auch die litauische Herkunft der Autorin verleiht ihrer Forschung in der alten Heimat eine besondere Note.

Die Studie stützt sich auf Interviews, Beobachtungen der symbolischen Repräsentationen sowie Analysen medialer Diskurse und arbeitet mit der Methode des „studying through“, das heißt, es geht der Autorin besonders darum, „den Wandel der Herrschaftsformen sowie der Relationen zwischen Individuen und Gesellschaft im spezifischen sozialen und historischen Kontext darzustellen“ (S. 39). Sehr anschaulich wird das auf einem Foto, das auch den Einband des Buches schmückt: Zu sehen ist die Mutation des *homo sovieticus* über den *homo lituanus* zum *homo europaeus*, visualisiert anhand eines Mannes in jeweils unterschiedlicher Haltung und Kleidung. Das Bild war anlässlich des Jahrestages des EU-Beitritts 2005 Titelblatt des Nachrichtenmagazins *Veidas*. Diese Transformation der körperlichen Erscheinung des Individuums und seiner materiellen Güter im Wechselspiel mit dem gesamtgesellschaftlichen Projekt sozialer Ordnung ist der Hauptgegenstand des Buches.

In zwei Hauptteilen geht die Autorin dann ins Detail.

Im ersten Kapitel untersucht sie die Transformation des Individuums, im zweiten die konkreten Erfolgsmodelle, ihre symbolischen Bedeutungen und kulturellen Praxen.

Bevor sie sich im ersten Teil dem unternehmerischen Individuum zuwendet, wirft die Autorin einen Blick auf den Konsum. Um den Wandel beschreiben zu können, erinnert sie zuerst an die sozialistischen Zeiten des Mangels, des

Schlangestehens, die Bedeutung von Tausch und Netzwerken. Durch ihr (Nicht-)Vorhandensein wurden die Dinge zu Akteuren. Mit dem Kollaps des Sowjetsystems gewann der Konsum einen ganz neuen Stellenwert, er wurde zum Distinktionsmerkmal. Vonderaus Hauptaussage ist, dass die Imagination vom guten Leben im Konsum sichtbar werde, Materialität gewinne. Leider bettet Vonderau ihre gut auf den Punkt gebrachten Beobachtungen zum Konsum dann in die etwas trivialen Feststellungen von der Gleichzeitigkeit verschiedener sozialer und ökonomischer Strukturen oder das Nebeneinander von politischem, ökonomischem und kulturellem Wandel.

Die Integration der Vergangenheit in die Gegenwart, die Umdeutung und Rekontextualisierung von – bereits im Sozialismus vorhandenen – Strategien und Verhaltensweisen sind das Erfolgsgeheimnis des unternehmerischen Individuums, die dann vor allem in äußeren Merkmalen zum Ausdruck kommen.

Die Zusammenführung von Konsum und Unternehmertum und ihre Materialisierung in verdinglichter Kultur sind Thema des dritten Unterkapitels. Es geht um die Beziehung zwischen Mensch und Ding, die fließende Grenze zwischen Sein und Haben. Hunger und Geschmack werden ganz wörtlich genommen: Riechen, Schmecken, Anfassen, die direkte Einverleibung bestimmen diese Zeit körperlicher Erkundigungen. Vonderau beschreibt sehr eindrucksvoll, wie ganz langsam aus Hunger schließlich (guter) Geschmack wird, wie pures Habenwollen sich zu bewusster Auswahl wandelt, wie sich das Kriterium Quantität in Qualität verschiebt und schließlich Geschmack als Klassifikationsprinzip wirksam wird.

Mediale Repräsentationen und die Selbst-Inszenierung rücken im zweiten Hauptteil in den

Vordergrund. Vonderau entwickelt eine Ikonologie des guten Lebens und analysiert die neue Zeichensprache. Auch hier ist wieder besonders eindrucksvoll, dass es nicht nur um Dinge wie Kleidung, Autos oder Schmuck und Accessoires geht, sondern um den eigenen Körper. Sie führt Beispiele von Erfolgreichen an, die ihre Wandlung zum neuen Menschen am eigenen Leib erfahren und z.B. ihre Abmagerungskur inklusive Schönheitsoperation ausführlich in den Medien inszenieren, um so ihren Erfolg zu materialisieren. Für den Körper gelten die gleichen Werte wie für Räume, Städte, Architekturen als da wären Transparenz, Ordnung und Sauberkeit, so dass körperliche „Unreinheiten“ die soziale Stellung verraten. Insbesondere der Frauenkörper ist von solchen z.T. rituellen Reinigungen betroffen. Vonderau kann in diesem Zusammenhang geschlechtsspezifische Rollen ausmachen, die bis zu der – vielleicht etwas zu starken – These führen, dass der Frauenkörper als Investitions- und Repräsentationsfläche für die Nation diene und Körperpflege als Pflicht gegenüber der Gesellschaft verstanden werden müsse.

Vonderaus Buch beleuchtet eine im klassisch politikwissenschaftlichen Kontext eher ungewöhnliche Seite postsozialistischer Transformation, denn die Analyse von „Konsumstrategien, Lebensstilen und Körpertechniken als Ausdrucksformen veränderter Vorstellungen von Erfolg und gutem Leben“ wie es im Klappentext heißt, kommt sonst eher selten in Werken zu dieser Thematik vor. Wenn die Übertragung auf andere postsozialistische Gesellschaften nun nicht nur postuliert, sondern ebenso vielfältig, unterhaltsam und gelungen ausgeführt würde, hätte Vonderau mit ihrer Studie ein gutes Beispiel gegeben.

Jana Bürgers, Offenburg

MAREN RÖGER: *Flucht, Vertreibung und Umsiedlung. Mediale Erinnerungen und Debatten in Deutschland und Polen seit 1989.* Marburg/Lahn: Verlag Herder-Institut, 2011. X, 377 S. = Studien zur Ostmitteleuropaforschung, 23. ISBN: 978-3-87969-371-9.

Die wissenschaftliche und publizistische Produk-

tion zum Thema Flucht, Vertreibung und Umsiedlung der Deutschen aus Mittel- und Osteuropa ist in ihrem Umfang mittlerweile kaum noch überschaubar. Deshalb hat sich in den letzten Jahren ein neues Forschungsinteresse etabliert: Es geht nun immer öfter um Erinnerungen, Diskurse und Debatten, mithin um eine Historisierung des Umgangs mit dem Thema Flucht, Ver-

treibung und Umsiedlung. In diesem Kontext steht auch die vorliegende Arbeit von Maren Röger, die 2010 an der Justus-Liebig-Universität Gießen als Dissertation angenommen wurde.

Röger befasst sich vergleichend mit den medialen Erinnerungen und Debatten in Deutschland und Polen seit 1989, wobei sie nicht nur die bevorzugt von Historikern untersuchten überregionalen Qualitätsprintmedien ins Visier nimmt, sondern auch Boulevardzeitungen und audiovisuelle Quellen, namentlich Dokumentar- und Spielfilme oder Fernseh-Talkshows. In dieser Ausweitung der Quellenbasis, die gerade für die jüngste Zeitgeschichte von höchster Bedeutung ist, aber noch zu selten praktiziert wird, ist ein erster Vorzug von Rögers Arbeit zu sehen. Methodisch konsequent arbeitet Röger daher auch mit einem Verständnis von Diskursanalyse, das nicht nur Texte, sondern auch Bilder einschließt.

Der Aufbau der Arbeit ist zunächst chronologisch: Die deutschen und polnischen Debatten werden nach einer kurzen Vorgeschichte bis 1989 dann für die 1990er und 2000er Jahre ausführlich vorgestellt und erörtert. In einem zweiten, systematisch gegliederten Teil der Arbeit richtet sich der Blick dann auf die Akteure der Debatten, die von Vertriebenenverbänden und Zeitzeugen über Historiker, Publizisten und Auslandskorrespondenten bis hin zu Leserbriefschreibern reichen. Daran schließt sich eine Analyse von Narrativen und Bildern zum Thema Flucht, Vertreibung und Umsiedlung an: Nemmersdorf, der Untergang der „Wilhelm Gustloff“ oder das Lager Łambinowice erfahren hier ebenso Berücksichtigung wie die Zahlenkämpfe um Opferangaben oder die Vergleiche mit dem Holocaust.

In dem breiten Spektrum der deutschen und polnischen Debatten, das Röger entfaltet, lässt sich ein roter Faden ausmachen: die Wirkmächtigkeit medialer Eigendynamiken, wozu an vorderster Stelle die Konkurrenz um die Aufmerksamkeit der Leser und Zuschauer gehört. So bot das Thema Flucht, Vertreibung und Umsiedlung zu Beginn der 2000er Jahre eine Reihe kommerzieller Vermarktungsmöglichkeiten, etwa durch die Produktion von Filmen mit Begleitbüchern und DVDs, von Themenheften und Zeitschriftenserien. Insbesondere das Wochenmagazin *Der*

Spiegel und die ZDF-Redaktion *Zeitgeschichte* unter der Leitung von Guido Knopp taten sich hier hervor. Die Aufmerksamkeit steigerte dabei in nicht unerheblichem Maße die bekannte, in der wissenschaftlichen Literatur aber längst überzeugend zurückgewiesene These von einem „Tabu“ des Themas Flucht, Vertreibung und Umsiedlung in der Bundesrepublik Deutschland, aber auch die „Betonung der Extremfälle“ (S. 309), etwa der winterlichen Flucht aus Ostpreußen über das zugefrorene Frische Haff. Eine prominente Rolle nahmen bei der medialen Aufbereitung des Themas Flucht, Vertreibung und Umsiedlung schließlich auch Zeitzeugen ein, die für Authentizität bürgen sollten, deren Selbststilisierungen oder gar deren „potentielle Mitläufer- und Mittäterschaft“ (S. 163) aber kaum hinterfragt wurden.

Mögen solche Einsichten Medienprofis kaum überraschen, so sind sie doch in der kulturwissenschaftlichen Erinnerungsforschung bislang nicht systematisch thematisiert worden, wie Röger betont. Offenkundig entfaltet die Analyse von Deutungen und Diskursen einen größeren Reiz als die Analyse von Marktmechanismen. Gerade in der zeitweise stark emotional aufgeladenen Debatte um Flucht, Vertreibung und Umsiedlung – wobei es um nichts weniger als die historische „Wahrheit“ oder den „richtigen“ Umgang mit der Vergangenheit zu gehen scheint – sorgt die Perspektive auf mediale Eigendynamiken für erfrischende Nüchternheit. Hier liegt der zweite wesentliche Vorzug von Rögers Arbeit.

Entwickelt wird die geschilderte Perspektive allerdings vornehmlich in Bezug auf die deutschen Medien. Überhaupt fällt der deutsche Teil des Vergleichs bei Weitem ausführlicher und thesenfreudiger aus. Das ist umso bedauerlicher, da die vielfältigen Veränderungen, Ambivalenzen, aber auch Innovationen in der polnischen Medienlandschaft im Gefolge der Systemtransformation nach 1989 noch wenig aufgearbeitet worden sind. Kritisch anzumerken ist schließlich, dass durch die umfangreiche Darstellung der deutschen und polnischen Debatten und die große Zahl der analysierten Bilder und Narrative nicht genügend Raum für vertiefte inhaltliche Betrachtungen bleibt, so dass ein Leser, der mit dem Thema Flucht, Vertreibung und Umsiedlung bereits etwas vertraut ist, hier mitunter nur

wenig Neues erfährt.

Vielleicht ist die Arbeit Maren Röggers daher am besten als konziser, nicht zuletzt für die akademische Lehre sehr gut geeigneter Überblick zum Umgang mit einer umstrittenen Vergangen-

heit zu lesen, der gleichwohl mit der Erschließung neuer Quellengattungen und der Perspektive auf mediale Eigendynamiken weiterführende Anregungen für die Fachwissenschaft bereithält.

Stephanie Zloch, Braunschweig

Allgemeine Rezensionen

Nach Perioden, Ländern, Themen

LORINA P. REPINA (otv. red.): V teni velikich. Obrazy i sud'by. Sbornik naučnych statej. S.-Peterburg: Aleteja, 2010. 399 S. = Čelovek vtorogo plana v istorii. ISBN: 978-5-91419-354-3.

Im Schatten der Großen: Beispiele und Schicksale – unter diesem Titel veröffentlicht die russländische Gesellschaft für Geistesgeschichte unter der Leitung von Lorina Repina die Resultate eines fünfjährigen Projektes über Menschen, die in ihrem Leben ‚nur‘ zweitrangig waren, aber von dieser Position aus Entscheidendes bewirkt haben. Mit Absicht wurden nicht die Biographien der „Großen“ rekonstruiert, sondern es geht um diejenigen, die bisher noch nicht im Scheinwerferlicht der Geschichte standen. Der Sammelband enthält 27 Aufsätze über die Hintermänner und ‚Strippenzieher‘ aus ganz verschiedenen Epochen. Vorgestellt werden hauptsächlich Russen, Engländer und Deutsche, aber auch Mark Agrippa sowie der Apostel Bartholomäus. Zeitlich reicht der Band von der Antike bis in die Gegenwart. Alle Texte wurden acht Themenbereichen zugeordnet, welche die verschiedenen Facetten des personengeschichtlichen Ansatzes aufzeigen.

Der erste Block *Theoretische Aspekte der persönlichen Geschichte* erklärt die Grundgedanken, welche die Autoren beim Schreiben ihrer Beiträge und die Herausgeberin bei der redaktionellen Betreuung geleitet haben. Ausgewählt hat sie Lebensgeschichten, welche drei Kriterien erfüllen: Erstens durften die Protagonisten nicht zur Masse der ‚drittrangigen‘, ‚unbedeutenden‘ Menschen gehören, sondern mussten die Geschichte spürbar beeinflusst haben. Zweitens sollten sie ein Ego-Dokument hinterlassen haben und schließlich wurde vom Autor die Analyse der dargelegten Fakten verlangt. Die ersten beiden Kriterien sind miteinander verbunden, ermöglichen doch gerade

Informationen aus erster Hand eine so detaillierte Beschreibung einer Person, dass diese außergewöhnlich wirkt. Die Abgrenzung nach unten erscheint allerdings etwas elitär. Wie kann man wirklich beurteilen, ob ein Mensch etwas Entscheidendes geleistet hat?

Produktiver erscheint demgegenüber der Versuch, verschiedene Typen von zweitrangigen Menschen zu unterscheiden. Der zweite Block: *Warum nicht der Erste* zeigt, wieso drei Persönlichkeiten mit guten Voraussetzungen dennoch nicht zu Anführern wurden. Mark Agrippa brillierte in fast allen Gebieten, blieb aber dennoch ein treuer Helfer von Kaiser Augustus und versuchte nicht, diesen vom Thron zu verdrängen. Rostislav, der älteste Sohn von Jurij Dolgorukij, wechselte mehrmals das politische Lager, konnte sich dennoch nicht von seinem Vater emanzipieren. Das Beispiel des Apostel Bartholomäus schließlich zeigt, wie stark die Klassierung ‚zweitrangig‘ abhängig von der Überlieferungslage ist: Während die Bibel kaum Informationen über diesen Jünger Christi enthält, wirkte er in den Vorstellungen der zum Christentum bekehrten Völker so stark nach, dass über ihn besonders viele apokryphe Erzählungen entstanden.

Der dritte Bereich: *Graue Kardinäle* bzw. Eminenzen handelt von Thomas Cromwell, dem ersten Minister des englischen Königs Heinrich VIII. und Organisator der Klostersauflösungen sowie von Michail Katkov, der als Herausgeber der *Moskovskie Vedomosti* die Politik von Alexander III. maßgeblich beeinflusste. Repina erwähnt, dass die Rubrikbezeichnung *Graue Kardinäle* bereits in früheren Publikationen des Projektes verwendet wurde. Möglicherweise wurde sie dort auch näher erläutert, im vorliegenden Buch bleibt jedoch unklar, wodurch sich dieser Themenbereich vom folgenden: *Politik: zwischen Bühne und*

Kulissen unterscheidet.

Darin geht es um Sir Jeromy Bowes, den Gesandten von Königin Elizabeth I. am Hof von Ivan IV., um den Publizisten und späteren Staatsrat Michail Borodkin, der bei Alexander III. erfolgreich für die Einschränkung der finnischen Autonomie lobbiierte und um Konstantin Hierl, der als Staatssekretär der NDAP den Reichsarbeitsdienst aufgebaut hat. Sie alle spielten im ‚Theater‘ der Politik bloß eine untergeordnete Rolle, besaßen aber dennoch einen entscheidenden Einfluss auf den Verlauf des gespielten ‚Stücks‘. Etwas für sich steht ein Beitrag über die beschönigte Darstellung des Fürsten Golicyn in Tatiščevs Russländischer Geschichte.

Im fünften Block *Biografische Rekonstruktionen* nutzten die Autoren alle vorhandenen Quellen, um möglichst viel über drei bisher wenig bekannte Persönlichkeiten zu erfahren: Asandros, den letzten König des bosporanischen Reiches (gest. 16 v. Chr.), Filip Popović, einen Patrizier aus Pskov, der als Reaktion auf die Eingliederung seiner Heimatstadt 1510 als Mönch in ein Kloster eintrat, und Henry Tilson, der in Irland als Vertreter des englischen Königs wirkte und 1641 bei einem Aufstand der Iren fast sein ganzes Vermögen verlor. Die Autorin dieses Beitrages wählt mit dem Satz: „Henry Tilson lernte ich vor acht Jahren kennen“, einen ungewöhnlichen Einstieg, zeigt damit aber auch, welche persönliche, beinahe intime Beziehung zwischen Protagonist und Biograf entstehen kann.

Die Beziehung zwischen Mann und Frau wird im sechsten Teil *Frauenschicksal in der „männlichen“ Geschichte* anhand zweier Beispiele näher analysiert. Bei der Adligen Sofija Svecina wirkte der Jesuit Joseph de Maistre als starker Pol, dem es gelang, die Russisch-Orthodoxe Adlige von der ‚Wahrheit‘ des Katholizismus zu überzeugen und schließlich zur Konversion zu bewegen. Umgekehrt verdankt John Stuart Mill laut eigenen Aussagen alle seine wichtigen Ideen seiner Frau Harriet Taylor Mill. Diesen Umstand taten jedoch die meisten bisherigen Biografen als falsche Bescheidenheit ab; einige sahen darin aber auch ein Beispiel für den Verdienst, der Frauen an der geistigen Produktion ihrer Ehemänner eigentlich zusteht.

Der siebte Teil *Kollektive Helden* weicht vom

üblichen Verständnis von Biografie als der Lebensgeschichte einer einzelnen Person ab und thematisiert drei Gruppen von Menschen, die durch ihr Handeln im Kollektiv zu Akteuren der Geschichte wurden. Dazu gehörten einerseits die Bürger von Florenz zu Beginn des 15. Jahrhunderts, die sich umso mehr mit ihrer Stadt zu identifizieren schienen, je stärker sie politischen Einfluss verloren. Andererseits geht es um Informanten aus den schottischen Highlands, welche der englischen Regierung Hinweise auf (angebliche) jakobitische Verschwörungen zuspielten. Schließlich sind da die russischen Polittechnologen der 1990er Jahre, die als skrupellose Pragmatiker die Politiker der neuen Ära berieten und damit die Vertrauenskrise in die russische Politik mitschufen.

Im achten Block *Historiker der zweiten Ebene* handelt es sich nur bei Rudolf Kötschke und Sergej Utechin tatsächlich um Historiker. Ersterer leistete einen wesentlichen Beitrag zur Siedlungs- und Landesgeschichte des deutschen Ostens, ohne aber dabei das nationalsozialistische Konzept des Lebensraums in Frage zu stellen. Letzterer gelangte als Ostarbeiter in den Westen, blieb hier und wurde Professor in England und den USA. Als Geschichtsphilosoph verteidigte er überzeugt die Ideen des westlichen Rationalismus gegen die Angriffe der Postmoderne. Der Russe N. Jančevskij verstand sich als Schriftsteller und nutzte die Symbolik des «silbernen Zeitalters» um nach 1917 Bilder für die Revolutionsideen zu schaffen – was ihn aber 1937 nicht vor der Erschießung bewahrte.

Der Historiker des Don-Gebietes Aleksandr Rigelmann wurde dem letzten Block *Helden von lokaler Bedeutung* zugeordnet, weil er sich als Festungsbauingenieur während der türkischen Kriege in 1730er bis 1780er Jahren militärische Meriten erwarb. Aleksandr Popov scheint sich seine Bezeichnung als Held durch seine unermüdliche Tätigkeit als Historiker und Geograf des Dongebietes verdient zu haben. Der Anführer der 11. Reiterarmee im russischen Bürgerkrieg, Dmitrij Šloba, trug offiziell den Titel eines Helden und wurde von seinen Soldaten aufrichtig verehrt. Als er wegen einer Auseinandersetzung strafversetzt wurde, meuterten seine Soldaten treu. Nach dem Krieg leitete er verschiedene Kollektivierungspro-

jekte, wurde aber trotz seiner Treue zur Partei im Terrorjahr 1937 erschossen.

Das Konzept des Mittelmannes eröffnet einen neuen Zugang zu bereits erforschten und noch unbekannten Persönlichkeiten. Gleichzeitig stellt die Zuordnung zu acht verschiedenen Arten der Zweitrangigkeit hohe Anforderungen an den Le-

ser. Stets werden neuen Themen und Epochen vorgestellt, was die Lektüre wohl kurzweilig macht, aber auch dazu führt, dass das historische Umfeld der vorgestellten Personen nur ansatzweise erschlossen wird.

Eva Maeder, Winterthur

Istorija: dar i dolg. Jubilejnyj sbornik v čest' Aleksandra Vasil'eviča Nazarenko. Otv. red. N. N. Lisovoj. Moskva: Abyško, 2010. 351 S. ISBN: 978-5-903525-46-1.

This collection of studies in honour of the eminent Russian historian A. V. Nazarenko includes a bibliography listing 246 of the honorand's works (including reviews) published between 1978 and 2009. This list sets on record, alongside his original compositions, the valuable ancillary services he has rendered to scholarship by, for example, editing a reprint of Metropolitan Makarii's *Istorija Russkoi tserkvi* and translating into Russian a revised edition of G. Podskalsky's *Christentum und theologische Literatur in der Kiever Rus' (988–1237)*. Paying tribute to these labours, the Festschrift offers twenty-three studies by twenty-two authors. Reflecting Professor Nazarenko's wide range of interests, they cover two main subject-areas: firstly, the history of pre-Mongol Rus, its relations with the societies to its north and west as well as with Byzantium, and the cultures of those societies, with some regard for Byzantium's classical Roman antecedents; secondly, various texts relating to the Russian orthodox church in the Muscovite and late imperial eras and, more generally, the literary and religious culture of Russian orthodoxy from imperial times up to the present day. Rather than summarising every single study, we shall try to give a sense of the volume's contents by surveying a cross-section.

The first subject-area registers the balance the honorand has struck in his writings. Professor Nazarenko's most profound contribution to scholarship has been his demonstration of the vitality and value of Rus' socio-economic contacts with the west from the ninth century onwards. Yet he fully recognises Rus' persistent special relationship with Byzantium, the metronome of its

worship, church discipline and doctrine. The number of contributions falling within this subject-area far exceeds that falling within the other one and, overall, does justice to the diversity of early Rus' constituent parts and connections. V. V. PETRUKHIN collates the *Povest' Vremennykh Let's* entry on the missionary activities of Constantine-Cyril and Methodius with archaeological finds suggestive of contacts between the Upper Dnieper region and Moravia in the ninth century. For the twelfth and thirteenth centuries, A. A. BELIAEV points out Romanesque features such as rectangular central apses and lengthy naves in churches in western Rus at, for example, Grodno and Polotsk. He infers that craftsmen from eastern Poland were at work there, probably inspiring imitations on the part of local masters. The pervasiveness of traders, operating in and circulating between the towns of pre-Mongol Rus, is the theme of a substantive study by V. B. PERKHAVKO. Novgorod's birch-bark letters offer uniquely full information about this and, judging from Novgorodian charters, by the fourteenth century organisations of privileged merchants were electing two of their number to represent them in the city's formal transactions. However, they had to contend with rich and powerful noble families entrenched in their 'estates' (*usad'by*), and Novgorod's traders scarcely constituted a self-sustaining urban patriciate of the type found in some West European cities. Similar caveats are sounded by P. V. LUKIN in his disquisition on the *mestiche Roustsi i Nemtse* mentioned in the Galich-Volynian Chronicle's account of an event that occurred in Vladimir-Volynsk in, probably, 1288. He polemicalizes with those scholars who have seen in them signs of Rus as well as ethnic German burghers enjoying the protection of the Magdeburg Law. He argues that the term *mestiche*, although apparently borrowed from Polish,

merely meant 'citizens', without connotations of a particular legal status. The mutability of trading patterns between Rus and the outside world receives lucid exposition from E. A. MEL'NIKOVA. Exhaustive examination of evidence for the so-called "Gothic hall" in Novgorod leads her to conclude that Gotlanders played little part in the early commerce between Rus and the Baltic. Gotlanders only assumed a leading role in the second half of the eleventh century, with an extensive and formally instituted commercial "hall" (*dvor*) bearing their name in Novgorod from c. 1100 onwards. Another facet of Rus' links with Scandinavia is illuminated by T. N. JACKSON. Her analysis of skaldic verses incorporated into a saga about St Olaf leaves little room for doubt either as to their composition by Olaf himself or as to their indication that authority over the region of Staraia Ladoga was handed over by Prince Iaroslav Vladimirovich to his Swedish-born bride, Ingigerd. The presence of Khazars on the Crimea and at Tmutarakan long after Prince Sviatoslav's destruction of their polity on the Lower Volga emerges from I. G. KONOVALOVA's study of the sources available to al-Idrisi and subsequent Arabic geographers. The far-reaching contacts of another neighbour of Rus are expounded by P. V. KUZENKOV, in the form of a translation of three chapters of Constantine VII's *Book of Ceremonies* and a brief commentary. Kuzenkov perceives the weight Byzantine diplomacy attached to the Baghdad caliph, the *amir* of Egypt, and also to peoples in the Caucasian region, but his observations would themselves have been the weightier for use of, for example, the contributions by B. Martin-Hisard, C. Zuckerman and others to *Byzance et ses voisins. Etudes sur certains passages du Livre des cérémonies, II, 15 et 46–48*, a "Dossier" published in *Travaux et Mémoires*, 13 (2000), pp. 353–672.

Important testimony to a very different kind of Byzantine interest in affairs in the Muslim world is provided by K. A. MAKSIMOVICH. He publishes an extract from the *Little Book* of Nikon of the Black Mountain concerning the descent of the "Holy Fire" on the church of the Holy Sepulchre every Easter, and the dread among Jerusalem's Christians lest failure of the "Holy Fire" to appear prompted a massacre at

the hands of the "the people ruling there", the Seljuk Turks at the time of writing (1087–1088). This betokens closer interest on the part of Byzantine churchmen in goings-on at Jerusalem than modern Byzantinists generally acknowledge. Additional nuggets of historical data, mined from brief notices in manuscripts of liturgical *menologia*, are brought to light by O. V. LOSEVA. For example, a *menologion* now in St Catherine's Monastery on Sinai commemorates various "holy martyrs" slain in an otherwise unrecorded episode of the 809–815 Byzantino-Bulgarian war. Slavic texts and translations from Greek are the subject of other contributions to this Festschrift. M. V. ROZHDESTVENSKAIA amplifies her earlier position on the similarity between imagery and themes in the apocryphal *Slovo na voskresenie Lazara* and in the *Lay of Igor*. The former text is, she concludes, datable to the turn of the twelfth and thirteenth centuries, roughly the composition date of the *Lay of Igor*; and it draws on "the same apocryphal sources [...]" and the same stock of scriptural quotations" as Kirill of Turov does in his writings (p. 256). Kirill and the town of Turov both loom large in another study of O. V. LOSEVA devoted to the interrelationship of the First and the Second Redactions of the *Prologue*. While noting that, for his own compositions, Kirill drew on a version of the Second Redaction incorporating an "instructive section", she stresses that other book-men contributed historical data about Turov to this "section", seemingly in or by the mid-1160s; Turov need not, however, have been the sole or principal place where the "instructive section" was compiled, given the attention its contents pay to north-east Rus, then under the dominion of Prince Andrei Bogoliubskii.

The second of the fore-mentioned subject-areas includes M. I. CHERNYSHEVA's exploration of the many layers of meaning in the full title of a fourteenth-century collection of normative texts, *Merilo Pravednoe* (*The Righteous Measure*): just rulership is the texts' common concern, and the words constituting the title play upon the diverse ethical, pastoral, regulatory and even mystical facets of the Christian leader's authority. E. V. BELIAKOVA reviews a series of texts composed for the purpose of justifying an autocephalous church in Russia; the earliest known, found in

manuscripts from the 1460s on, is the *Tale of the Serb and Bulgarian Patriarchates*. The *Tale* recounts their origins and describes the papal see as “apostolic” and “supreme” while criticising the Greeks’ craftiness and simony, albeit without making any explicit claim for Muscovite autonomy. Once Moscow had acquired its own patriarch, this text provided a basis for justifications of the new institution, written in the seventeenth century: they retain its positive epithets for the Roman papacy, while glossing over the breach with the Constantinopolitan patriarchate that had occurred in 1461. Relations between the eastern and western churches also feature in S. G. IAKOVENKO’s account of events leading up to the Union of Brest: he contrasts the readiness of eastern-rite bishops to subscribe with the resistance put up by the orthodox brotherhoods in towns, and by the peasants and the Cossacks. The place of the city of Constantinople in the spiritual life of late imperial Russia is illuminated by two studies. On the practical level, N. I. SUKHOVA considers how far the Russian Archaeological Institute in Constantinople succeeded in fostering cooperation between theologians, archaeologists and Byzantinists. She concludes that, for all its intellectual vitality, the Institute fell

short of its original aims, which had envisaged collaboration with Russian religious academies, the involvement of theologians and regular teaching programmes. In the literary sphere, the preoccupations of the mid-nineteenth-century Slavophile, F. I. Tiutchev, receive illumination from N. N. LISOVOI. He shows that the theme of three “covenanted capitals” (*zavetnye stolitsy*) in the poem *Russian geography* permeates Tiutchev’s other writings, too. Lisovoi lists thirty-three further instances of such musings upon Rome, Constantinople and Moscow as the preordained centres of true “Empire”. Lisovoi’s own attitude towards these ideas emerges clearly from his editorial introduction, as when he proposes to define “Empire” as “a form of politico-religious service of God” (p. 9).

The abundance of substantive studies about early Rus and the cultures impinging upon it attests the enterprise and scholarly scrupulousness of the honorand. At the same time, this Festschrift contains noteworthy documentation of the meaning of past glories and hopes of future glory to some writers in Russia in the early twenty-first century.

Jonathan Shepard, Oxford

PIERRE GONNEAU / ALEKSANDR LAVROV: Des Rhôs à la Russie. Histoire de l’Europe orientale (v. 730 – 1689). Paris: Presses Universitaires de France, 2012. 687 S. = Nouvelle Clio. L’histoire et ses problèmes. ISBN: 978-2-13-051816-7.

Eine wissenschaftliche Gesamtschau des vorpe-trinischen Osteuropa gab es in diesem Umfange bislang nicht. Mit den Pariser Historikern Pierre Gonneau und Aleksandr Lavrov haben sich zu diesem Zweck ein Mediävist und ein Frühneu-zeithistoriker zusammengetan, und entstanden ist daraus ein eindrucksvolles Werk, welches sich der enormen Belesenheit der Autoren verdankt. Es bestreicht den gesamten Zeitraum von den frühen Ostslaven bis zum Vorabend des Russländischen Reiches Peters des Großen. Der Untertitel „Histoire de l’Europe orientale“ erweckt den Eindruck, dass damit die Geschichte des gesamten Ostslaventums gemeint ist, doch liegt der

räumliche Schwerpunkt für das späte Mittelalter und die frühe Neuzeit eindeutig auf dem Moskauer Reich. Das Großfürstentum Litauen als Vorgängerstaat der heutigen Ukraine und Weißrusslands wird nur dort behandelt, wo es um die Formierung von Nachfolgestaaten nach dem Zerfall des Reichs von Kiev und um die kirchlichen Konflikte zwischen den Großfürstentümern Litauen und Moskau geht.

Das Werk gliedert sich in vier Teile. Am Anfang stehen eine Einleitung und eine systematisierte bibliographische Übersicht, welche Hilfsmittel und Quellen nahezu umfassend und die Forschungsliteratur in einer hinreichend repräsentativen Auswahl zusammenstellt (S. 3–68). Dieser einleitende Teil hat allerdings eher den Charakter eines Kompendiums, da der nachfolgende Text die Bibliographie nicht ausschöpft. Die eigentliche Darstellung besteht aus zwei Teilen: *Fakten* (S. 69–372) und *Probleme* (S. 373–587).

Den Schluss bildet ein umfangreicher Anhang aus einer dichten Chronologie, Genealogien, Karten, Abbildungen und einem Orts- und Personenregister (S. 589–679).

Bereits die Ungleichgewichtigkeit der beiden Textteile deutet an, worauf sich das Hauptinteresse der beiden Autoren konzentriert: auf eine dichte Beschreibung der territorialen und „staatlichen“ Entwicklung unter Einschluss der Herrschafts- und Machtstrukturen. Dabei erhalten regionale Sonderentwicklungen wie Groß-Novgorod und Pskov den ihnen gebührenden Raum zugemessen (S. 169–220). Warum die Autoren den zweiten Textteil mit *Les problèmes* überschreiben, bleibt nicht einsichtig. Man würde erwarten, dass dort zentrale Probleme diskutiert würden, aber stattdessen findet man jene historischen Bereiche, die bei den *Fakten* bestenfalls am Rande gestreift werden – Kohäsionsfähigkeit und zentrifugale Kräfte im Reich von Kiev, Landwirtschaft, Städte und Handel, Gesellschaft, Kirche und Kirchenbesitz sowie das kulturelle Erbe. Das Darstellungskonzept hält sich bis ins Detail eng an die Quellen. Das ist seine ausgesprochene Stärke, hätte als Kompensation aber auch erfordert, das Faktenmosaik einerseits in übergreifende Zusammenhänge zu stellen und andererseits die großen Entwicklungslinien aufzuzeigen. Dies geschieht im ersten Hauptteil (mit Ausnahme Groß-Novgorods) eigentlich nur dort, wo es um Staats- und Machtstrukturen geht. So stehen der faktographische und der systematische Hauptteil des Buches weitgehend unverbunden nebeneinander. Das gilt schon für die kurze Skizzierung des räumlichen und geographischen Umfeldes eingangs des Textteils, die über Banalitäten hinaus (etwa dass Russland wegen der Seltenheit natürlicher Steinvorkommen eine Holzbau-landschaft und für Steinbauten auf Ziegel angewiesen sei, S. 73) zwischen historischer Entwicklung und räumlichem Umfeld keinen weiter und tiefer ausgreifenden Bezug herstellt.

Ihr Konzept der quellennahen dichten Beschreibung verbinden die beiden Autoren in den einzelnen Kapiteln mit der Vorstellung der wichtigsten divergierenden Forschungsmeinungen, ohne jedoch dazu immer eine eigene Stellung zu beziehen. Es dünkt mich offensichtlich, dass sie sich bemühen, ihre Darstellung möglichst ‚offen‘

zu halten, um es letztlich der Leserschaft zu überlassen, sich eine eigene Meinung zu bilden. Ein geschickter Kunstgriff ist es, Kapitelüberschriften immer wieder als Fragen zu formulieren, um konträre Deutungspositionen zu markieren (Novgorod, une république médiévale russe? L'autocratie russe: un pouvoir sans partage?). Dieses Bemühen um Offenheit der Darstellung und Zurückhaltung bei der Interpretation kommt auch darin zum Ausdruck, dass Gonneau und Lavrov sich gegen den verbreiteten Topos von der zentralistisch-machtstaatlichen Determiniertheit der Geschichte Russlands wenden. Sie betonen in ihrem abschließenden vierseitigen Resümee, dass man die Geschichte Osteuropas nicht auf ein Dilemma zwischen einem starken Staat und einem Chaos reduzieren dürfe, sondern dass gerade die angebliche Niedergangsperiode des späten Reiches von Kiev offenbart habe, welche Dynamik und welche Entwicklungsmöglichkeiten die Regionalisierung hervorzubringen vermochte; dies zeige sich auch noch im Spätmittelalter an den Beispielen von Tver', Groß-Novgorod und Pskov (S. 584). Dies ist völlig unbestritten, doch der Frage, warum sich in der frühen Neuzeit um Moskau trotzdem ein zentralistischer Machtstaat gebildet hat, weichen die Autoren aus. Generell werden Fragen, die sich bei der Lektüre stellen, selten vertieft oder sie bleiben unbeantwortet. Die Autoren weisen etwa darauf hin, dass die Aufstände des 17. Jahrhunderts sich in ein gesamteuropäisches Muster einfügen, sagen aber nicht, warum (S. 478–479). Die Kirchenspaltung (Raskol) in der Mitte des 17. Jahrhunderts wird von ihren Anfängen her beschrieben, aber nicht wirklich auf ihre tiefer wurzelnden Ursachen (etwa das Weiterwirken einer magisch verstandenen Religiosität bei den Altritualisten) zurückgeführt (S. 502–504). Die Entstehung der Kosakenheere im späten 16. Jahrhundert wird als rein politisches Phänomen beschrieben und nur andeutungsweise mit der Lebenswelt in den Auenwäldern des Steppenabschnitts von Don und Dnepr in Verbindung gebracht, die ihnen Existenzgrundlagen und Schutz vor dem Zugriff der Tataren bot (S. 295–296, 456–463).

Vergleiche setzen die Autoren gezielt und sparsam ein, beschränken sich dabei aber auf

eher engere Fragestellungen. Dabei hätte etwa ein eingehender Vergleich des Verhältnisses von Adel und Herrscher im Moskauer und im polnisch-litauischen Doppelreich des 16. Jahrhunderts zur gegensätzlichen Entwicklung der politischen Verfassung beider Systeme des Ostslaventums sehr viel Erhellendes beitragen können.

Im Bereich ihrer thematischen Schwerpunkte sind Gonneau und Lavrov auf der Höhe des internationalen – auch archäologischen – Forschungsstandes. Dies gilt etwa für die Warägerfrage und die Entstehung des Reichs von Kiev (dazu eine differenzierte Bilanz S. 103–108), für die von der Forschung bis vor kurzem überschätzten materiellen Auswirkungen des Mongolensturms („un désastre limité“, S. 167–168) oder das Novgoroder Veče. Angesichts der jüngst wieder stark diskutierten Frage nach der Verwurzelung des Zarenmythos als eines Wertes, welcher von allen Schichten der Moskauer Gesellschaft geteilt worden sei, vertreten die Autoren den Standpunkt, dass dies eine reine Hypothese sei (S. 467). Solche dezidierten Stellungnahmen hätte man sich öfters gewünscht.

Gonneaus und Lavrovs Werk hätte ein großer Wurf werden können, wenn es stärker vertiefenden Fragen nachgegangen wäre und wenn der systematische Teil das gleiche Gewicht erhalten hätte wie der deskriptive. Die Wirtschaftsgeschichte kommt entschieden zu kurz, historische Demographie, Geschlechtergeschichte und andeutungsweise auch Alltagsgeschichte erscheinen

zwar in der Bibliographie, nicht aber im Text. Das hat insofern Konsequenzen, als zwar beispielsweise die geschätzten Einwohnerzahlen der Städte penibel aufgezählt werden, es aber wegen des Fehlens eines Urbanisierungsquotienten nicht möglich ist, daraus Schlussfolgerungen auf den Verstädterungsgrad und auf dessen Rolle für den Binnenmarkt zu ziehen. Auch die Zusammenhänge zwischen ökonomischer und demographischer Entwicklung einerseits, gesellschaftlicher Entfaltung und den dadurch gegebenen oder eingeschränkten Möglichkeiten politischer Partizipation andererseits bleiben wegen dieser Lücken ausgeblendet. Die Zusammenfassung am Schluss hätte eine Möglichkeit geboten, das dargestellte Osteuropa in einen gesamteuropäischen Kontext einzufügen und sein eigenes historisches Profil herauszuarbeiten. Doch über die Erwähnung gewisser tatarischer Einflüsse und des byzantinischen Vorbildes hinaus werden die Autoren nicht konkret. Was das Buch auf vorbildliche Weise leistet, ist eine quellen- und forschungsorientierte, detaillierte „äußere“ Beschreibung der Geschichte des Kiever und des Moskauer Reiches. Deren Einbettung in ihre räumlichen, demographischen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen bleibt jedoch rudimentär, und die großen Linien, übergreifenden Zusammenhänge und wichtigsten Strukturen der historischen Entwicklung treten weit in den Hintergrund.

Carsten Goehrke, Zürich

V. V. ALEKSEEV / D. V. GAVRILOV: Metallurgija Urala s drevnejšich vremen do našich dnei. Moskva: Nauka, 2008. 866 S., Abb. ISBN: 978-5-02-036731-9.

The huge book by Academician V. V. Alekseev and Professor D. V. Gavrilov takes analysis of the metallurgy of the Urals in its world context to a new level. It is based on statistics contained in more than 170 tables and a mass of information taken from a wide range of archives, some recently opened. And both authors have long been involved in their researches, some of which have been carried out as part of international projects. All branches of metallurgical production have

been investigated, along with their economic consequences and social relations, the mechanisms of administration and the formation of the workforce, from pre-historic to post-Soviet times. The legacy for post-industrial society is assessed, permitting lessons to be drawn about the lessons of the past in its successive phases of development for the present, in a local and world context.

Nearly a third of the book is devoted to questions of historiography and methodology. The survey of previous publications is devoted to foreign as well as to indigenous publications, while the approach is based on the concept of modernisation. A difference will be noted here

between the periodisation of the Russian authors and most of their Western colleagues. For Alekseev and Gavrilov, pre-modernisation before the eighteenth century is followed by proto-industrialisation up to 1860 and early industrialisation from 1861 to 1917. The pace of modernisation is forced from 1917 to 1945, after which late industrialisation ensues up to 1991, and contemporary modernisation processes up to 2007. These divergences largely stem from the peculiarities of tsarist, Soviet and post-Soviet history.

Copper and bronze were processed in smelting pits and clay furnaces since the fourth millennium BC, while iron followed in the first millennium BC. With the arrival of Russians in the region in the sixteenth century, the pace of development began to quicken before a major impetus was given in the reign of Peter the Great. By the middle of the eighteenth century, the authors point out, the Urals produced 80 % of Russia's ferrous metals and 100 % of its copper, allowing Russia to overtake Great Britain and occupy second place to Sweden in metallurgical production. By the turn of the century, Russia had achieved first place, producing more than a third of the world's cast iron and about a quarter of its copper, of which the leading consumer was Great Britain. Thus, to a considerable extent, Great Britain was helped to achieve its industrial revolution, making use of coal while Russia continued to rely for the most part on charcoal.

In the nineteenth century, the Urals experienced difficulties in modernisation, but they

played a part of central importance in the forced pace of Soviet industrialisation, becoming an 'Arsenal of Victory' during the 'Great Patriotic War', 1941–1945. Then, with the advent of the Cold War, a significant amount of atomic and missile power was developed in the Urals, much of it in 'closed cities' making no appearance in official maps. In the year of publication, 2008, the Urals still produced more than 40 % of Russia's iron and steel and more than 30 % of its copper, 100 % of its titanium and magnesium alloy. Up to 60 % of its ferrous metals, as well as about 90 % of its light metals, were exported.

Considerable emphasis is given in the book to the question of the preservation of industrial inheritance. Archaeology plays a part here, identifying strata of development. Hundreds of material reminders are noted, including tens of unique objects from the eighteenth and nineteenth centuries, representing all stages of development: from water power to more advanced forms of energy, a wide range of mineworks, primitive and more complex means of iron production. These are among examples of the convergence of Western and Russian technology, indicating the essential unity of industrial civilisation in the view of the authors. This might still be the case if recent developments in Asia are taken more fully into consideration. Certainly, with the intensification of pollution, we are all in the same predicament.

Paul Dukes, Aberdeen, Scotland

FRIEDRICH LINGER: Metropolen der Moderne. Eine europäische Stadtgeschichte seit 1850. München: Beck, 2013. 757 S., 121 Abb. = Historische Bibliothek der Gerda Henkel Stiftung. ISBN: 978-3-406-65199-1.

„Früher war St. Petersburg eine Stadt der Ministerialverwaltung, der Beamten. Jetzt ist sie mehr und mehr zu einer europäischen Stadt geworden. Vielleicht ist vieles noch wie eine Karikatur, wie eine kindliche Nachahmung, aber Fakt ist, dass der allerjüngste europäische ‚dernier cri‘ schon zu sehen ist.“ Unter seinem Pseudonym A. Zorin beschrieb der bekannte Petersburger Journalist

Aleksej Gastev im Oktober 1913 in dem der Russischen Sozialdemokratie nahestehenden Journal *Žizn' dlja vsech* den beschleunigten Wandel der Metropole. St. Petersburg weise bereits, wie er meinte, wesentliche Insignien der europäischen Moderne wie Hochhäuser, Straßen-, Eisen- und Vorortbahnen auf, diskutiere sogar schon die Pläne einer Untergrundbahn.

Anders als es der Titel verheißt, ist die vorliegende Studie keineswegs ausschließlich den Metropolen Europas gewidmet. Angesichts der Diversität der europäischen Städtelandschaft nähert sich der Verfasser mit einem der Forschungsproblematik durchaus angemessenen Pragmatismus,

grenzt nicht durch enge Definitionen oder Parameter seinen Gegenstand ein, sondern bewahrt sich einen offenen Blick, mit dem er Städte aller Größe von den Metropolen über die Groß- bis hin zu den Kleinstädten ins Visier nimmt.

Mit Rekurs auf die Theorie der Moderne, wie sie Andreas Reckwitz und Peter Wagner in jüngerer Vergangenheit entwickelt haben, rückt der Gießener Historiker Friedrich Lenger die europäische Stadt in den vergangenen 150 Jahren in den Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses. Besonders zu würdigen ist, dass sich Lengers *tour d'horizon* der europäischen Metropolen nicht in der Behandlung Londons, Paris', Berlins und Wiens erschöpft. Die Städte Spaniens und Italiens werden ebenso in die Darstellung mit einbezogen, wie die ost- und südosteuropäischen Städte. Lenger verfolgt einen gesamteuropäischen Anspruch, der aber, ohne genauere Grenzen zu ziehen, die asiatischen Teile des Zarenreichs, der Sowjetunion bzw. der Russländischen Föderation ausschließt (S. 15). Dass Lenger angesichts der europäischen Gesamtschau an die Grenzen seiner Sprachkompetenz stieß und die osteuropäische Städtelandschaft ausschließlich auf der Basis der westlichen Literatur abhandelt, tut dem Ertrag kaum Abbruch: Im Gegenteil: seine konzeptionelle Offenheit für die europäische Mitte, die, wie es Karl Schlögel suggestiv formulierte, ostwärts liege, bringt dem Leser einen deutlichen Erkenntnisgewinn.

Die vorliegende Synthese ist eine interdisziplinär argumentierende Sozial- und Kulturgeschichte der europäischen Stadt, die wenigstens zwei Ziele verfolgt. Sie formuliert einerseits generalisierende Aussagen über die europäischen Städte seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Andererseits widmet sich der Autor intensiv drei Bereichen: erstens der zentralörtlichen Bedeutung der Städte einschließlich ihrer sozialen, ethnischen und kulturellen Zusammensetzung, zweitens der städtischen Öffentlichkeit und drittens innerstädtischen Gewaltphänomenen einschließlich ihrer Verarbeitung in Film, Literatur und bildender Kunst. Diese Vertiefung setzt eigene Akzente.

Lenger gliedert sein Werk chronologisch in drei Blöcke: Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg, zweitens die Zeit der Weltkriege einschließlich der unmittelbaren Phase

des Wiederaufbaus bis zum Ende der vierziger Jahre und schließlich drittens *Europas Städte seit den 1950er Jahren*. Die Gliederung ist etwas kopflastig: Auf den ersten Zeitabschnitt entfällt die Hälfte der Darstellung, auf das gute letzte halbe Jahrhundert noch etwa ein Fünftel. Lenger rechtfertigt seine Vorgehensweise mit guten Gründen wie beispielsweise dem vorzüglichen Forschungsstand über die europäischen Städte vor dem Ersten Weltkrieg. Ferner erörtert er im ersten Teil manche Aspekte wie die städtische Selbstverwaltung ausführlicher als in den beiden folgenden. Und schließlich bedient sich der Autor eines Kunstgriffes. Am Beispiel der beiden westeuropäischen Kapitalen London und Paris – die er als „Schrittmacher der Moderne“ tituliert (S. 27) – führt er zur Mitte des 19. Jahrhunderts exemplarisch den radikalen städtebaulichen, hygienischen und infrastrukturellen Wandel vor Augen, der in den folgenden Jahrzehnten als gesamteuropäisches Phänomen zum Durchbruch kommen sollte.

Gelungen verzahnt der Verfasser strukturelle, politik- und kulturgeschichtliche Perspektiven. Die kommunale Selbstverwaltung wie die Interventionsbereitschaft des Zentralstaats, migrations- und sozialstatistische Aspekte, die überlebenswichtige kommunale Daseinsvorsorge mit ihrer ganzen Bandbreite von der Trinkwasserversorgung über die Kanalisation bis hin zur Städteassanierung, die städtische Öffentlichkeit, Kultur- und Freizeitangebote – keinen Bereich spart der Verfasser aus.

Der bedeutsamen Wohnungsfrage widmet Lenger breiten Raum (S. 115–131). Zu loben ist seine methodische Sensibilität, die verdeutlicht, wie schwierig aufgrund abweichender statistischer Parameter und Kriterien nicht nur innerdeutsche, sondern erst recht europäische Vergleiche sind (S. 119–120, 124). Der Osteuropahistoriker wird im Kontext städtischen Wohnens eine vergleichende Perspektive auf die *data* vermissen. Zugegeben: Sie ist anders als der Kleingarten wenigstens in deutschen Großstädten kein innerstädtisches Phänomen, gleichwohl hat sie – zumeist saisonal – über einen mehr als einhundertjährigen Zeitraum ganz wesentlich die Hygiene, Kultur und Mobilität der russländischen (Groß)Städter geprägt.

Der Facettenreichtum der Studie steht partiell einer tiefergreifenden Erörterung entgegen. So bemerkt der Verfasser mit Recht zum Abschluss seines siebten Kapitels *Kampf um den städtischen Raum*, das sich mit geschlechterbedingten Aneignungen städtischer Räume, sozialen und ethnischen Konflikten einschließlich des *hooliganism*, Demonstrationen, Streiks, Pogromen und Revolutionen beschäftigt, dass dieser Überblick keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben könne. In der Tat ist es jenseits der unbestreitbaren Tatsache, dass sich diese Phänomene in Städten abspielten, schwierig, den roten Faden des präsentierten Potpourris zu finden, wenn ihre Einbindung in die jeweiligen gesamtgesellschaftlichen Verhältnisse unterbleibt. Handelte es sich wirklich um einen Kampf *um* den städtischen Raum, wenn Bergarbeiter *in* einer Stadt demonstrieren? Fungierte die Stadt als Versammlungsort nicht nur als Bühne, war sie also vielleicht bloß Mittel zum Zweck? Worin besteht jenseits der letalen Folgen die Gemeinsamkeit zwischen den Attentaten der *Narodnaja Volja* auf Zar Alexander II. 1881 in St. Petersburg bzw. der Sozialrevolutionäre auf Großfürst Sergej Aleksandrowič 1905 in Moskau und dem anarchistischen Bombenanschlag auf das Pariser Café Terminus 1894? Aufmerksamkeit zu erzielen, war sicherlich ein zentrales Anliegen der „Propaganda der Tat“, doch inwieweit diese Absicht über die eigentliche Bühne hinaus medial auch erreicht wurde, darüber schweigt sich die Darstellung aus, obwohl Lenger darauf verweist, dass Städte die „Produktions- und medialen Distributionsorte der Deutungsmuster“ darstellten (S. 272).

SALLY WEST: *I shop in Moscow. Advertising and the Creation of Consumer Culture in Late Tsarist Russia*. DeKalb, IL: Northern Illinois University Press, 2011. 292 S., Abb., Tab. ISBN: 978-0-87580-648-8.

Im Zarenreich galt Reklame den einen als „Motor des Handels“ und somit – wie zumindest die zeitgenössischen sozialistischen Kritiker meinten – als ein „Kind der entwickelten kapitalistischen Gesellschaftsordnung“. Demgegenüber formulierten andere eine skeptische Sicht, wie beispiels-

Der weitgehende Verzicht auf Tabellen, Schaubilder, Graphiken ist zu bedauern. Sie hätten die ein oder andere impressionistische Beschreibung, die sich ohne intimere Kenntnis der jeweiligen städtischen Topographie dem unbedarften Leser nicht unbedingt erschließt, sinnvoll ergänzt und zu einem besseren Verständnis beigetragen. Zu bedauern ist auch, dass die Studie abrupt endet. Eine Zusammenfassung fehlt. Zu kritisieren ist zudem, dass slawische Städtenamen mal wissenschaftlich, mal ‚vulgär‘ unter Verzicht auf diakritische Zeichen transliteriert worden sind. Dabei bleibt unklar, warum der Verfasser für die Zeit vor 1917 mal von Charkow, mal von Charkiw spricht (S. 73, 265) – aber das sind Quisquilien.

Diese geringfügigen Einwände werden durch die zahlreichen Vorzüge der Synthese nachgerade erdrückt. Zu loben ist die ebenso präzise wie verständliche Wissenschaftsprosa Lengers. Die Literaturbasis ist stupend. Die klare und detaillierte Gliederung erlaubt einen schnellen Zugriff. Wer sich über das Panorama der europäischen Stadt in ihrer Bandbreite und Ambivalenz seit dem 19. Jahrhundert informieren möchte, sollte mit dieser vorzüglichen Synthese beginnen. Die mit zahlreichen farbigen Abbildungen versehene Ausstattung des Bandes ist ebenfalls positiv hervorzuheben. Für wenige Darstellungen dürfte gelten, dass der Leser nach 550 Seiten Text mit Bedauern zur Kenntnis nehmen muss, dass die Lektüre beendet ist. Der Rezensent hätte gerne weiter gelesen und noch mehr erfahren.

Lutz Häfner, Göttingen

weise 1911 das Journal *Sovremennij mir*: „Viele Russen meinen, dass Reklame (in welcher Form auch immer sie erscheinen mag) nicht mehr als ein Werkzeug eines Betrugssystems und deshalb – unzweifelhaft – schädlich ist. [...] Die impertinente, raubgierige, gnadenlose, keinerlei Grenzen kennende, sich keinem Gebot der Moral unterwerfende, in alle Poren des gesellschaftlichen Organismus eindringende und überall moralischen Zerfall hervorrufoende Reklame, erscheint in ihrem Wesenskern nur als Mikroskop der sie gebärenden Gesellschaftsformation.“ Ungeachtet der

deutlichen Diskrepanz stimmten beide Positionen in einem überein: der Bedeutung der Reklame. Wenn Werbung – verstanden als absichtliche und ohne Zwang erfolgende Strategie, jemanden zu bestimmten Willensäußerungen und Handlungen zu veranlassen – einen beträchtlichen Stellenwert für eine Gesellschaft aufweist, dann erlaubt die Beschäftigung mit diesem Gegenstand konkrete Rückschlüsse nicht nur auf die materielle Kultur, auf Bedürfnisse, Lebensweisen und Lebensverhältnisse, sondern auch auf kommunikative Praktiken, Werthaltungen und kollektive Identitäten der Konsumenten respektive der insgesamt am Prozess des Warentauschs partizipierenden Bevölkerung.

Ziel der Studie, deren erste Archivarbeiten über zwei Jahrzehnte zurückliegen, ist, die Rolle der Reklame und der Werbebranche bei der Verbreitung der Konsumkultur im ausgehenden Zarenreich zu untersuchen (S. 4). West betont dabei gleichermaßen die Janusgesichtigkeit von Konsumgesellschaft und Reklame. Während erstere in Verbindung mit der Industrialisierung und wachsender sozialer Mobilität dazu beigetragen habe, individuelle Erfahrungen auszudrücken, persönliche Erwartungen stärker zu entwickeln und damit letztlich die tradierte Ordnung des *Ancien régime* zu unterminieren, habe die Reklame mit einer wechselseitigen Verklärung der Vergangenheit und Beschwörung der Moderne die Bevölkerung verunsichert, weil sich durch vermeintlich einander ausschließende Botschaften kein einheitlicher und verbindlicher imperialer Wertekanon habe entwickeln können. Indem sich die Werbung traditionaler und moderner Themen bediente, diese mischte und modifizierte, wurden ihre Fachleute zu Kulturproduzenten, wobei sich als Massenkultur das erwies, was für die Massen zum Konsum bestimmt war (S. 6).

Die Monographie besteht aus zwei Teilen mit insgesamt fünf Kapiteln. Der erste Teil behandelt die Rahmenbedingungen. Er erörtert zum einen die Entwicklung der unterschiedlichen Werbeträger bis hin zum Entstehen moderner Werbestrategien in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Hierzu zählten auch Auszeichnungen durch Medaillen, die auf großen nationalen oder sogar internationalen Ausstellungen bzw. Warenmessen verliehen wurden, oder auch

der Titel Hoflieferant. Mit diesen Insignien durften die Kaufleute die Briefköpfe ihrer Firmenkorrespondenz oder die Schaufenster ihrer Läden schmücken. Zum andern wird der zunehmende Bedeutungsverlust der Zensur im Reklamesektor thematisiert. Gleichwohl verweist die Autorin mit Recht darauf, dass das Zarenreich keine einheitliche Gesetzgebung für das ganze Imperium kannte, die Verstöße der Werbung hätte ahnden können (vgl. S. 77).

Der zweite Teil besteht aus drei Kapiteln, die sich mit der Entwicklung der Werbung und deren Fortschrittsvisionen durch Konsum, mit dem Gender-Aspekt sowie den unterschiedlichen Reklamestrategien beschäftigen. Diese propagierten sowohl traditionelle Werte als auch zukunftsorientierte, Standesgrenzen und Klassenschranken überwindende Gesellschaftsmodelle, waren aber insofern der Moderne verpflichtet, als sie eine universelle Konsumkultur beschworen und nicht allein den Luxuskonsum der gesellschaftlichen Eliten (S. 20, 112). Gerade indem die Werbung das zivilisierende Potential des Konsums bestimmter Produkte hervorhob, versuchte sie der konsumkritischen Haltung der Intelligencija den Wind aus den Segeln zu nehmen (S. 97 ff., 181).

Die Untersuchung ruht auf einer breiten Materialbasis. Neben einschlägigen Archivalien insbesondere aus den Moskauer und Petersburger Stadtarchiven verwendet West vor allem im Historischen Museum Moskaus, in der Handschriftenabteilung der Moskauer Staatsbibliothek, dem Archiv für Literatur und Kunst sowie dem Petersburger Historischen Staatsarchiv Kaufmannsnachlässe, Reklameplakate, Firmenarchive – z. B. dasjenige der größten russischen Anzeigenagentur E. Metzl [Metcel] – Akten von Zeitungsredaktionen sowie des Ministeriums für Handel und Industrie. Um die Informationsflut der ausgewerteten Tagespresse, die die zweite zentrale Quellengattung bildet, methodisch in den Griff zu bekommen, wertete die Autorin je eine Woche im Mai und November von zwei hauptstädtischen Boulevardzeitungen im Fünfjahresabstand aus: die von 1867 bis 1917 erscheinende *Petersburgskaja Gazeta* sowie ihr Moskauer Gegenstück, den von 1881 bis 1918 erscheinenden *Moskovskij Listok*. Um eine konsistentere inhaltliche Analyse vornehmen zu können, zog sie daneben nicht

nur die beiden auflagenstärksten Zeitungen, das durchaus seriöse, politisch ungebundene, aber progressive *Russkoe Slovo* sowie das Petersburger Boulevardblatt *Gazeta-Kopejka* heran, sondern analysierte darüber hinaus noch das Moskauer „Professorenblatt“, die linksliberalen *Russkija Vedomosti*. Dieses Vorgehen birgt Schwächen. Fünfjahresintervalle sind zu groß, um den Wandel schnelllebigere Werbetrends adäquat verfolgen zu können, insbesondere dann, wenn in der Reklame beispielsweise auf tagespolitische Ereignisse oder Jubiläen Bezug genommen wurde. Zum zweiten wäre es wohl sinnvoller gewesen, die unterschiedlichen Jahreszeiten einerseits und Alltags- und Festtagsreklame andererseits zu fokussieren. Dieses starre, auf Mai und November, fern der großen kirchlichen Feste fixierte Prozedere trägt den typischen Schwankungen des Konsumverhaltens keinerlei Rechnung. So ist es nicht überraschend, dass die Festtagsreklame vor allem dem *Russkoe Slovo* entnommen worden ist (S. 195–196).

Der technische Fortschritt in der Druckindustrie begünstigte die schnelle Verbreitung der Werbung. Mit den neuaufgekommenen Klischees war es möglich, Illustrationen in den Periodika abzudrucken. Die Entwicklung der Halbtoneffekte in den 1880er Jahren sowie die der Chromlithographie können als ikonographische Revolution betrachtet werden. Aufgrund dieser Innovationen erfuhr das Plakat als Werbeträger im ausgehenden 19. Jahrhundert eine bis dahin nicht gekannte Verbreitung. Poster und Plakate konnten in hoher Auflage kostengünstig produziert werden; bei hohen Auflagen von mehreren tausend Exemplaren kostete ein Poster keine 10 Kopeken. Sie waren vielseitig verwendbar und erreichten ein großes Publikum.

West macht mit Rekurs auf den geringeren Alphabetisierungsgrad der Frauen, aber auch auf die Bevölkerungsstruktur der Großstädte, die infolge der Arbeitsmigration einen deutlichen Männerüberschuss aufwiesen, plausibel deutlich, dass sich im Zarenreich – anders als dies für Westeuropa wiederholt geltend gemacht worden ist – Reklame nicht in erster Linie an die Frau gerichtet habe (S. 15, 140 ff., 145). Die Reklame wies drei charakteristische Objektivierungen der Frauen auf. Frauen verkörperten erstens – aller-

dings relativ selten – den Typ der Xanthippe, der man durch Zuflucht zu einer Zigarette *Jar* der Petersburger Firma Laferm oder einem Glas Cognac der Firma Šustov zu entkommen suchte. Zweitens standen sie für Abenteuer: entweder, und dem gängigen Rollenverständnis zuwiderlaufend, als Bergsteigerin eines St. Petersburger Parfums oder als streitbare, aber auch attraktive Amazone. In der überwiegenden Mehrheit der Reklame waren Frauen schließlich, drittens, jung, schön, begehrenswert und verführerisch – z. T. gerade aufgrund der Benutzung des Produktes, für das sie warben, wie Korsette, Seife, Parfums, Crèmes etc. Doch war die Produktpalette, für die Frauen warben, umfangreicher: Von wertbeständigen Haushaltsgegenständen wie Nähmaschinen über Zigaretten der Marken *Duchesse*, *Eva* u. a. m. bis hin zu Parfums wie *Koketterie*. Gerade die letzten Beispiele können als einseitige sexuelle Zuschreibung verstanden werden. Die Frau spielte die passive Rolle, der Mann hatte wie beim Produkt, für das geworben wurde, die Wahl. Daher, so West, zielte die Werbung letztinstanzlich auf den Mann (S. 151 ff.).

Als „Missionare“ der Moderne bezeichnete der amerikanische Historiker Roland Marchand die Werbefachleute seines Landes für die Zeit der 1920er bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs. In der Reklame im Zarenreich war nicht nur ein Strategiewechsel in der Reklame zu erkennen, eine Substitution der Information durch die suggestive Methode der Verheißung. Evident war darüber hinaus das Bekenntnis der Werbebranche zur Moderne als einem Wert an sich. Alles was neu war, war zugleich auch besser. Das Optimum war der *dernier cri*, die *poslednjaja novost'*. Insofern waren die Werbestrategen die Pioniere des Fortschritts, die gerne mit großen Fabrikanlagen und rauchenden Schornsteinen warben, die Schattenseiten des Industrialisierungsprozesses, die Umweltverschmutzung, durch ihre romantisierenden und idealisierenden Darstellungen der Fabriken aber ausklammerten.

Wests Studie ist eine Pionierleistung. Ihr gebührt das Verdienst, sich diesem zwischen Produktion und Konsum gelegenen weiten Feld der Werbung in Russland als erste zugewandt zu haben. Insgesamt überzeugend analysiert sie zwei der wichtigsten Verbreitungswege der Werbung,

Tageszeitungen und Plakate. Weil die Studie im Wesentlichen aber den beiden Hauptstädten gewidmet ist, wird nicht deutlich, inwieweit die Verbrauchergemeinschaft möglicherweise regionale Unterschiede aufwies. Für Moskau und St. Petersburg thematisiert die Autorin diesen Aspekt nicht. Zu bedauern ist ferner – aber dies ist der Quellenlage geschuldet, die nicht West angelastet werden kann –, dass sich die Darstellung insgesamt auf die Produzenten der Reklame bezieht, welche Intention sie verfolgten. In aller Regel können keine Aussagen über die Konsumenten gemacht werden, wie nämlich die Werbung auf sie wirkte und ob sie die Gefühle evozierte, die sich ihre Auftraggeber – PR-Agenturen existierten in Russland vor dem Ersten Weltkrieg kaum – versprochen. Die Rezeptionsgeschichte bleibt ein Buch mit sieben Siegeln. Vielleicht hätte West das dynamische Element des Wandels

der Zeichen im Verlauf eines Vierteljahrhunderts in noch stärkerem Maße in ihre Analyse einbeziehen müssen. So vertritt sie beispielsweise die Auffassung, dass soziale Mobilität für die Masse der Bevölkerung etwas Neues gewesen sei, was zumindest angesichts des gesellschaftlichen Wandels, der beschleunigt nach 1861 Einzug hielt, überrascht (S. 121). Auch eine stärkere Historisierung fehlt. Gab es keine einschneidenden Zäsuren, keine Beschleunigung, keine Neuakzentuierung auf dem Feld in der Reklame in den letzten fünf Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg? Zu bedauern ist schließlich, dass dem Werk ein Schluss fehlt: Es gibt weder eine Zusammenfassung noch ein Ausblick. Ungeachtet dieser Einwände ist der Studie nachdrücklich Respekt zu zollen.

Lutz Häfner, Göttingen

OL'GA G. AGEeva: Imperatorskij dvor Rossii 1700–1796 gody. Monografija [Der russländische Kaiserhof 1700–1796. Eine Monographie]. Moskva: Nauka, 2008. 379 S. ISBN: 978-5-02-035516-3.

Ageeva legte eine Gesamtgeschichte des kaiserlichen Hof in St. Petersburg während des 18. Jahrhunderts vor. Sie beruht auf der Sekundärliteratur, vor allem aber auf umfangreichen Archivstudien. Zusammen mit R. R. Gafillin hat die Autorin einige ihrer wichtigsten Quellen in Bd. 2 der bei Schlacks erscheinenden Zeitschrift *Imperskaja Rossija / Classical Russia* auch ediert – zwischen 1721 und 1788 erlassene Hofordnungen oder sie ergänzendes Material.

Ageeva schreibt die Geschichte des Hofes einschließlich der „kleinen Höfe“ als Geschichte der Institutionen. Ihre Darstellung setzt chronologisch mit einer Übersicht des Moskauer Hofes ein und folgt dann den Regierungsperioden von Peter I. bis Katharina II. Auf diesem Hintergrund untersucht sie systematisch einzelne Ränge von den Kavalieren des Hofes über Hofmeister und Staatsdamen, Kammerpagen, Haiduken und Lakaiken bis zu Zahlmeistern. Sie schließt mit den Regeln des Dienstes bei Hofe – Versorgung und Unterbringung, Strafen und Abschieden.

In einzelnen Abschnitten geht sie auf wichtige Fragen ein, z. B. auf die Europäisierung der Ränge vor allem nach braunschweigischem und preußischen Vorbild (man fragte aber auch bei anderen Höfen an) – *gofmeister*, *obergofmeister* [...] *kammerger*, *koješenk*, *zilverdiner* etc. Tabellen verdeutlichen, welche Titel wann benutzt wurden, und auch, wie viel *žalovan'e* für jeden vorgesehen war. Für die unteren Ränge blieb es übrigens im 18. Jahrhundert meist konstant, die *karly* z. B. bekamen stets um 40–50 Rubel im Jahr. Die Einkommen der oberen Ränge stiegen dagegen schnell – der Oberhofmeister von 100 unter Peter I. auf 4000 Rubel unter Anna Ioannovna; der Hofmarschall von 300 unter Katharina I. auf 2.555 unter Katharina II. Natürlich kamen die Sachleistungen hinzu, von der Unterkunft bis zum Feuerholz oder den Kerzen. Die Kosten des Hofes stiegen kontinuierlich – wurden 1733 noch 260.000 Rubel festgelegt, waren es 1784 schon 916.393 und mit den Ausgaben für die Kanzlei des Zahlmeisters über eine Million Rubel. Auch die Zahl derer, die am und vom Hof lebten, nahm ständig zu – waren es 1784 2.952 Personen, so kam Peter II. noch mit 688 aus.

Welche Funktionen hatte der kaiserliche Hof in Russland? Kann man dem kontinuierlichen Ausbau politische Ziele zuordnen oder war er so-

zusagen eine automatische Folge der Institutionalisierung und damit eindrucksvolles Beispiel für Parkinsons Gesetz, dass jeder Beamter danach strebt, die Zahl der Unterstellten zu vermehren? Die Aufwendungen wurden ja auch nur durch die Konkurrenz um die dem Staat insgesamt zugänglichen Mittel und nicht durch ständische Kontrolle begrenzt. Die Autorin geht hier wenig auf diese Fragen ein und setzt sich z.B. mit Norbert Elias eher abwehrend auseinander. Die Funktion, adlige Eliten an den Monarchen zu binden (oder diesen Teil der Machtsicherung zu vernachlässigen), wird aus ihrer Darstellung aber durchaus greifbar. Wurden z.B. unter Katharina I. viele Mädchen aus den Familien der Aufsteiger wie Skavronskij oder Efimovskij zu *frejliny* am Hofe, waren es unter Katharina II. vor allem Angehörige der bekannten russischen Adelsfamilien von den Dolgorukij bis zu den Musin-Puškin. Die Zahl der Vertreterinnen baltischer Familien unter den Damen bei Hofe sank unter der deutschen Kaiserin (konnte eine Tiesenhausen sich vielleicht zu genau vorstellen, was Anhalt-Zerbst eigentlich war?), dafür stieg nach den Teilungen Polens die Zahl der *frejliny* aus alten polnischen Familien wie Branickij, Potockij und Radziwiłł.

Die Fräulein bei Hofe erhielten ein Quartier im Schloss, 600 Rubel, Kaffee zum Frühstück und Essen tagsüber sowie verschiedene Sorten Kerzen. Ihre Aufgabe war es, die kaiserlichen Personen innerhalb der Hofräume zu bedienen, ihnen Gesellschaft zu leisten und mit ihnen spazieren zu gehen. Sie erhielten ein besonderes Abzeichen, eine Uniform war aber nicht vorgesehen.

Starben sie im Dienst, wurden sie auf dem Friedhof des Nevskij-Klosters beerdigt. Die Feier einer Hochzeit wurde vom Hof unterstützt, die Hochzeitskrone nicht selten von der Kaiserin gestiftet und Mitglieder der kaiserlichen Familie konnten Trauzeugen sein. Die Kosten konnten, wie bei der Hochzeit von Fräulein A. V. Panina, einschließlich eines Geldgeschenks und weiteren Gaben – von Ikonen und Schmuck bis zur Weißwäsche – auf 46.000 Rubel steigen.

Eine andere Gruppe, die in dem Buch lebendig wird, sind die *arupy* – eine kleine Gruppe von Dienern im Livree, die aus allen Teilen des muslimischen Kosmos oder der Karibik kamen, z.B. ein Abdullah aus Barno, der als Junge an einen englischen Kaufmann verkauft und 1772 auf Paros von einem russischen Kapitän erworben worden war. Er wurde orthodox getauft, und 1786 schenkte der Kapitän dem damals 23 Jahre alten Mann die Freiheit. Der Hof nahm ihn in Dienst.

Das Buch liest sich, sieht man einmal von solchen Einblicken in das Alltagsleben ab, relativ zäh. Das sollte aber nicht darüber täuschen, dass es ein für die Forschung unentbehrliches Buch ist – schon weil es eine große Menge prosopographischen Materials zur Verfügung stellt. Zum Beispiel tauchen 16 Golicyns im Register auf, zwei davon Frauen – wo will man sich sonst schnell und zuverlässig informieren, wer Kontakte zu Hof hatte? O. G. Ageeva hat ein Handbuch zur politischen Geschichte des 18. Jahrhunderts geschrieben, auf das jeder Forscher zurückgreifen wird.

Hans-Heinrich Nolte, Barsinghausen

LOUISE McREYNOLDS: *Murder Most Russian. True Crime and Punishment in Late Imperial Russia*. Ithaca, NY, London: Cornell University Press, 2013. XI, 274 S., 37 Abb. ISBN: 978-0-8014-5145-4.

Allgemein wird behauptet, die Justizreform im Russischen Reich sei die radikalste der Reformen unter Alexander II. gewesen. Das Thema stößt noch immer in der Forschung auf Interesse, aber in der Regel werden das Gesetzeswerk, der Strafvollzug und das Justizsystem untersucht. Die Autorin hat sich die schwierige Aufgabe gestellt, Ge-

setzesverstöße und nicht den Entstehungsprozess von Gesetzen selbst zu analysieren. Durch die ‚Zurschaustellung‘ der öffentlichen Meinung bei einer Reihe von Morden versucht die Autorin herauszufinden, wie die Reformen den Weg aus offiziellen Erlassen ins tägliche Leben fanden. Ausgangspunkt dabei ist nicht die Analyse von Verbrechen, sondern das, was diese Vorfälle für die Menschen, die daran ‚Anteil nahmen‘, bedeuteten. Die Autorin geht davon aus, dass die Art, wie Verbrechen gesehen und Verbrecher abgeurteilt wurden, viel über die kulturellen Werte, die politischen Normen und die sozialen Erwartun-

gen in Russland aussagt.

Die Struktur des Buches wird von der Chronologie bestimmt: Die ersten vier Kapitel befassen sich mit der Vorbereitung und Durchführung der Justizreformen sowie mit der Frage, wie sich die Menschen daran gewöhnten, dass nunmehr Morde von einem Gericht neuen Typus untersucht wurden. Es schließen sich vier Kapitel an, in denen es um die Herstellung des inneren Friedens nach der ersten Revolution und um die Ereignisse während des Ersten Weltkrieges geht, als man dem gewaltsamen Tod wieder mehr Aufmerksamkeit schenkte und Morde auf der Kinoleinwand erschienen. Jedes Kapitel leitet die Autorin mit der Geschichte eines konkreten Mordes, eingebettet in den zeitlichen Rahmen und das örtliche Umfeld, ein.

Als Quellen der Untersuchung dienten *Sudebnyj vestnik* (das offizielle gerichtliche Mitteilungsblatt), Zeitungsmeldungen, Plädoyers von Rechtsanwälten, Aufzeichnungen (Memoiren) von Untersuchungsrichtern, Periodika, Diskussionen in Zeitschriften, Kriminalliteratur, protokollierte Geständnisse von Mördern und, wie es die Autorin selbst nannte, zufällig entdecktes Archivmaterial.

Louise McReynolds ist der Meinung, dass die Reaktion auf einen Mord in Russland nach den Reformen ein Spiegel des Verhältnisses zwischen Autokratie und Gesellschaft war: Während erstere nicht völlig auf ihre grenzenlose Macht verzichten wollte, brachte letztere nachdrücklich ihr Gerechtigkeitsgefühl in der Rechtsprechung zum Ausdruck. Das Hauptargument der Autorin dabei ist, dass die Autokratie in den Augen der Gesellschaft häufig ein größerer Missetäter als der Angeklagte war. Ein prominentes Beispiel ist der Fall der Vera Zasulič, einer *narodnica* (Volkstümlerin), die auf einen General schoss und freigesprochen wurde. Im Russischen Reich, wo sich der Staat sehr stark in das Privatleben einmischte, reflektierten Rechtsanwälte mit ihren Auftritten und Handlungen gesellschaftliche Erwartungen, was sich an der großen Zahl an Freisprüchen (fast 40 Prozent), ablesen lässt. Die Autorin behauptet, dass die Frömmigkeit in Russland das Gefühl für die Durchsetzung des Rechts im Zaume hielt, weil das orthodoxe Christentum zu Vergebung und Barmherzigkeit aufforderte. Die Beschrän-

kung der persönlichen Freiheit im Staat riefen allgemein das Mitgefühl mit jenen hervor, denen der Staat mit Verbannung und Straflager drohte. Die Willkürmöglichkeiten der Autokratie in Verbindung mit der Ablehnung des Prinzips der Unversehrtheit der Person brachten einer angeklagten Person Sympathien ein, da jeder der im Gericht Anwesenden durch den Staat angreifbar war.

Das Geschworenengericht war die demokratischste Institution im Russischen Reich. Es muss daher nicht verwundern, dass ihm in der Monografie viel Platz eingeräumt wird. Die Autorin analysiert die Diskussionen, die die Einführung der Geschworenengerichte begleiteten, und die Rolle des Zaren, der diese Idee unterstützte, um vor seinem Volk zutiefst verständnisvoll zu erscheinen. Ein wichtiges Kapitel befasst sich mit der Zusammensetzung der Geschworenengerichte nach gesellschaftlicher Zugehörigkeit und Nationalität, mit der Berufung von Geschworenen, mit dem Prozedere der Beschlussfassung und mit organisatorischen Problemen bei der Tätigkeit der Geschworenen. Besonders betont werden u. a. die Schwierigkeiten ihrer praktischen Arbeit (Probleme bei der Anreise und mit der Unterkunft usw.) sowie die religiösen Gepflogenheiten während eines Prozesses: Vor der Beschlussverkündung beteten die Geschworenen dreimal.

Offenbar um dem Ansatz der vergleichenden Methode Genüge zu tun, werden in dem Buch auch die Geschworenengerichte in anderen Ländern, namentlich in Großbritannien, den USA, Frankreich und Preußen, analysiert. Die Rechtskultur Russlands unterlag auch dem Einfluss der dominanten Konfession, der orthodoxen Kirche, vergleichbar mit dem Einfluss des Puritanismus auf die amerikanische Rechtsprechung. Aufgrund des Vergleichs zieht McReynolds den Schluss, dass Mitgefühl für Angeklagte eine hervorsteckende Eigenschaft russischer Geschworener war, dass russische Geschworenengerichte zum „Moralisieren von Schuld“ und unter dem Einfluss „des weit verbreiteten Strebens nach Barmherzigkeit und Versöhnung“ zu einem allgemein zu beobachtenden Fatalismus neigten (S. 267–268). Der Akzent lag in den Gerichten nicht auf dem Verbrechen, sondern auf der Person. Die Geschworenen im Russischen Reich betrachteten

die Person an sich. In dem Buch werden Belege dafür angeführt, dass russische Geschworenengerichte eher an die Gerichte des revolutionären Frankreichs erinnerten. Beim Vergleich der Situation in Russland mit anderen Ländern stellte sich heraus, dass es hier einen höheren Prozentsatz an Freisprüchen gab. In Russland war man mitfühlender als die Briten, wenn es um die Anerkennung von Unzurechnungsfähigkeit ging, und weniger tolerant bei sexuellen Motiven als die Franzosen. Die Kultur des Fatalismus förderte die sehr sentimental geprägte Vermenschlichung eines Verbrechens, glaubt die Autorin. Typisch sei, dass die Russen sowohl Mörder als auch Opfer von Verbrechen zu Wort kommen ließen und ihnen Unterstützung anboten.

Die Autorin ist der Meinung, dass sich die Rechtsprechung nicht auf die zwölf Personen des Gerichts beschränkte, denn viele Bürger Russlands verfolgten die großen Gerichtsprozesse über die Presse. Sie fühlten sich vom atemberaubenden Charakter dieser von Emotionen geprägten Welt angezogen. Gerichtsbeobachter waren „in einer dem zugänglichen Raum angemessenen Zahl“ zugelassen. Das führte dazu, dass die Plätze in den Gerichtssälen wie Theaterplätze verkauft wurden: ein Ausdruck eines gesteigerten gesellschaftspolitischen Interesses. Aus der Aufmerksamkeit, die man Morden, Gerichten und Verurteilungen entgegenbrachte, entwickelte sich das Phänomen der Kriminalromane, die als Mittler zwischen Wahrheit und Fantasie fungierten.

Das Geschworenengericht als eine Institution, die den Bürgern die aktive Teilhabe an der Lösung von Fragen mit einem tieferen politischen Sinn ermöglichte, trug dazu bei, die Revolution von 1905 zu entfachen. Allerdings ist das eine hypothetische Behauptung, da die Revolution auch in vielen Regionen des Russischen Reiches virulent wurde, in denen es noch keine Geschworenengerichte gab, beispielsweise in Sibirien, im Kaukasus oder im Norden des europäischen Teils Russlands.

Die Autorin wertet Morde, Mordtypen, Mörder usw. statistisch aus und verweist zurecht darauf, dass Morde in Städten ein Phänomen der Urbanisierung sind. Die Zahl der Morde stieg insbesondere nach der Revolution von 1905 an.

Die Autorin untersucht die Auswirkung der Justizreform am Beispiel von realen Akteuren wie Ermittlern, Polizisten, Staatsanwälten usw. Sie klärt über den Wert von deren Arbeit in der Zeit nach den Reformen und über die Probleme auf, die bei der Arbeit entstanden: unzählige schriftliche Beschwerden, ein unregelmäßiger Arbeitstag, Einmischung des Justizministers usw.

Künstlich an das Thema angehängt erscheint das Kapitel mit der Reflexion der Modernisierungstheorie. Nach Meinung der Autorin bringt eine Modernisierung, wie die Reformen es waren, nicht nur Hoffnungen, sondern auch Instabilität und Unsicherheit mit sich. Das Besondere an Russland war die Modernisierung mithilfe des Staatsapparates. Die Autorin sieht die Gerichte als eine Bühne, auf der die Auseinandersetzung um die Reformen der Öffentlichkeit präsentiert wurde: „Eine Modernisierung konnten alle in die Wege leiten, die an die Herstellung von Gerechtigkeit beteiligt waren.“ Denker, darunter auch bekannte Schriftsteller, schrieben damals in Russland über den Positivismus als den besten Weg zum Fortschritt.

Die Autorin kommt zu dem Schluss, dass das Russland der imperialen Periode eine moralische und barmherzige Gesellschaft besaß. Die Menschen in Russland nutzten das Justizsystem, um den Weg vom Untertanen zum Staatsbürger zu gehen (S. 2). Die Prozesse, in denen Mordfälle – von der Sache her die interessantesten Verbrechen – verhandelt wurden, boten eine öffentliche Plattform, auf der die Gesellschaft den Staat zu politisch wichtigen Fragen herausfordern konnte.

Dabei stellte die Geschichte des Strafgerichts die Unfähigkeit des Russischen Reiches unter Beweis, sich zu dem zu entwickeln, was man im Deutschen „Rechtsstaat“ nennt. Die Unzufriedenheit der Bevölkerung darüber führte zur Errichtung der Diktatur der Bolšewiki. Diese bereiteten der Plattform des Geschworenengerichts ein Ende. Der „sowjetische“ Mord nach 1917 unterschied sich kulturell vom „rein russischen“ Mord. Die russische Sichtweise, dass ein Verbrecher zur Reue und Wiedergeburt fähig ist, wurde, auch wenn die Autorin das explizit nicht ausspricht, vom Bild des Klassenfeindes abgelöst.

Zentrales Thema des Buches ist das Misstrauen, das in Russland nach der Reform zwischen Gesellschaft und Justizsystem herrschte – ein Misstrauen, das auch heute noch zu beobachten ist. Leider ist die Darstellung mit den Namen von Verbrechern, Opfern, Ermittlern

und anderen handelnden Personen überladen, was das Lesen ziemlich erschwert. Darüber hinaus ist der Druck so winzig, dass der Leser oft wie ein Detektiv mit der Lupe arbeiten muss.

Irina P. Parlova, Krasnojarsk

VERA F. ŠEVCOVA: Pravoslavie v Rossii nakanune 1917 goda. Perevod s anglijskogo jazyka E. It's' i V. Ševcova pod nabljudenijem D. M. Bulanina. S.-Peterburg: Bulanin, 2010, 485 S., Abb. ISBN: 978-5-86007-633-4.

Es handelt sich bei diesem russischen Titel um die Übersetzung einer in den USA entstandenen Studie: „Russian Orthodoxy on the Eve of Revolution“ (Oxford University Press 2004). Nach Abschluss ihrer Studien (Yale University, New Haven) hatte die Autorin 1988/89 an der Geistlichen Akademie in Leningrad und dann, nach dem Ende der Sowjetunion, an einer Vielzahl russischer Archive arbeiten und dahin nicht gesichtete Quellen benutzen können. In diesem Buch (und auch in anderen Arbeiten) geht es Ševcova immer wieder um die Frage, was das Wesen der (orthodoxen) Kirche ausmache, was es eigentlich bedeutet, „zur Kirche zu gehören“.

Mit dieser Studie reiht sich die Autorin in die wachsende Zahl jener Forscher ein, die seit dem Ende der Sowjetunion ihr besonderes Interesse darauf richten, in welchem inneren Zustand sich die Russische Orthodoxie vor dem Oktoberumsturz von 1917 befand; denn als Staatskirche war sie ja ein untrennbarer Bestandteil des zarischen Regimes gewesen. Im Unterschied zu anderen Autoren nähert sich Ševcova dieser Frage nicht nur von sozialen, politischen und historischen, sondern mehr noch von innerkirchlichen und theologischen Positionen. Ihre akademischen Abschlüsse (M.Phil., Ph.D.) bieten eine solide Basis für diese breit angelegte Studie, in deren Mittelpunkt die Autorin die Laien (*mirjane*) und die Gemeinde (*obščina*) stellt – und nicht, wie bisher meist üblich, die Geistlichkeit mit Bischöfen und Priestern bzw. die Kirche als politische Größe. Auf sympathische Weise lässt die Autorin spüren, dass ihre Aussagen und Schlussfolgerungen in besonderem Maße von ihrem persönli-

chen orthodoxen Glauben getragen sind.

Ševcova geht von der Tatsache aus, dass das Christentum, und damit auch die Orthodoxie, auf der Gemeinde und auf dem gläubigen Volk gründe – nicht aber auf Bischöfen und Priestern. Um darzulegen, wie die Russische Orthodoxe Kirche vor 1917 wirklich funktionierte, zeigt sie auf, wie die Laien die christliche Botschaft im Alltag der orthodoxen Gemeinden in Russland praktizierten (Rituale, kirchliches Brauchtum, innergemeindliche Beziehungen usw.); theologische und dogmatische Konstrukte interessieren bei dieser Fragestellung kaum. Leitmotiv dieser Darstellung ist die Frage, wie im Rahmen einzelner Projekte kirchlicher Reformen, deren Notwendigkeit fast allgemein anerkannt wurde, das Laienelement berücksichtigt worden ist (oder nicht). Allein die Auffächerung schon dieses Komplexes durch die Autorin ermöglicht tiefe Einblicke in das innere Leben der Kirche.

Die Autorin nähert sich ihrem Thema – dem gemeindlichen Alltag – über sechs zentrale Fragenkomplexe: das Volk Gottes (die Laien); Gotteshaus; Kapelle; kirchliche Feiertage; Ikonen; Gottesmutter-Ikonen. Mit Hilfe dieser verschiedenen Zugänge zeichnet sie ein überaus differenziertes Bild der Russischen Kirche, das in vieler Hinsicht nicht dem bisher üblichen entspricht. Gewiss – die Russische Kirche war mit ihrem dem Staatskirchentum verpflichteten Episkopat erstarrt; dieser bildete eine unbewegliche Bürokratie und entsprach keineswegs dem urchristlichen Bild einer seelsorgerlichen Institution. Trotzdem funktionierte in der Stadt und vor allem auf dem Land an der Basis (Priester und Laien) die christliche Gemeinschaft noch immer, ungeachtet aller Politisierung und Bürokratisierung der Kirchenführung. Indem die Autorin die o.g. zentralen Komplexe innerkirchlichen Lebens nach allen Seiten hin ausleuchtet und die bedeutendsten zeitgenössischen Autoritäten ausführlich

einander gegenüberstellt, gelingt ihr eine unheimlich differenzierte, keineswegs negative Darstellung des inneren Zustandes der Russischen Or-

thodoxen Kirche am Vorabend der Revolution.

Gerd Stricker, Zürich

MARIE-PIERRE REY: *L'effroyable tragédie. Une nouvelle histoire de la campagne de Russie*. Paris: Flammarion, 2012. 391 S., 19 Abb. ISBN: 978-2-0812-2832-0.

Veröffentlichungen aus Anlass historischer Jahrestage sind aus der Verlagspraxis offenbar nicht wegzudenken. Ein solches Kommissionswerk hat die an der Sorbonne lehrende Russlandhistorikerin Marie-Pierre Rey nunmehr zu Napoleons Feldzug von 1812 geschrieben. Auf gut 300 Seiten liefert sie einen gerafften Überblick über dessen Vorgeschichte seit dem Vertrag von Tilsit (1807), eine kurze Einführung in die Grande Armée und das Heerwesen Russlands im Verhältnis zu den jeweiligen gesellschaftspolitischen Systemen sowie in der Hauptsache eine chronologisch aufgebaute Darstellung der kriegerischen Ereignisse des Jahres 1812 selbst. Das Buch wendet sich besonders an eine mit dem Thema noch wenig vertraute Leserschaft, hält eine gute Balance zwischen Erzählfluss und anekdotischem Detail und informiert im wesentlichen zuverlässig. Der Untertitel einer „neuen Geschichte“ ist wohl eher dem Verlagsmarketing geschuldet. Denn die Endnoten lassen keinen Zweifel daran, wie viel das Werk seinen Vorgängern von Michajlovskij-Danilevskij über Tarlé bis Lieven verdankt. Auch eine umfangreichere und breiter auf eigene Archivforschung gestützte Arbeit dürfte heute Probleme haben, der fast nicht mehr überschaubaren Flut von Darstellungen zu 1812 noch einen unbeachtet gebliebenen Aspekt oder eine überraschende These hinzuzufügen.

Zweifelloso hat die Autorin jedoch den selbst gestellten Anspruch (S. 10) eingelöst, die Sichtweisen beider kriegführender Parteien ausgewogen darzustellen und außer den militärischen auch zivile Zeitzeugen zu Wort kommen zu lassen. Neben ausgewählten französischen und insbesondere russischen Archivalien wird die einschlägige Memoiristik umfänglich, aber beileibe nicht erschöpfend ausgewertet; deutschsprachige Quellen wie z.B. Clausewitz werden meist nach

französischen Ausgaben zitiert. Im Hinblick auf die Erfahrungsperspektive von unten stößt der Ausgewogenheitsanspruch an quellenbedingte Grenzen, da nur ein einziges Ego-Dokument eines einfachen russischen Soldaten bekannt ist, dessen Dienstzeit das Jahr 1812 einschloss (S. 66). Gewisse Unschärfen ergeben sich bei der multinationalen Zusammensetzung der Grande Armée. Denn obwohl die Autorin einen Überblick über den Aufbau der einzelnen Korps bei Beginn des Kriegs gegen Russland gibt (S. 53–56), fehlen leider für den weiteren Verlauf die *ordres de bataille*, so dass der hohe Anteil nichtfranzösischer Soldaten ein wenig aus dem Blick gerät. Ebenso wenig finden sich Überlegungen zu Loyalität und Motivation von Napoleons nichtfranzösischen Truppen. Unversehens übernimmt Rey hier den Blick der russländischen Seite, die fast immer von „französischen Soldaten“ spricht, oder sie beschreibt das Verhalten der alliierten Truppen aus der meist sehr abschätzigen Perspektive der französischen Zeitzeugen (z.B. S. 217) – spiegelt diese Sichtweise aber die Realität wider? Viele von der Autorin leider nicht weiterverfolgten Hinweise sprechen dafür, dass nicht erst der katastrophale Rückzug den Mythos Napoleons bei seinen Soldaten – Franzosen wie Nichtfranzosen – ins Wanken geraten ließ.

Unausweichlich folgt die Darstellung den bekannten Stationen des Feldzugs, von der Überschreitung des Nemen über die Einnahme von Wilna und Smolensk, die Schlacht bei Borodino, den Brand von Moskau, den verheerenden Rückzug und die Erzwingung des Übergangs über die Berezina bis zum Eintreffen der Überreste der Grande Armée in Wilna. Übrigens möchte man eigentlich nicht lesen, dass sich das Korps Davout Ende Oktober noch in „Gagarine“ befand (statt in Gžatsk; S. 238); eine ausführlichere Ortsnamenskondanz nebst vernünftigen Kartenmaterial anstelle weniger völlig unzulänglicher Skizzen hätten hier bessere Dienste geleistet als die durchgehende und zudem inkonsistente Verwendung der aktuellen Ortsnamen. Der Blick ist

vielleicht allzu ausschließlich auf Napoleons Hauptarmee geheftet, während die nördlichen und südlichen Kriegsschauplätze einmal mehr etwas zu kurz kommen. Allerdings erfahren wir über das im Süden operierende österreichische Hilfskorps, dass es nur zum Schein Offensivoperationen durchführte und Metternich Alexander I. im Juli 1812 informieren ließ, dass Österreich keine ernsthaften Kriegshandlungen gegen Russland unternehmen würde (S. 265 f.). Über Napoleons zweiten unwilligen Alliierten, nämlich Preußen, schweigt sich Rey dagegen so gut wie völlig aus.

Die Autorin skizziert die Operationsgeschichte des Krieges nur in groben Zügen, was in Anbetracht von Intention und Zielgruppe des Buches sicher berechtigt ist. Allerdings interessiert sie sich auch nicht für die waffentechnischen und taktischen Bedingungen der damaligen Kriegführung, so dass die Zitate aus den Memoiren des Barons Larrey, des Chefchirurgen der Kaisergarde, über Massenamputationen und die Sterblichkeit in den Lazaretten vom unvorbereiteten Leser nicht recht eingeordnet werden können. Auch an anderen Stellen hätte man sich durchaus etwas mehr Kontext gewünscht. Beispielsweise bleibt der russische innenpolitische Hintergrund vage, vor dem sich die nur schwer nachvollziehbaren Intrigen innerhalb der russischen Armeeführung und deren strategische Entscheidungen abspielten. Was z.B. Kutuzov, den der Zar verabscheute und der sowohl in der Petersburger Hofgesellschaft als auch in der Armeeführung einen zu recht zweifelhaften Ruf genoss, abgesehen von seiner russischen Nationalität zum geeignetsten Kandidaten für den Oberbefehl machte und im russischen historischen Gedächtnis zur populären Identifikationsfigur werden ließ, bleibt vor diesem Hintergrund unklar, zumal Rey seine Rolle bei dem für den russischen Kriegseinsatz eminent wichtigen Friedensschluss mit dem Osmanischen Reich unerwähnt lässt. Insbesondere aber würde man sich eine ausführlichere Diskussion der Frage wünschen, was Napoleon davon abhielt, die Befreiung der Leibeigenen einzuleiten, um die endemische Unruhe der russländischen Landbevölkerung für seine Zwecke auszunutzen – war es die Rücksicht auf den polnischen Verbündeten oder die Abneigung, die gesellschaftspolitischen

Verhältnisse des Russländischen Reiches umzustürzen?

Bei allen Vorbehalten ist es eine der Stärken von Reys Darstellung, viele interessante Episoden und Einzelheiten zu thematisieren, die in den gängigen Darstellungen meist außen vor bleiben. Dazu zählt z.B. die Tatsache, dass viele Einheiten der Grande Armée ein halbes Jahr vor Erreichen ihrer Sammelstellungen den Marschbefehl erhielten, etwa aus Norditalien einen Anmarsch von 2000 km zurückzulegen hatten und auf dem Wege bereits schwere Verluste durch Krankheit und Erschöpfung erlitten, noch bevor der erste Schuss gefallen war. Die kriminell nachlässige logistische Planung des Feldzugs durch Napoleon, der nach dem Muster vorangegangener Feldzüge auf eine frühe Entscheidungsschlacht setzte, lässt erschauern; von Vorbereitung auf die klimatischen Verhältnisse Russlands keine Spur. In Staub und Hitze des russländischen Sommers waren die Verluste an Menschen und Pferden bereits auf dem Hinmarsch unfassbar hoch. Noch während des Aufenthaltes in Moskau wurden trotz reichlich vorhandener Ressourcen keine Vorbereitungen auf den bevorstehenden Winter befohlen, sondern sie waren der Improvisation der einzelnen Soldaten und Kommandeure überlassen. Die Plünderung des niedergebrannten Moskau wurde nach dem Abzug der Grande Armée von der Bevölkerung aus der Umgebung fortgesetzt. Fälle von Kannibalismus während des Rückzugs sind in der zeittypischen schamhaften Zurückhaltung in den Augenzeugenberichten meist nur angedeutet, müssen aber gleichwohl als unzweifelhaft belegt gelten.

Wer einen detaillierten Einblick in die Operationsgeschichte des napoleonischen Russlandfeldzugs bekommen möchte, wird heute zu den einschlägigen Monographien von Alexander Mikaberidze greifen. Wer die ganze Epopöe will, lese die jetzt auch in deutscher Übersetzung vorliegenden monumentalen Darstellungen von Adam Zamoyski oder Dominic Lieven. Als lesenswerter Überblick über die Ereignisse und einige der wesentlichen politischen Zusammenhänge leistet Marie-Pierre Reys Buch aber sehr wohl seine Dienste.

Andreas R. Hofmann, Leipzig

DIETMAR NEUTATZ: *Träume und Alpträume. Eine Geschichte Russlands im 20. Jahrhundert*. München: Beck, 2013. 688 S., 5 Ktn. = Europäische Geschichte im 20. Jahrhundert. ISBN 978-3-406-64714-7.

Eine neue Gesamtdarstellung der Geschichte Russlands in deutscher Sprache war angesichts der Forschungsergebnisse der letzten eineinhalb Jahrzehnte überfällig, und Dietmar Neutatz hat gute Arbeit geleistet, allerdings möchte man sagen, dass ihm nicht der ganz große Wurf gelungen ist. Dies liegt hauptsächlich an einem gewissen Platzmangel aufgrund der Konzeption der Schriftenreihe, in der das Werk erschienen ist, und an einzelnen schwachen Stellen im Text. Andererseits schreibt der Verfasser sehr lesbar, der Aufbau ist logisch sowie gut durchdacht und die vorgenommene Erweiterung um kulturgeschichtliche Fragestellungen erscheint überaus gelungen.

Der Autor unterteilt seine Arbeit in sechs etwa gleich lange Teile, in denen jeweils ein Jahr für eine ausführlichere Querschnittsdarstellung ausgewählt wird. Für die Querschnitte wählt der Autor oft die Selbstrepräsentationen des Landes auf den Weltausstellungen als Anknüpfungspunkte. Neutatz beschränkt sich nicht auf Russland allein, sondern geht ebenso auf die nichtrussischen Teile des Imperiums – sei es das Zarenreich oder die Sowjetunion – ein. Allerdings behandelt er keine selbständig gewordenen Gebiete. So fehlen praktisch jegliche Hinweise auf die Entwicklung Polens, Finnlands, Bessarabiens und der baltischen Staaten in der Zwischenkriegszeit, obwohl ein Teil der Territorien mit über 20 Millionen Einwohnern 1939/40 erneut annektiert wurde und bis 1991 im Staatsverband der UdSSR verblieb. Auch fehlen Vergleiche mit anderen Nachfolgestaaten der Sowjetunion; der Autor geht nur auf die Russische Föderation ein, obschon ein Blick auf die Ähnlichkeiten und Divergenzen der weiteren Entwicklungswege durchaus erhellend wäre.

An den Hauptteil schließt sich ein umfangreicher Anhang mit Anmerkungen, dem Verzeichnis zitierter Quellen und Literatur, einem Personenregister und Karten an. Weiterhin liefert der Autor Hinweise zur Aussprache und zu den Datumsangaben. Ein Sachregister fehlt leider. Mit

Sicherheit hat Neutatz mehr Literatur verarbeitet als angegeben, jedoch vermisst der Fachmann einige einschlägige Titel der englisch- und russischsprachigen Forschung. Dennoch schreibt Neutatz insgesamt auf dem neuesten Forschungsstand. Das Werk richtet sich eher an interessierte Laien und Studenten, doch auch ein Experte kann das Buch mit Gewinn lesen.

Die Schriftenreihe, in der bereits mehrere Bände erschienen sind, möchte Europas Geschichte als Einheit betrachten, allerdings nicht auf die nationalstaatliche Perspektive verzichten. Dies erscheint als sehr sinnvoll, jedoch fragt sich der Leser, warum Neutatz in seinem Text immer noch relativ wenige Vergleiche mit anderen europäischen Staaten anführt. In einer Zeit, in der „global“ und „transnational“ nahezu Modeworte in der Geschichtsschreibung geworden sind, könnte noch komparativer gearbeitet werden. Das eingeschränkte Wahlrecht zur Duma vor dem Ersten Weltkrieg kann beispielsweise leicht kritisiert werden, doch in Europa waren Zensuswahlen damals eher die Regel als die Ausnahme. Die Idee der Querschnitte, in diesem Fall um 1900 herum sowie in den Jahren 1926, 1942, 1966 und 1995, wird gelungen umgesetzt und ermöglicht ein Sich-Vertiefen in die jeweilige Situation Russlands bzw. der Sowjetunion. Zu kritisieren wäre die Beschränkung des Umfangs, dessen Vorgaben zwar vom Verfasser schon überschritten wurden, aber können die militärischen Vorgänge des Ersten Weltkriegs wirklich auf weniger als einer Seite komprimiert zusammengefasst werden (S. 140), ohne oberflächlich zu werden? Zahlreiche andere Themen leiden ebenfalls unter Platzmangel. So fällt beispielsweise die postsozialistische Transformation viel zu knapp aus, und die Hungersnot von 1932 bis 1934 wird auf weniger als zwei Seiten behandelt (S. 234–235). In diesem Fall vergisst der Autor, dass Stalin zwar zweifelsohne der Hauptschuldige war, aber das Wetter und überhöhte Ernteprognosen ebenfalls eine Rolle spielten. Auch erwähnt er nicht die vom Zentrum schließlich veranlassten Hilfslieferungen. Neutatz oder der Herausgeber der Reihe, Ulrich Herbert, hätte manchen Themen einfach mehr Platz einräumen müssen.

Der erste Teil widmet sich der Entwicklung vor 1917 und Neutatz setzt berechtigterweise

schon vor der Jahrhundertwende, im Jahr 1890, ein und geht wie in den folgenden Teilen nicht nur auf Politik- und Sozialgeschichte ein, sondern auch auf Wirtschafts-, Geistes- und Kulturgeschichte sowie andere Aspekte. Wichtige Themen, die sich durch das ganze Buch hindurchziehen, sind die relative Rückständigkeit des Landes, die Modernisierung und die im Titel angeführten, an der Realität gescheiterten Utopien. Hier fragt sich der Leser, warum Neutatz nicht wie Douglass C. North oder Daron Acemoglu stärker nach der Bedeutung von effizienten Institutionen fragt oder angelehnt an James C. Scott die missglückten Pläne zur Beglückung der Menschheit genauer untersucht und gründlicher erläutert, warum sie scheitern mussten. Die genannten Autoren und zahlreiche andere haben sich zwar kaum zu Russland geäußert, aber ihre Ansätze sind für den russischen bzw. sowjetischen Fall durchaus anwendbar. Mancherorts schreibt der Autor auch lange über mangelhafte Infrastruktur und rückständige Dörfer, ohne dass ein entscheidender Terminus – fehlende Marktintegration – fällt, der über ein hohes Erklärungspotential verfügen könnte. Diese Kritik soll allerdings nicht in Frage stellen, dass der Verfasser in diesem wie in den anderen Teilen gute Arbeit leistet und den Leser gelungen in die dargestellten Epochen einführt.

Im zweiten Teil behandelt Neutatz gekonnt die Periode von 1917 bis 1928, von der Katastrophe des Bürgerkriegs bis zum Ende der Kompromisse der Neuen Ökonomischen Politik. Im Bereich der Außenpolitik vermisst man einen Hinweis darauf, dass die Sowjetregierung bis 1924 kommunistische Aufstandsversuche in anderen Staaten unterstützt und im Einzelfall sogar initiiert hat. Der dritte Teil ist dem Stalinismus gewidmet und bietet über weite Strecken eine ausgesprochen gelungene Synthese, besonders zur Vorkriegszeit. Ob die Sowjetunion aber 1937 wirklich schon ein Industrieland war, wie Neutatz schreibt (S. 228), könnte angezweifelt werden. Schließlich stellt der Verfasser selbst ausführlich dar, welche außerordentlichen Probleme im Verlauf der Fünfjahrespläne auftraten und dass 1937 mehr als zwei Drittel der Bevölkerung auf dem Land und lebten und hauptsächlich in der Landwirtschaft tätig waren. Dass Stalin seine Umge-

staltung der UdSSR durch Ausplünderung der Bauern und eine Senkung des Lebensstandards finanzierte, beschreibt der Verfasser. Welche Bürde Stalin und seine Nachfolger der Bevölkerung durch überhöhte Rüstungsausgaben in Friedenszeiten auferlegten, darüber erfährt der Leser dagegen praktisch nichts. Dass sich die hohen Verluste der Roten Armee im Zweiten Weltkrieg, nicht nur auf die Ausrüstung und die Menschenverachtung der Führung (S. 312) reduzieren lassen, sondern auch der inadäquaten Ausbildung der meisten Offiziere und Mannschaften geschuldet war, übergeht der Autor. Da wir über die Nachkriegszeit der UdSSR immer noch weniger wissen, als über die dreißiger Jahre, fällt auch die Darstellung von Neutatz hier etwas ab. Vom sowjetischen Atombombenprojekt ist überhaupt nicht die Rede, obwohl es möglicherweise ebenso wichtig war wie die später erwähnte sowjetische Weltraumfahrt.

Im dritten Teil behandelt der Verfasser den Zeitraum von 1953 bis 1982. Angesichts der Tatsache, dass die Erforschung dieser Epoche erst jetzt ernsthaft angefangen hat und viele Archivalien noch gesperrt sind, tut er dies ebenfalls überzeugend. Kritikwürdig ist allerdings, dass mitunter sowjetische Statistiken zu Säuglingssterblichkeit, Lebenserwartung und Konsum zitiert werden, ohne darauf hinzuweisen, dass die Angaben möglicherweise nicht der Realität entsprachen und unplausibel sind. Wie überzeugend ist ein Fleischverbrauch pro Kopf von 57 kg im Jahr 1975 (S. 447), angesichts der Klagen über Versorgungsengpässe und der Unmöglichkeit der exakten Erfassung privater Produktion? Besonders gut gelingt es dem Verfasser, den Alltag in der späten Sowjetzeit zu beschreiben.

Der letzte Teil widmet sich den Reformversuchen in den achtziger Jahren, dem Ende der Sowjetunion und der weiteren Entwicklung bis zur Jahrtausendwende. Dem Rezensenten erscheint es allerdings, dass Michail Gorbatschow mitunter zu sehr als Macher und zu wenig als Getriebener dargestellt wird. Lässt sich das Auseinanderdriften der Sowjetrepubliken in erster Linie durch die Nationalitätenproblematik erklären oder stand dahinter nicht auch eine gewaltlose Demokratiebewegung von unten? Neutatz erwähnt nicht, dass zum Zusammenhalten des Imperiums auch

vor Mord nicht zurückgeschreckt wurde, wie im Falle der getöteten litauischen Grenzbeamten 1991. Angesichts der umfangreichen Literatur geht der Verfasser zu kursorisch auf die postsozialistische Transformation ein. Der Querschnitt zum Jahr 1995 ist allerdings solide. Eine kluge und zusammenfassende Bilanz sowie ein Ausblick runden das Werk ab.

Um bei aller Kritik nicht missverstanden zu werden: Der Autor hat eine gute und empfehlenswerte Überblicksdarstellung vorgelegt. Ange-

sichts der Materialfülle wird ein jeder Leser Themen identifizieren können, über die er gerne mehr erfahren hätte. Eben deshalb wäre ein größerer Umfang wünschenswert gewesen. An einigen Stellen treten Schwachstellen auf, doch auf weitere kleinere Fehler und Auslassungen hinzuweisen wäre unfair. Insgesamt handelt es sich um eine wirklich anregende Lektüre, die an manchen Stellen aber nachdenklich stimmt oder eben zum Widerspruch motiviert.

Olaf Mertelsmann, Tartu

BARBARA STELZL-MARX: *Stalins Soldaten in Österreich. Die Innensicht der sowjetischen Besatzung 1945–1955*. München: Oldenbourg; Wien: Böhlau, 2012. 865 S., 128 Abb., 8 Tab. = Kriegsfolgen-Forschung, 6. ISBN: 978-3-205-78700-6, 978-3-486-70592-8.

Die sowjetische Besatzungspolitik in Österreich 1945 bis 1955 wurde in der internationalen Forschung lange wenig beachtet. In den letzten Jahren haben bi- und multilaterale Projekte jedoch gezeigt, dass das österreichische Beispiel sowie der Vergleich osteuropäischer und ostdeutscher Entwicklungen mit der sowjetischen Besatzungszone in Österreich wichtige Fragestellungen und Erkenntnisse über die Ziele und Praktiken stalinistischer Herrschaft und Außenpolitik liefern können. Barbara Stelzl-Marx hat auf diesem Feld über Jahre hinweg diverse Forschungsvorhaben mit initiiert und realisiert. Ihre Habilitationsschrift kann daher aus einem reichen Fundus von russischen und westlichen Quellen schöpfen sowie auf Resultate früherer Analysen zurückgreifen. Diese Vorgeschichte führte in der hier besprochenen Studie mitunter zu Wiederholungen. Auch die besonders intensive Auseinandersetzung mit Quellenbeständen der sowjetischen Besatzungsjustiz ist ein Nachhall früherer Projekte. Dabei überzeugen die Interpretationen, die die Autorin aus dem verzerrten Bild der sowjetischen Gerichtsakten destilliert, nicht immer. (S. 492, 499).

Im Ganzen nutzt Stelzl-Marx jedoch die gegebenen Möglichkeiten zu einer kombinierten Darstellung, die – etwas zu ausführlich – die sowjetische Besatzungspolitik referiert, detailliert die

Struktur der Besatzungsapparate erläutert, in der Mikrogeschichte des Besatzungsalltags die multinationalen Perspektiven sowjetischer Soldaten und österreichischer Bürger erfasst und schließlich plastisch die Entwicklung der gesellschaftlichen Geschichtsbilder beschreibt.

Angesichts der schieren Masse von Einzelproblemen, die die Autorin auf knapp 800 Seiten anspricht, können hier nur einige Aspekte aufgegriffen werden. So zeigt Stelzl-Marx, dass sich auch in Österreich die sowjetischen Soldaten schwer damit taten, den mäandernden politischen Vorgaben des Kreml gerecht zu werden. Die politische Führung wollte die UdSSR ab Frühjahr 1945 vor allem als Befreier Österreichs präsentieren. Im Besatzungsalltag wirkte dagegen das langjährige Feindbild der Truppe, die im Kampf oder in der reichsdeutschen Besatzungspolitik keinerlei Unterschiede zwischen Deutschen und Österreichern hatte erkennen können, nach. An der kritischen Sicht der Besatzer vor Ort konnten auch Einzelaktionen des österreichischen Widerstands nichts ändern. Dessen Aktivitäten sahen die sowjetischen Sicherheits- und Armeebehörden überhaupt kritisch. Sie misstrauten den Motiven der Widerständler wegen ihrer Untergrundverbindungen ins westliche Ausland und wegen ihres häufigen bourgeoisien Hintergrunds. Insgesamt setzten stalinistische Grundüberzeugungen und Verhaltensmuster in Österreich repressive und anti-westliche Handlungsmechanismen in Gang, wie sie vor Jahren Norman N. Naimark für die sowjetische Politik in der SBZ beschrieben hat. Auch in den Folgejahren blieb die sowjetisch-österreichische Verständigung vor Ort problematisch, zumal die sowjeti-

sche Propaganda, die sich aktiv um die österreichische Bevölkerung bemühte, unter Personal- und Themenmangel litt. Österreichische Antipathien wurden durch sowjetische Repressionen, aber auch durch die sowjetische Wirtschaftspolitik noch vertieft. Dabei darf der Ertrag, den die UdSSR aus dem beschlagnahmten deutschen Eigentum und aus sonstigen Firmen zog, keinesfalls überschätzt werden. Nur die Ablösesummen, die die sowjetische Delegation 1955 aushandelte, lagen noch über den sowjetischen Schätzungen und erwiesen sich als Geschäft. (S. 281, 302–303)

Derweil mussten sich die Soldaten der sowjetischen Armee in einer gänzlich neuen Welt zu rechtfinden. Die sowjetische Führung wollte sie von der österreichischen Bevölkerung isolieren. Der Alltag der Soldaten blieb bis 1955 durchreglementiert und ohne wirkliche Freiräume. Das Gros der Besatzungskräfte erfuhr höchstens am Rande österreichisches Leben, das den Soldaten fremd blieb: Sowjetische Hobbyfotografen suchten sich „exotische“ Motive und sammelten etwa Aufnahmen von Einwohnern mit Trachtenhüten. Die sowjetische Führung ließ ihre Soldaten im übrigen auch in der Verarbeitung der Schrecknisse des Krieges allein. Das offizielle Kriegsbild feierte die Rettung der Kulturnation Österreich durch die Rote Armee und verschleierte bis in die 1980er Jahre hinein die immensen Kosten des Sieges. Die sowjetische Adaption des Hollywood-Streifens „The Great Waltz“, der ab Juni

1940 in den sowjetischen Kinos gezeigt wurde, illustriert die tiefen Gräben, die sich zwischen der offiziellen und der privaten Deutung von Kriegs- und Nachkriegszeit auftaten. Die sowjetische Propaganda nutzte Kranzniederlegungen am Grabmal des durch den Film popularisierten Johann Strauß, um die sowjetische kulturelle Mission und das einvernehmliche Miteinander von Siegern und Befreiten zu zelebrieren. Für die sowjetischen (soldatischen) Zuschauer lieferte der Film dagegen höchstens eine willkommene Ablenkung von der harten Realität der Kriegs- und Nachkriegsjahre. Zugleich bot er einen Blick auf eine bessere Welt unter nicht-sowjetischen Bedingungen. (S. 640–642) Das harte Binnenregime der sowjetischen Armee auch in Österreich unterdrückte das latente Spannungsverhältnis, das zwischen soldatischen Wahrnehmungen und politischen Ansprüchen herrschte. Die inneren Widersprüche und die Ursachen für die Fluchten aus der Realität oder für die Begeisterung für alternative Entwürfe blieben bestehen. Die sowjetische Besatzungspolitik in Österreich scheiterte damit sowohl an der äußeren als auch an der inneren Front. Österreicher feierten 1955 euphorisch den Abzug der sowjetischen Befreier, und diese mussten noch Jahrzehnte nach Wegen suchen, um die Unvereinbarkeit des ideologisch-politischen Anspruchs der Staatsführung mit der gesellschaftlichen Realität und mit individuellen Sehnsüchten auflösen zu können.

Andreas Hilger, Hamburg

ANDREJ L. JURGANOV: *Russkoe nacional'noe gosudarstvo. Žiznennyj mir istorikov épochi stalinizma*. [Der russische Nationalstaat. Die Lebenswelt der Historiker im Stalinismus]. Moskva: Izdatel'skij centr RGGU, 2011. 766 S. ISBN: 978-5-7281-1123-8.

In „The Russian National State: The Existential World of Historians During the Stalin Epoch“, A. L. Iurganov reconstructs the way in which early Soviet historians came to endorse the term „Russian National State“ (*russkoe natsional'noe gosudarstvo*) in their work on the USSR's pre-revolutionary history. More than a *Begriffsgeschichte*, this study focuses on both the intellectual creativity

of Soviet historians and the vagueness with which the party framed their ideological relationship with the past. According to Iurganov, this ideological indeterminacy (*ideologičeskaja neopredelennost'*) was intentionally designed by Stalin to guarantee him the upper hand in his relationship with both historians and the historical record itself.

Iurganov's treatment of the changing semantics of the term „Russian National State“ is meticulous. Charting an array of changes reflected in monographs, textbooks and journal articles published between the 1920s and early 1950s, Iurganov flanks this analysis with a keen investigation of relevant archival sources. This

latter work is not only fascinating, but frequently allows Iurganov to identify the agency behind key semantic shifts. Sometimes he traces innovations to the historians themselves; at other times, the shifts turn out to stem from the historians' interactions with their colleagues, critics, editors, new publications and party handlers. This is Stalin-era intellectual history at its best.

Iurganov's discussion of the surprising diversity of the discipline during the 1930s and 1940s is similarly dynamic. Criticizing previous scholarship that has posited a simplistic dichotomy between historians and the party, Iurganov argues that such a distinction is artificial and obscures the former group's eager engagement with the latter's priorities. What is more, Iurganov finds that historians engaged in remarkably wide-ranging interactions with one another, the historiography and party authorities as they attempted to trace the evolution of Russian state sovereignty. Ultimately, Iurganov finds that there was never any consistent official line or advice on this important subject; instead, Soviet historians zig-zagged abruptly from position to position over the course of this period.

Most controversial in this study is Iurganov's conclusion that this chaotic state of affairs was intentionally designed by Stalin to create a sense of indeterminacy within the historical discipline. Recent scholarship by specialists such as A.M. Dubrovskii (*Istoriik i vlast'*, Briansk 2003) and the author of the present review contends that such turbulence within the existential world of Stalin-era historians stemmed from the party authorities' incomplete ideological control over the discipline. According to this line of reasoning, although Stalin and members of his entourage such as A. A. Zhdanov, A. I. Stetskii, G. F. Aleksandrov and A. S. Shcherbakov frequently intervened within the discipline in order to promote their ideological, mobilizational and educational priorities, they also frequently failed to follow through with their initiatives, both because they were preoccupied with more prosaic tasks and because they lacked formal training in the field. As a result, even the most trusted of the court historians struggled to convert the party bosses'

simplistic platitudes and sloganeering into more sophisticated and exacting scholarship. And this inability on the part of the party authorities to fully control the field explains many of this period's misunderstandings about official intentions, from the 1944 historians' conference to S. M. Eisenstein's cinematic debacle "Ivan the Terrible".

Iurganov, however, argues that the atmosphere of intellectual and interpretive uncertainty that reigned during this period was something that Stalin deliberately cultivated. It was, according to Iurganov, a fantastic game of cat-and-mouse designed to monopolize disciplinary authority within the field. An imaginative interpretation, it owes something to early work on totalitarian theory by people like Hannah Arendt. But like its forerunners, it is also very difficult to demonstrate empirically: in contrast to Iurganov's resourceful archival work on the historians themselves, here he appears unable to identify documents that actually depict careful command and control on the part of Stalin, much less the intentional creation of an atmosphere designed to foster intellectual dependency. Hard pressed to produce even circumstantial evidence (much less a 'smoking gun') from the former party and state archives, Iurganov relies heavily on deductive reasoning and rhetorical turns of phrase to characterize Stalin's role vis-à-vis the past.

In the process of advancing this notion of intentional ideological indeterminacy, Iurganov contradicts aspects of his larger work. Having highlighted the dynamism of intellectual life during the Stalin period, Iurganov undercuts the rigor and independence of people like A. M. Pankratova and A. E. Efimov by trapping them within a deliberately irrational, chaotic system. And having criticized colleagues for positing a dichotomy between historians and the party, Iurganov reifies this binary by depicting the historians as little more than playthings in Stalin's hands. This framing of the historians' existential world is tendentious and mars an otherwise fascinating intellectual history of the period.

David Brandenberger, Richmond, VA

MALTE GRIESSE: Communiquer, juger et agir sous Staline. La personne prise entre ses liens avec les proches et son rapport au système politico-idéologique. Frankfurt a.M. [usw.]: Lang, 2011. XI, 536 S. ISBN: 978-3-631-60446-5.

The opening of the formerly secret archives in the wake of the collapse of the Soviet Union vastly expanded the historical sources available to scholars, making it possible to study the minds of Soviet citizens under Stalin who were not free to speak. Interestingly, the study of the Soviet people as individuals led to diametrically opposed views of them, one camp (the “Subjectivist School”) emphasizing their integration into the regime (which left no or little separate space for the public and the self) and the other camp (the “Resistance School”) stressing the ubiquity of their open and hidden resistance to the regime. While Malte Griesse notes that the Stalinist regime was not monolithic, he asserts that the manifestations of critical thinking in Soviet society were certainly marginalized. Griesse takes issue with the Subjectivist School, criticizing it as preoccupied with the vertical link between a Soviet subject and the regime: the state sought to fashion the soul of the individual, who in turn tried to perfect a self in which the public and the private were merged without contradiction. The fact that Soviet idealism and reality diverged inevitably created room for critical thinking. According to the Subjectivist School, however, even such critical thinking was trapped in the mode of Stalinist discourse (concepts, vocabulary, and logic), which in turn demonstrated the degree to which Soviet individuals were integrated into the Stalinist system. By taking the Soviet subject’s discourse at face value, according to Griesse, the School’s approach becomes inevitably ahistorical.

Rather than a dominant vertical relationship between the individual and the state, Griesse sees micro spaces of horizontal, inter-subjective relations among individuals. It was in these spaces of inter-personal communication that inherently subjective views and opinions were confirmed and strengthened or repudiated. It was inter-subjectivity that clarified subjectivity. Griesse’s work therefore is devoted to elucidating the existence, structure, functions, and use of inter-personal

links under Stalin. Griesse uses the term “*lien*” (“link”, “tie” or “connection”), instead of “*réseau*” (“network” with utilitarian connotations) in order to stress its ideational significance. Likewise, he avoids the terms “subject” (too “Foucauldian”) or “individual” (too close to the liberal concept of “autonomous individual”), using instead “*personne*” (“person”). In this attempt Griesse seeks to avoid the dichotomies of “repressive vs. constructive/productive”, “reactive vs. proactive”, “exclusive vs. inclusive”, “collectivism vs. individualism”, and “illiberal vs. liberal”. Focusing on Old Bolsheviks, Griesse deploys a wide array of “ego documents” such as diaries, personal correspondence, autobiographies, memoirs, and others. These include records of well-known people such as Stepan Podlubnyi (1914–1998, the subject of work by Jochen Hellbeck) and newly found sources such as private correspondence between the couple Anna G. Kravchenko (1890–1984, an official in the People’s Commissariat of Enlightenment) and Aleksandr P. Spunde (1892–1962, also a Soviet official).

Griesse’s overall argument is persuasive to a degree. It is particularly strong in rebutting the Subjectivist School’s preoccupation with the vertical line between state and person. Among the many examples Griesse discusses, he singles out Kravchenko and Spunde as especially illuminating. The couple and their children (particularly their son Iakov, 1918–1921) left voluminous records of correspondence (some 1,200 letters). In this family space they discussed matters of common concern (social and political issues). Letters with sensitive subjects were delivered by trusted friends. Although exactly when they began to entertain doubts about the Stalinist regime is not entirely clear, by 1940–41 definitely they had developed very critical views of Soviet political life. Griesse emphasizes that it was only in this micro space of communication that they helped one another to think critically. In the process they did not abandon their Bolshevism. Rather they used the old vocabulary of revolutionary idealism (egalitarianism, comradeship, mutual respect, reciprocal engagement) to come to criticize the Stalinist regime. When Griesse discusses Podlubnyi and others who provided ex-

amples for the Subjectivist School, he sees, instead of a closed self, many inter-personal links in which each person actually lived (see pp. 270, 273 and 276 for Podlubnyi, and p. 340 for A. G. Man'kov, 1913–2006).

Griesse's work is helpful in correcting the Subjectivist School's preoccupation with discourse and self-fashioning by stressing practice and inter-subjectivity. He reminds that the fact that a human-being is an inherently social-being. After all, even a hermit is only a hermit after first withdrawing from society. When Griesse discusses Oleg Kharkhordin's concept of "dissimulation", a peculiarly Soviet space of individual life different from the Western concept of the "private sphere", Griesse proposes a "half-closed door" (instead of a "closed door") in a person's life. Even under Stalin inter-subjective, communicational spaces did not disappear (pp. 383–384). In presenting his argument, Griesse puts to good use Hanna Arendt's distinction of "solitude" and "loneliness" as well as some of the theoretical concepts of "pragmatic sociology" by Luc Boltanski and Laurent Thévenot and "ego-state" in psychological studies. Overall Griesse's monograph presents a highly readable interpretation of subjectivity and inter-subjectivity.

Griesse's account leaves some uncomfortable issues out, however. For one, Griesse fails to pose the all-important question of betrayal and denunciation in inter-personal spaces. He simply

states categorically that refusal to denounce one's comrades was a fundamental moral code (p. 325). He discusses well-known facts of police provocateurs among the revolutionaries (such as Roman Malinovskii), but emphasizes that Old Bolsheviks discussed the unsavory facts of betrayal very little in their own writing (pp. 209–211). The Kravchenko-Spunde family managed to survive the Great Terror, even though husband and wife had traveled overseas as government officials and continued to live in the famous "House on the Embankment" through the years of the Great Terror. Until 1938 Spunde, formerly a supporter of Nikolai Bukharin's "Left Communism" who even went to the dangerous country, Japan, in 1932, ate lunch daily at the canteen of the Council of the People's Commissars (Cabinet) (p. 413). The family destroyed part of their correspondence at the time of the Terror (p. 404). People must have privately asked whether they had (or were forced to have) special links to the secret police. (In his diary Podlubnyi confessed to his work as a police informer.) Were their critical views of Soviet life a reflection of their retrospective shame? However offensive such questions of betrayal may be, they need to be asked if one wants to understand Stalinist society, for Stalin took advantage of this hidden side of Soviet life to rule the country.

Hiroaki Kuromiya, Bloomington, IN

RICHARD BUCHNER: *Terror und Ideologie. Zur Eskalation der Gewalt im Leninismus und Stalinismus (1905 bis 1937/1941). Ausblick bis 2011.* Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2011. 545 S., Tab. ISBN: 978-3-86583-554-3.

Richard Buchner hat ein interessantes und vielschichtiges Buch über die Verbrechen des Stalinismus verfasst, das sicher von einer breiten Leserschaft positiv aufgenommen wird. Über die Ausrichtung des Buches bemerkt er in der Einleitung: „Weltgeschichte wird hier verstanden als eine Geschichte von unten – Geschichte der Opfer“ (S. 23). Deshalb bleiben diejenigen völlig unberücksichtigt, die im Stalin'schen System funktionieren konnten und oftmals gerade seinetwe-

gen Bildung erlangten und auf der Karriereleiter nach oben stiegen. Der Autor hätte sicher zu Recht angemerkt, dass man dieselben Ziele auch mit geringeren menschlichen Verlusten hätte erreichen können – daran besteht kein Zweifel. Das Desinteresse an diesen Bevölkerungsgruppen bedeutet jedoch auch eine Einseitigkeit der Darstellung. Und gerade deshalb kann der Autor auf Seite 159 feststellen, im Vergleich zum NS-System (in dessen Fall man darüber zumindest diskutieren könne) seien der Leninismus und der Stalinismus niemals Zustimmungsdiktaturen gewesen. Sein Hauptargument ist die Darlegung der Art und Weise, wie die bolschewistische Diktatur in den Jahren 1917–1920 geschaffen wurde, wo er richtig hervorhebt, dass die Bolschewiken

nicht in der Lage waren, im Rahmen regulärer demokratischer Prozesse eine Mehrheit der Bevölkerung auf ihre Seite zu ziehen. Große Aufmerksamkeit widmet er der wirtschaftlichen und sozialen Katastrophe, zu der es infolge des Kriegskommunismus kam, während er die Neue Ökonomische Politik der Jahre 1921–1927 als mehr oder minder erfolgreiche, ursprünglich menschewistische Wirtschaftsstrategie versteht, ohne deren Übernahme die bolschewistische Diktatur bereits im Jahre 1921 zerfallen wäre. Vollkommen unbeachtet bleiben die Folgen dieser Politik – konkret die Entstehung einer neuen Bevölkerungsstruktur, an deren Spitze eine soziale Gruppe stand, die von dieser begrenzten Marktwirtschaft zu profitieren wusste. Gerade die Abneigung der niederen Schichten gegenüber den sog. „NEP-Leuten“ half bei der Legitimierung der neuen Stalin'schen Wirtschaftspolitik nach 1927. Buchners pauschale Ablehnung der Möglichkeit, die Formierung eines Konsens in der Sowjetgesellschaft erforschen, und die ausschließliche Betonung der Terroropfer sind aus diesem Grunde irreführend und lassen zu einer einseitigen Betrachtung gelangen. Bezeichnenderweise bleibt auch die Literatur, die sich mit ebendiesem gesellschaftlichen Konsens in den Gesellschaften sowjetischen Typs befasst, außerhalb des Interesses des Verfassers (z. B. Sheila Fitzpatrick bzw. Jochen Hellbeck). Der Autor hält konsequent an der Totalitarismustheorie fest, die er am Ende des Buches versucht typologisch zu vertiefen: Er erweitert die klassische Totalitarismus-Typologie von Carl Joachim Friedrich mit fünf Punkten auf 12 Punkte (S. 445 ff.). Die Erklärung der Eskalation der Gewalt im Leninismus und Stalinismus ergibt sich dann aus der totalitaristischen Konzeptualisierung. Diese Eskalation wurde durch die nicht anzuzweifelnde messianistische Ideologie möglich, die das gesellschaftliche System schuf, indem es keine Machtteilung und auch keinen Respekt vor den Menschenrechten gab. Buchner versteht den Stalinismus zwar nicht als notwendige historische Resultante (dazu waren Stalins einzigartige psychische Faktoren und seine Erfahrung als „Mafiaboss“ aus dem Kaukasus zu besonders), doch schaffe ein solches gesellschaftliches System die Bedingungen dafür, dass Individuen wie Stalin,

Mao oder Pol Pot an die Macht gelangen könnten. Gerade darin lassen sich (aus der Sicht eines Historikers) die Stärken des Buches sehen – der Verfasser schwankt in seiner Ausführung in interessanter Weise zwischen strukturellen Faktoren, die sich aus dem totalitaristischen System ergeben, und einzigartigen Faktoren, die aus dem Willen der Individuen resultieren, die an der Spitze seiner Machthierarchie stehen.

Der Autor wundert sich mit Recht über die heutigen Meinungsumfragen, nach denen sich nur ein Viertel der russischen Bevölkerung deutlich negativ über Stalins Persönlichkeit äußert, während ihn der Rest mit partiellen Vorbehalten oder ganz ohne Vorbehalte positiv betrachtet (S. 25). Er sieht das als Beweis für das tief verwurzelte antidemokratische Bewusstsein in der gegenwärtigen russischen Gesellschaft und verurteilt solche Ansichten von moralischen Positionen aus. („Dies ist ein Schlag in das Gesicht der Opfer des Stalinismus.“ – S. 26) Wenn er sich später darüber wundert, warum im derzeitigen Deutschland die Terroristen der RAF als Kämpfer für die Menschheits-Beglückung stärker verehrt werden als der Arbeiterführer Ferdinand Lassalle, so ergibt sich daraus eine moralische Verurteilung der heutigen Medien, die nur Sensationen hinterherjagen. Gerade an solchen Stellen des Buches kann sich der Leser der Grenzen einer Beschreibung des Sowjetsystems und der durch den Marxismus inspirierten Bewegungen ausschließlich über deren Verbrechen und durch die Optik der Opfer, wie es Richard Buchner (S. 266) versucht hat, gewahr werden.

Oft schrieb er in seinem Buch „Nie wieder!“. Wenn die Historiographie überhaupt dazu beitragen kann, dass sich totalitaristische Diktaturen nicht mehr wiederholen, dann reicht es offensichtlich nicht aus, nur Belege zu den Verbrechen der Systeme der Vergangenheit zusammenzutragen und diese moralisch zu verurteilen, wie dies anschließend an Solschenizyn, Courtois, Jakowlew und andere auch Buchner tut. Man muss auch diejenigen betrachten, die nicht zu Opfern wurden oder die sogar von der entsprechenden Gesellschaftsordnung zu profitieren wussten. Und außerdem muss auch der Frage Aufmerksamkeit gewidmet werden, wie ein kollektives Gedächtnis entsteht, ohne nur die Medien oder

die Verblendung der Menschen zu verurteilen. Nur schwer zu erklären sind die tschechische Nostalgie nach den Zeiten der politischen „Normalisierung“ in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts oder die ostdeutsche „Ostalgie“, wenn man dies nur mit einem tief verwurzelten antidemo-

kratischen Bewusstsein oder rosaroten Erinnerungen an die verlorene Jugend tut (S. 269). Die so gestellten Fragen gehen jedoch über den Rahmen des Buches von Buchner hinaus.

Jakub Rákosník, Prag

EKATERINA MAKHOTINA: Stolz und Gedenken und traumatisches Erinnern. Gedächtnisorte der Stalinzeit am Weißmeerkanal. Frankfurt/Main: Lang, 2013. 145 S. = Osteuropastudien, 1. ISBN: 978-3-631-60006-1.

Der Sieg im „Großen Vaterländischen Krieg“ spielt eine dominante Rolle in der russischen Geschichtskultur und bringt ein heroisches Erinnern an die Stalinzeit mit sich. Ein negatives Gedächtnis, das sich selbstkritisch mit den sowjetischen Gesellschaftsverbrechen auseinandersetzt, stört hingegen eine patriotische Sinnstiftung, die auch im postsowjetischen Russland anschlussfähig ist. Allerdings existieren an den Orten staatlicher Massengewalt lokale Initiativen, die den Spuren der dort verübten Verbrechen nachgehen und die Erinnerung an die Opfer wachhalten. Diese gesellschaftlichen Akteure konkurrieren mit der staatlichen Geschichtspolitik und kooperieren zugleich nicht selten mit der staatlichen Verwaltung. Der Blick auf die lokale Ebene legt somit eine Erinnerungslandschaft frei, die um einiges vielfältiger ausfällt, als die alleinige Betrachtung der Geschichtspolitik des Kremls suggeriert.

Hier knüpft Ekaterina Makhotina an. Sie untersucht in einer Feldstudie die Formen der Erinnerung an die Stalinzeit an Gedächtnisorten des Weißmeerkansals. Der *Belomorkanal* wurde 1931 bis 1933 als erstes stalinistisches Großprojekt von Lagerhäftlingen gebaut. Tausende kamen infolge der harten Zwangsarbeit ums Leben. Auch Massenerschießungsorte und geheime Friedhöfe aus der Zeit des „Großen Terrors“ befinden sich im Medvežegorsker Gebiet. Makhotina nimmt diese Topographie divergierender Erinnerungsorte in den Blick und fragt, inwieweit und auf welche Weise sich unterschiedliche geschichtspolitische Akteure dort an die Stalinzeit und ihre Verbrechen erinnern.

Der Bau des Belomorkanals wurde als Hel-

denepos inszeniert und bis in die achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts als ein Meisterwerk der stalinistischen Industrialisierung gefeiert. Die Sowjetmacht hatte mit diesem Großprojekt demonstriert, dass sie die Natur beherrschen und den neuen Menschen erschaffen kann. Dieses propagandistische Leitmotiv dominiert bis heute die Ausstellungen der lokalhistorischen Museen. Sie stellen den Bau des Kanals als Sprung einer bis dahin unterentwickelten Region in die industrialisierte Moderne dar. Die problematischen Seiten des Kanalbaus werden hingegen ausgeblendet: die Todesopfer, der Einsatz von Zwangsarbeitern oder die Überflutung ganzer Dörfer. Stattdessen steht der Stolz auf die Heldentaten der Ingenieure und Arbeiter am Weißmeerkanal im Vordergrund. Auf dieses Helden-narrativ stieß Ekaterina Makhotina auch bei ihren Interviews mit den Einwohnern von Medvežegorsk. Selbst ehemalige Lagerhäftlinge, die als Zwangsarbeiter beim Kanalbau eingesetzt waren, betonten mitunter dessen wirtschaftliche und strategische Bedeutung und geben dem Bruch im eigenen Lebensweg auf diese Weise einen Sinn.

Ganz anders verhält es sich mit Sandormoch als Erinnerungsort. Die ehemalige Hinrichtungsstätte aus der Zeit des „Großen Terrors“ ist heute eine Gedenkstätte. Lange Zeit waren derartige Orte geheim. Erst in den neunziger Jahren spürten gesellschaftliche Initiativen wie *Memorial* diesen und andere Exekutionsorte sowie Friedhöfe auf und markierten diese mit Gedenksteinen, Kreuzen oder Stehlen. Die Angehörigen der Opfer besuchen und pflegen Orte wie Sandormoch. Hier entstehen ganz eigene Erinnerungsorte, da die jeweiligen Opferkollektive unterschiedliche Formen des Gedenkens pflegen. Unter den Einwohnern von Medvežegorsk ist die Existenz der Gedenkstätte allerdings weitgehend unbekannt. So erscheint die Erinnerung an den Stalinismus stark fragmentiert: Die nahezu ungebrochene

Modernisierungserzählung steht einer Reihe von Opfergedächtnissen gegenüber, die wiederum nur lose miteinander verbunden scheinen.

Ekaterina Makhotina gelingt mit ihrer Lokalstudie, was nur wenige Untersuchungen zur russischen Erinnerungskultur leisten: Sie vermisst eine Erinnerungslandschaft, die sehr viel heterogener ist als die Inszenierungen staatlicher Geschichtspolitik. Ihre Feldforschungen zeigen die Persistenz der sowjetischen Sinnstiftungen und zugleich die Eigenständigkeit der gesellschaftlichen

Kräfte bei der Auseinandersetzung mit der stalinistischen Vergangenheit. Weder setzt sie die staatliche Geschichtspolitik mit der russischen Erinnerungskultur gleich, noch idealisiert sie gesellschaftliche Aufarbeitungsinitiativen. Vielmehr beschreibt sie eine Topographie unterschiedlicher Erinnerungsorte und geschichtspolitischer Akteure, die der Heterogenität der russischen Erinnerungskultur gerecht wird.

Jörg Ganzenmüller, Weimar/Jena

Außerdem wurden in recensio.net Besprechungen in rein elektronischer Form als jgo.e-reviews 2015, 1 zu folgenden Büchern veröffentlicht:

RUDOLF AGSTNER: Von Kaisern, Konsuln und Kaufleuten – Österreich und die Ukraine 1785–2010. Pro Cisariv, konsuliv i kupciv – Avstrija i Ukrajina 1785–2010. (Ruth Leiserowitz)

JÖRG BABEROWSKI, GABRIELE METZLER: Gewalträume. Soziale Ordnungen im Ausnahmezustand / Hrsg. von Jörg Baberowski und Gabriele Metzler. (Christopher Gilley)

JOCHEN BÖHLER, STEPHAN LEHNSTAEDT: Gewalt und Alltag im besetzten Polen 1939–1945. / Hrsg. von Jochen Böhler und Stephan Lehnstaedt. (Grzegorz Rossoliński-Liebe)

KATEŘINA ČAPKOVÁ: Czechs, Germans, Jews?. National Identity and the Jews of Bohemia / Translated by Derek and Tarzia Paton. (Mirjam Zadoff)

FLORIAN DIERL, ZORAN JANJETOVIĆ, KARSTEN LINNE: Pflicht, Zwang und Gewalt. Arbeitsverwaltungen und Arbeitskräftepolitik im deutsch besetzten Polen und Serbien 1939–1944. (Frank Grelka)

NATASCHA DRUBEK: Russisches Licht. Von der Ikone zum frühen sowjetischen Kino. (Eva Binder)

ALFRED EISEFELD, GUIDO HAUSMANN, DIETMAR NEUTATZ: Besetzt, interniert, deportiert. Der Erste Weltkrieg und die deutsche, jüdische, polnische und ukrainische Zivilbevölkerung im östlichen Europa / Hrsg. von Alfred Eisfeld,

Guido Hausmann und Dietmar Neutatz. (Georg Wurzer)

REGINA FRITZ: Nach Krieg und Judenmord. Ungarns Geschichtspolitik seit 1944. (Gerhard Seewann)

ANNA HOLIAN: Between National Socialism and Soviet Communism. Displaced Persons in Postwar Germany. (Ruth Leiserowitz)

RUDOLF JAWORSKI, FLORIAN PETERS: Alltagsperspektiven im besetzten Warschau – Perspektywy codzienności w okupowanej Warszawie. Fotografien eines deutschen Postbeamten (1939–1944) – Fotografie niemieckiego urzędnika pocztowego (1939–1944). (Stephan Lehnstaedt)

OLGA KURILO: Mobilität und regionale Vernetzung zwischen Oder und Memel. Eine europäische Landschaft neu zusammensetzen / Hrsg. von Olga Kurilo. (Ruth Leiserowitz)

ANNA KUXHAUSEN: From the Womb to the Body Politic. Raising the Nation in Enlightenment Russia. (Katharina Kucher)

STEFAN LAMPADIUS, ELMAR SCHENKEL: Under Western and Eastern Eyes. Ost und West in der Reiseliteratur des 20. Jahrhunderts / Ed. by Stefan Lampadius and Elmar Schenkel. (Martin Munke)

OLAF MERTELSMANN: Die Sowjetisierung Estlands und seiner Gesellschaft. (Karsten Brüggemann)

OLAF MERTELSMANN: Everyday Life in Stalinist Estonia. (Karsten Brüggemann)

MICHAEL MOSER: Language Policy and the Discourse on Languages in Ukraine under President Viktor Yanukovich (25 February 2010 – 28 October 2012). (Mark Brüggemann)

- WOLFGANG MUELLER: A Good Example of Peaceful Coexistence?. The Soviet Union, Austria, and Neutrality, 1955–1991. (Walter Iber)
- LEONARD F. NEDAŠKOVSKIJ: Zolotoordynskie goroda Nižnego Povolž'ja i ich okrug. (Wolfram von Scheliha)
- MARY C. NEUBURGER: Balkan Smoke. Tobacco and the Making of Modern Bulgaria. (Tricia Starks)
- JOANNA PISULIŃSKA: Lwowskie środowisko historyczne w okresie międzywojennym (1918–1939). (Norbert Kersken)
- MONICA RÜTHERS: Juden und Zigeuner im europäischen Geschichtstheater. „Jewish Spaces“ / „Gypsy Spaces“ – Kazimierz und Saintes-Maries-de-la-Mer in der neuen Folklore Europa. (Matthias Stadelmann)
- ELMAR SCHÜBL, HARALD HEPPNER: Universitäten in Zeiten des Umbruchs. Fallstudien über das mittlere und östliche Europa im 20. Jahrhundert / Hrsg. von Elmar Schübl und Harald Heppner. (Eva Mäder)
- VICTOR SPINEI: The Romanians and the Turkic Nomads North of the Danube Delta from the Tenth to the Mid-Thirteenth Century. (Krista E. Zach)
- ANGELIKA STROBEL: Mar'ja Ivanovna Pokrovskaja. Ärztin, Hygienikerin, Feministin (1852–1922). (Hans-Christian Petersen)
- GYULA SZVÁK, D. V. LISEJCEV: Delo T. Ankundinova – Az Ankungyinov-Ügy. Evropejskij avantjurist iz Moskovii – Egy európai kalandor Moszkóviából / Pod redakcją Dżuly Svaka. Podbor i podgotovka tekstov, komentarii D. V. Lisejcev – Szerk. Szvák Gyula. A dokumentumokat vál., sajtó alá rend., jegyzetekkel ell. D. V. Liszejcev. (George E. Munro)
- ALFRED TOCZEK: Lwowskie środowisko historyczne i jego wkład w kulturę książki i prasy (1860–1918). (Norbert Kersken)
- TATJANA TÖNSMEYER, VELEK LUBOŠ: Adel und Politik in der Habsburgermonarchie und den Nachbarländern zwischen Absolutismus und Demokratie. / Hrsg. von Tatjana Tönsmeier und Velek Luboš. (Christoph Augustynowicz)
- ANNEMARIE WEBER: Rumäniendeutsche?. Diskurse zur Gruppenidentität einer Minderheit (1944–1971). (Krista E. Zach)
- GERHARD WOLF: Ideologie und Herrschaftsrationality. Nationalsozialistische Germanisierungspolitik in Polen. (Martin Munke)
- ANNA WOLFF-POWĘSKA, PIOTR FORECKI: Der Holocaust in der polnischen Erinnerungskultur. / Hrsg. von Anna Wolff-Powęska und Piotr Forecki. (Grzegorz Rossoliński-Liebe)